

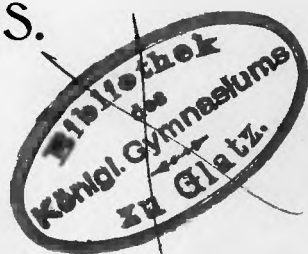
Königl. evangelisches Gymnasium
zu Hirschberg in Schlesien.

Verm. Schr. 41.

V, 287.

Festschrift

zur Feier des
zweihundertjährigen
Bestehens.



Hirschberg i. Schl.
1912.

In Kommission bei P. Röbbke.



1080

~~Zbiornica
Księgozbiorów Kabezuszczanskich
w Stalino~~

225.D.1956

Zur Geschichte des Hirschberger Gymnasiums.

Von Direktor Dr. **Otto Miller.**

Die Geschichte des Hirschberger Gymnasiums zerfällt in zwei deutlich geschiedene Hauptabschnitte. Im ersten Zeitraum steht die Anstalt als ein Teil des Hirschberger evangelischen Kirchsystems mit diesem in innerlichstem Zusammenhange, wird von diesem allein erhalten, dafür aber auch durch dieses in ihrem ganzen Wesen bestimmt. Daher führt die Schule ein Sonderdasein, das von den rein örtlichen Bedürfnissen und Anschauungen geregelt wird und nur durch den Ephorus, den Rektor und die Lehrer, die von auswärts her berufen sind, mit der Gesamtentwicklung des Bildungswesens in Berührung kommt. In der zweiten, noch gegenwärtig dauernden Periode bildet unsere Schule ein organisches Glied des staatlichen Unterrichts- und Bildungswesens und wird in allen Einrichtungen durch dieses ausschlaggebend beeinflusst. Die eben geschilderte anfängliche Form tritt unter den ersten drei Direktoren Steinbrecher (1712—1732), Hensel (1732—1765) und Bauer (1767—1799) in Erscheinung. Die zweite hat sich äußerlich und endgültig mit dem Jahre 1858 durchgesetzt, in dem das Patronat über das Gymnasium von dem evangelischen Kirchenkollegium der Hirschberger Gnadenkirchgemeinde an den Staat übergegangen ist. Rektor Moritz, vom September 1799 bis 1808, ist von mancherlei Gedanken und Plänen bewegt, die eine neue Zeit ankünden, bleibt aber im wesentlichen ein Nachläufer seiner drei Amtsvorgänger. Die Zeit von 1808

bis 1858 sucht und bildet den Übergang vom Alten zum Neuen. Ganz auf dem Boden des Neuen steht Direktor Dr. Albert Dietrich, der 1854 an die Spitze der Anstalt berufen wurde¹⁾; sein Vorgänger Dr. Karl Linge (1828—1848) ist bei der Leitung des hiesigen Gymnasiums wenig in den Vordergrund getreten, und in der Zeit von 1848—1854 war Direktoratsverweser Prorektor Ender, der bei aller Tüchtigkeit als bloßer Stellvertreter wirklich neue Bahnen nicht wohl einschlagen konnte. Das wichtigste Glied aber in der Reihe der Männer, die der Hirschberger Gelehrtenschule vorgestanden haben, bildet Rektor Gotthelf Wilhelm K ö r b e r.

Bis in seine Zeit hinein hat Direktor Dietrich die Geschichte des Gymnasiums bearbeitet. Die fleißige, ertragreiche Arbeit erschien in dem Programm zur Feier des 150jährigen Jubelfestes und bildet für die Zeit bis 1812 die einzige im Druck vorliegende ausführliche Darstellung zur Anstaltsgeschichte. Da diese Abhandlung vergriffen ist, läge der Gedanke an einen Neudruck nahe. Allein bei aller Verdienstlichkeit des genannten Aufsatzes würde es den Absichten seines Verfassers selbst nicht entsprechen, wenn ein Neudruck diese Beiträge „Zur Geschichte der Anstalt“, wie er sie selbst betitelt, zu einer Geschichte der Anstalt in der behandelten Zeit stempeln wollte. Das Material zu einer solchen ist von Dietrich mit trefflicher Einsicht aufgestapelt, das Wichtigste, die Aufdeckung des Zusammenhanges, in dem die geschilderte Entwicklung mit den allgemeinen Verhältnissen des Ortes und der Zeit und mit dem besonderen Wesen der in Betracht kommenden Persönlichkeiten steht, fehlt. Diese innerliche Seite des Werdeganges der Anstalt zu erfassen, hat sich Rektor K ö r b e r bemüht. Da Dietrich dessen Darlegungen nicht ausgenutzt hat, glaube ich einen Auszug aus der im Archiv lagernden Anstaltsgeschichte von Körbers Hand hier darbieten und daran einige Studien über diesen nicht nur für seine Zeit merkwürdigen Mann anschließen zu dürfen. Möchten diese bescheidenen Beiträge, die ich der jubelnden Anstalt darbringe, sich später einmal als brauchbare Bausteine für eine wirkliche Geschichte unseres Gymnasiums erweisen.

¹⁾ Über diesen hochverdienten Schulmann vgl. Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier des Erfurter Gymnasiums,

I.

In den Akten der Anstalt findet sich, in unleserlicher Schrift flüchtig hingeworfen, eine Ausarbeitung Körbers. Das alte Papier, in das ich sie eingeschlagen fand, trägt mit Bleistift von späterer Hand — es scheint mir die des Direktors Dietrich zu sein — die Aufschrift: „Bericht über die Schulverfassung des Lyceums in Hirschberg von Körber 1809? (ist noch in 2 besseren Abschriften vorhanden)“. Die Abschriften haben sich trotz allen Suchens im Gymnasialarchiv nicht gefunden, sind auch in den mir mit dankenswerter Freundlichkeit zur Verfügung gestellten Gymnasialakten der hiesigen Gnadenkirche nicht vorhanden. Der mit Fragezeichen versehene Zeitansatz auf dem Umschlag ist falsch. Der von Körber nicht datierte Aufsatz erwähnt einmal die Zahl der Schüler im März 1810 als die der gegenwärtigen Schüler; damit ist Frühjahr oder Frühsommer dieses Jahres als Zeitpunkt für die Entstehung des Berichts gegeben. Dazu stimmt der übrige Inhalt. Die 47 Foliospalten und 5 Zeilen füllende, in § 46 abbrechende Darstellung ist nämlich ein nicht zu Ende geführter Entwurf für das von Körber auf den 17. Juni 1810 datierte, viel ausführlichere „Gutachten betreffend das ev. Lyzeum zu Hirschberg, auf Erfordern gehorsamst eingereicht von Körber, Rektor desselben“. Das schließe ich daraus, daß manche Stellen dieser ersten Ausarbeitung in dem Gutachten nach Wortlaut oder Sinn wiederkehren²⁾, mehr aber noch aus

²⁾ Als Beispiele führe ich nur an: Der Entwurf sagt § 41: „verschmelzen läßt sich eine gelehrte Schule mit einer Bürgerschule nicht ohne Nachteil für beide,“ das Gutachten § 8: „Es ist ja auch schon von mehreren Pädagogen eingesehen, daß eine Bürgerschule wohl verbunden werden könne mit einer gelehrten, nicht aber mit ihr verschmolzen werden dürfe.“ Im § 42 des Entwurfs stehen die Worte: „Je mehr sich ein Jüngling entwickelt, also der künftig Studierende, desto mehr muß er freien Spielraum zum Erfinden, Anwenden, Verarbeiten usw. haben“, das Gutachten sagt § 15: „Je mehr sich im Jüngling der selbständig Studierende entwickelt, desto mehr muß er freien Spielraum zum Erfinden, Anwenden, Verarbeiten usw. haben“ und dann folgt die Schilderung des Ablaufes eines Tages für einen Hirschberger Primaner; ich lasse den Text des Gutachtens drucken und setze die Abweichungen des Entwurfs in Klammern: „Wie es jetzt ist, kommt ein Primaner um 11 Uhr aus der Klasse. Er hat vielleicht noch eine Information (ein Informatorium) bis 12 Uhr. Dann ist er und soll (muß) um 20 Minuten auf 2 Uhr wieder in der Klasse sein . . . An das vertere in succum et sanguinem der Lektionen, Privatlesung der Alten ist dabei wenig oder gar nicht zu denken. Nur sehr wenige quos aequus amavit Jupiter, und die vielleicht mitten im Soldatenlager sich des Studierens ebensowenig enthalten würden, strengen sich so an. Aber mit welchem Nutzen für ihren Körper? usw.“

dem gleichen Zweck, den beide Aufsätze verfolgen. Hier wie dort soll nämlich die Unhaltbarkeit der bestehenden Unterrichtsverfassung klargelegt und der Weg zu besseren Zuständen ermittelt werden.

Im Entwurf wird beides vermittels einer geschichtlichen Übersicht über die Entwicklung der Anstalt versucht. Die Darstellung ist in zwei Hauptabschnitte gegliedert: A) Wie das Hirschberger ev. Lyceum entstanden sei und was auf dasselbe verändernd eingewirkt habe (§ 1—37) und B. *Der jetzige Zustand des Lycei. Abschnitt B ist nicht vollendet.* Offenbar sah Körber ein, daß dieser Weg für seinen gegenwärtigen Zweck zu umständlich sein würde. Deswegen brach er mitten in B ab und wählte nunmehr die Form des Gutachtens, die in Reinschrift oder doch wenigstens in leicht lesbarer Form bei den Akten liegt.

Im Eingange des Entwurfs vermerkt Körber, daß er beim Antritt seines Amtes nur einige Bogen Schulakten vorgefunden habe, diese, die Programme und mündliche Belehrungen seien seine Quellen; im übrigen sei er auf Rückschlüsse angewiesen³⁾. Er geht dann von den eigentümlichen Umständen aus, unter denen unsere Schule ins Leben gerufen wurde. Das hiesige Lyceum, so führt er aus, entstand 1709 mit der hiesigen Gnadenkirche. Vor dieser Zeit war die Stadtschule längst wieder katholisch und Trivialschule geworden, der gelehrtere Unterricht aber in den Händen der Jesuiten. Man wollte nun die durch die Altranstädter Konvention erlangte Konzession zur Errichtung einer evangelischen Kirchengemeinde und Schule ausnutzen, um allen Bildungsbedürfnissen der evangelischen Einwohner Hirschbergs zu genügen, und so wurde die 1709 gleichzeitig mit der Kirche begründete Elementarschule sehr bald auf 5 Klassen und eine Mädchenschule als 6. Klasse erweitert; die Knabenschule aber erhielt 1712 durch Wahl des Rektors Steinbrecher die Form einer gelehrten Vollanstalt. In den 5 Klassen dieser Schule wurde der Unterricht nach gelehrtem Zuschnitt gegeben, denn

³⁾ Dietrich hat also mehr zur Verfügung gehabt: die Gymnasialakten des hiesigen evangelischen Kirchenkollegiums, die mustergültig geordnet vorliegen und die ich mit besonderem Danke auch einsehen durfte, ferner einige handschriftliche Aufsätze Körbers, deren Mitteilung er dem Sohne Körbers Professor Dr. Körber in Breslau verdankte.

gelehrte, auf Latein gegründete Bildung galt jener Zeit schlechthin als höhere Bildung. Fremde Schüler zogen zu, es brachte allein Rektor Steinbrecher eine Anzahl Primaner aus Torgau, seinem bisherigen Amtssitze, mit⁴⁾, so daß dadurch die neue Anstalt alsbald eine wohlbesetzte Prima hatte.

Die junge Schule gedieh; Bedenklichkeiten über ihre Richtung und Endziele gab es nicht. Der Unterricht bewegte sich im breiten Gleise der damals üblichen Gewohnheit. Der Geist des Lehrens scheint von jeher humanistisch gewesen zu sein. Das pietistische System hat die hiesige Schule fast gar nicht berührt; es wurde wohl von den Kirchlehrern abgewehrt.

Demnächst würdigt nun Körber die Persönlichkeiten, die mit der Leitung der Schule nacheinander betraut wurden. Er sagt: Magister Steinbrecher soll ein gelehrter Mann, auch in Orientalien gewesen sein. Sein Amtsnachfolger Hensel (1732 bis 1765) besaß wohl in einigen gelehrten Fächern Ruf, scheint aber für eine Vervollkommnung des Unterrichts nicht eben tätig gewesen zu sein. Weit bedeutender ist jedenfalls der dritte Rektor Bauer (1767—1799). Da Körber ein Jahr nach Bauers Tode sein Amt als Prorektor in Hirschberg antrat, dürfte sein Urteil über diesen auf recht bestimmter Grundlage ruhen. Er meint: Bauer beginnt in mehrerer Hinsicht eine zweite Epoche der Schule und ist der wichtigste ihrer Lehrer und Vorsteher. Als ein Schüler Ernestis war er sehr gelehrt und vielseitig; Phantasie und spekulatives Vermögen aber scheinen seine schwächsten Talente gewesen zu sein. Mit der Zeit fortzustudieren war seine Sache nicht. Sogar große Erscheinungen im Gebiete der Philologie ließ er liegen, wenn sie mit seiner Ernestischen Weise nicht zu harmonieren schienen. Er schöpfte alles aus dem reichen Vorrate, den er von seiner Jugend her mitgebracht hatte. Als Lehrer war er nicht ökonomisch. Er hielt keinen bestimmten Plan fest; er goß aus der Fülle seines Wissens alles hin, was ihm einfiel. Zu rühmen ist an ihm sein guter Wille, sein Fleiß, seine gründliche Genauigkeit, vor allem der Umstand, daß er eine bestimmte

⁴⁾ Körber gibt, wie übrigens auch Dietrich S. 4, an, es seien 22 Scholaren mit Steinbrecher gekommen. Die sichersten Nachrichten über Steinbrechers Amtsantritt und über die Eröffnung der gelehrten Schule finden sich auf den ersten Blättern des ältesten Albums der Schule. Dort hat Steinbrecher selbst nur 20 Torgauer Schüler eingetragen.

wissenschaftliche Individualität besaß⁵⁾). Pädagogik als besonderes Studium scheint ihm gar nicht eingefallen zu sein. In Bauers beste Zeit fiel die Basedowsche Revolution. Bauer merkte wohl den Wind in Basedows Treiben, zugleich hielt er aber auch den bleibenden Hauch darin für Wind⁶⁾). Auch was J. J. Rousseau, Wolke, Salzmann, Guts Muths, Fr. Gedicke u. a. dachten, ließ er größtenteils ungelesen zum offenbaren Gewinn seiner Muße. Alles Neue auf dem Gebiete des Erziehungswesens erschien ihm als ein ebenso böses Phänomen wie in politischer Hinsicht die französische Revolution. Am schwächsten war er in der Aufrechterhaltung der Disziplin, in die er mehr mit wohlwollendem, aber oft irrendem Eifer eingriff, als daß er deren psychologische Wirksamkeit studiert hätte. Es war ein Glück, daß ihm der strenge, klarblickende Kircheninspektor und Ephorus Kahl bei Handhabung der Zucht zur Seite stand. Als dieser 1786 starb und sein Nachfolger Fritze in Warmbrunn, schon wegen der Entfernung vom Schulorte, Bauer nicht in gleicher Weise unterstützte, riß eine böse Unordnung ein. — Daß ein großer Philologe zugleich ein großer Rektor und Lehrer sein müsse, galt aber noch immer für ausgemacht, und Bauers Ruf als Philolog und Theolog zog viele her.

Demnächst geht Körber auf die Veränderungen ein, die sich besonders zu Bauers Zeiten im Schulwesen vollzogen; er versucht, sie nicht bloß äußerlich darzustellen, sondern auch aus dem großen Zusammenhange der Zeit und der besonderen Bedingungen der Örtlichkeit und dem Wesen der ortseingesessenen Bevölkerung zu verstehen. Er fährt fort: Eine

⁵⁾ Körber hebt zutreffend hervor, daß Bauer den Thucydides-Studien von den Tagen des Hochschulbesuches bis ans Lebensende treu blieb. Das Gymnasialarchiv verwahrt noch Teile eines Thucydides-Kommentars von Bauers Hand, der sich als ein Konglomerat zahl- und, so viel ich sehe, wertloser Einzelbemerkungen darstellt. — Daß Bauer daneben Polyhistor war, hat Körber gewußt; ich lasse die darauf bezüglichen Stellen weg, weil Dietrich alles Nötige darüber beibringt.

⁶⁾ Es wäre interessant, den Einflüssen Basedowscher Lehren auf den Erziehungs- und Lehrbetrieb am Hirschberger Gymnasium näher, als dies Körber tut, nachzugehen. Der Lehrplan, der im Programm von 1770 veröffentlicht wird, sieht für die Prima Unterricht in der „neuesten Geschichte nach den Zeitungen mit nötigen Anmerkungen“ vor; auf Zeitunglesen aber legte Basedow besonderen Wert. Im Redakt des Jahres 1777, dessen Thema die Geschichte der Erziehung bildete, wurden durch einen Primaner an letzter Stelle die sogenannten philanthropischen Erziehungsvorschläge behandelt.

evangelische Schule öffentlichen Ansehens gab es in österreichischer Zeit nicht, weil den Lutheranern als Häretikern bloß die Gnadenkirche und -schule übergeben war und sich der katholische Magistrat um diese nicht kümmerte. Die preußische Okkupation Schlesiens änderte daran zunächst nichts; das Lyceum blieb nur von der Kirchgemeinde abhängig, sonst unabhängig, eine Unabhängigkeit, die der Schule nur scheinbar genützt, in der Tat aber geschadet hat. Denn die gelehrte Schule mußte zugleich, nachdem schon 1742 die fünfte Klasse wegen Verminderung der Schülerzahl weggefallen war, Elementarschule sein und mit dem A B C anfangen. Sodann begannen sich die Bedürfnisse der Schüler geltend zu machen, die wohl eine über das Elementare hinausgehende, aber keine eigentliche gelehrte Bildung erhalten sollten. Diesen neuen Anforderungen suchte man nun Rechnung zu tragen und gab der Anstalt den im Programm von 1770 veröffentlichten Lehrplan, der Elementar-, Real- und gelehrte Schule in unglaublicher Weise verquickte und schließlich mit den außerordentlich fortgehenden Lektionen wie z. B. über die Institutiones Justinianae auf das Gebiet der Universität übergriff. Die neue Gestaltung führte neben Bauers (übrigens zuletzt versagendem) Rufe der Anstalt Schüler zu, schließlich aber sank mit der Zucht die Frequenz, wozu das Aufblühen der deutschen (elementaren) Schulen, endlich auch Privat institute beitrugen.

Schuld am Rückgange war auch die Rückständigkeit der Schuleinrichtungen, des ganzen Geistes in der Schule und die ökonomische Lage der Anstalt. Das wird erst verständlich, wenn man folgende Erwägungen allgemeinerer Art anstellt: Der Charakter des alten Hirschbergers trug das Gepräge einer gewissen Originalität. Da nach Hirschberg viel Geld durch den Handel floß, da dieses Geld weniger noch angeerbt als durch Fleiß verdient war und durch Ordnung zusammengehalten und vermehrt wurde, da Hirschberg für die Hauptstadt des Gebirgslandes gelten konnte, Fremde unseren Ort (wenn man die trockenen Geschäfte abrechnet) nicht so häufig berührten, so hatte der Hirschberger eine gewisse Selbstzuversicht, ein Gefühl seiner (wenngleich zum Teil kleinlichen, aber gediegenen) Tugenden, eine Art von reichsstädtischem Gefühl. Er wollte nicht etwas sein, aber er war etwas. Freilich

wohnte dieses Gefühl eigentlich nur im Kaufmannsstande, war also Korporations-Geist; freilich war der Reichtum eine äußere Bedingung dieses Gefühls. Aber es lag unstreitig auch etwas Ideales und Edles dabei zum Grunde. Wenn er daher sich entschloß, für irgend einen Zweck etwas zu tun, so tat er's mit Aufwand von reichen Mitteln. Die spätere Zeit hat sich bisweilen über die kleinlichen Formen lustig gemacht, in welchen dieser Geist auftrat, aber das Edle im Inneren nicht genug beobachtet. Die geistigen Revolutionen, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts im kultivierten Europa sich hervortaten und den Zeitgeist im einzelnen verbesserten, im ganzen verschlechterten, wirkten auch durch tausend Mittelglieder auf unser Lyceum: Aufklärung, Genußsucht, Auflösung patriotischen Lebens in reger kosmopolitischer Reflexion, Egoismus, Halbheit des Willens, Scheu vor großen Anstrengungen; Entfremdung vom Übersinnlichen — das schlich sich nach und nach in Hirschberg ein.

Zwar konnte dieser böse Geist langsamer als anderswo hier im Gebirge Boden fassen. Nur der Kaufmann kam mit dem Auslande in Berührung, für das übrige Volk war die Lage isoliert. Daher erhielt sich der echt schlesische Charakter im Riesengebirge noch am längsten. Der deutsche Schlesier ist quasi ein gedämpfter Süddeutscher; es ist in ihm eine poetische Grundlage, aber sie ist mit dem strengen Sinne des Norddeutschen versetzt. Eine gewisse Behaglichkeit, Treuherzigkeit, Gemütlichkeit ist daher im Schlesier, aber meist weniger bestimmt markiert als im Süddeutschen. Schlesien, nie ein unabhängiges Land, konnte zu keinem recht individuellen Nationalcharakter kommen; immer macht irgend ein fremder Anflug seine eigentlichen Grundzüge schwer erkennbar. — Seit durch österreichische Regierungsmaßregeln und durch die folgenden Friedrichs II. allorts das Bürgertum gelähmt war, so war damit das Aufstreben zu etwas Großem nicht mehr zu erblicken. Unendlich viel Gutes tat der Schlesier, aber alles mehr im Kleinen und Einzelnen. — So war man in den evangelischen Kreisen Hirschbergs anfangs erfreut und opferbereit, als man die Freiheit zu eigenem Kultus erhielt, aber es geschah nichts Großes, um Kirche und Schule auf Jahrhunderte sicher zu stellen. So verabsäumte man es — bei allen an-

sehnlichen Geschenken, die der Kirche, den Lehrern und armen Schülern zuflossen — der Kirche und Anstalt Grundstücke, Landgüter oder auch Kapitalien zu übereignen, durch deren Erträge Kirche und Kirchsule für die Zukunft sichergestellt worden wären. Als nun die Geldmittel bei Niedergang des Wohlstandes versiegten und überdies infolge des Wechsels der Gesinnung, wie er oben dargelegt ist, der Opfermut sich in Gleichgültigkeit wandelte, mußte die Anstalt in die übelste Lage kommen. Jede Verbesserung sollte der Aufbesserung der ökonomischen Verhältnisse der Schule dienen, sollte nicht Geld kosten, sondern eher Geld bringen, sollte örtlichen Bedürfnissen dienen und erstickte doch in Kleinlichkeit und Halbheit. Hier liegt der innere Grund für den Verfall der Schule.

Die Darstellung Körbers wendet sich nun wieder den Persönlichkeiten zu, die für die weitere Entwicklung der Anstalt bedeutsam waren. 1789, so berichtet er weiter, traten zwei neue Lehrer in das Kollegium ein, die einen neuen Geist mitbrachten: Moritz und Fischer. Dieser war ein tüchtiger Schüler des großen Philologen Fr. A. Wolf. Er übte die Zucht nach Trozendorfs Vorbilde und war selbst eine ästhetische Natur, die in sich die Kraft besaß, Begeisterung zu wecken und den Schülern die Schule lieb zu machen. Freilich fehlte ihm die selbstlose religiöse Liebe Pestalozzis, er zielte vielmehr auf Effekt. Viel nüchterner war Moritz. Gründlich, sachlich, bescheiden, besonnen, fleißig, wie er war, konnte er nicht begeistern. 1789 arbeiteten Fischer und Moritz einen neuen Plan aus: der Bürgerschulcharakter der beiden unteren Klassen wurde verstärkt, Französisch zu einem allgemein verbindlichen Unterrichtsfache erhoben, Griechisch und Hebräisch Wahlfach. Statt des Klassensystems wurde zum Teil das Lektionssystem eingeführt: Sekundaner z. B. wurde der genannt, der am Lateinunterricht der Sekunda teilnahm; er konnte aber im Deutschen gleichzeitig in Prima und im Griechischen in Tertia sitzen. Auch für einzelne Fächer des Unterrichts wurden gegen ermäßigtes Schulgeld Schüler als Hospitanten zugelassen. Das Ganze blieb ein Flickwerk und kann dem späteren Beschauer nur den Ruf entlocken: Hätten sich damals Staat und Stadt zu einer Radikalreform des Lyceums geeinigt!

Nach Bauer erhielt 1800 Moritz die Leitung der Anstalt; ihm schwebte wohl eine bestimmte Ansicht vor, wie das Gefüge der Anstalt beschaffen sein müsse, aber er kam nicht vom Flecke, denn erstens er liebte Geräusch und Aufsehen nicht, zweitens er hatte bei aller Pflichttreue für seine Lektionen nicht die Kraft dazu, drittens er mußte, weil er mit Schulden aus dem Prorektorat ins Rektorat aufrückte, Nebenerwerb im Dienste des Kgl. Jauerschen Bergamtes suchen, viertens sein Gemüt litt unter Krankheit und Todesfällen in seiner Familie, fünftens der Wille seitens des Staates und der Stadt fehlte. Demnach ist unser Lyceum, das ist der Schluß, den Körber aus dieser geschichtlichen Betrachtung zieht, eine für den Bürgerschulzweck verkümmerte Gelehrtenschule und eine für den gelehrten Zweck verkümmerte Bürgerschule. Die Zahl der Lektionen ist ein buntes Gemengsel, die Schüler sind mit Lehrstoff überladen.

Die Wege zur Besserung sind nur zu finden, so dürfen wir in Körbers Sinne folgern: durch eine gründliche Umgestaltung, die von großen einheitlichen Gesichtspunkten ausgeht und auf möglichst geläuterter fachmännischer Einsicht beruht. Zu solcher Aufgabe war Körber berufen; der nächste Abschnitt sei seiner Persönlichkeit und seinem Entwicklungsgange gewidmet.

II.

Über Körber ist verhältnismäßig viel geschrieben⁷⁾. Sein äußerer Lebensgang war folgender: Er wurde am 5. Februar 1775 zu Breslau in kleinbürgerlichen Verhältnissen geboren. Er liebte seine fromme Mutter innig, den Vater verlor er, als er kaum 7 Jahre alt war. Als kleinen Knaben ließ ihn die

⁷⁾ De vita Godofredi Guilielmi Körberi. Oratio ad memoriam viri anté annum defuncti pie recolendam XI. Cal. Dec. a. p. habita a C. A. Balsamo, praec. sup. ord. Hirschbergae, sumtibus amicorum 1829 typis Krahnii. Balsam wurde 1823 hier Oberlehrer, war also nur in den letzten Jahren Zeuge der Tätigkeit Körbers. Er hat fleißig gesammelt, was er erreichen konnte, bleibt aber recht am Äußerlichen haften. — Ferner erschien in der Allgemeinen Schulzeitung, Jahrgang 1829, Abteilung 2, Nr. 55 S. 449—454 eine Würdigung Körbers, die im „Boten aus dem Riesengebirge“ Jahrgang 1829 Nr. 22 und 23 abgedruckt wurde. Der Verfasser nennt sich nicht. — Insbesondere auf den Schulschriften Körbers, aber auch auf mündlichen Überlieferungen fußt Emil Rosenberg, Gottfried Wilhelm Körber in der Zeitschrift „Der Wanderer im Riesengebirge“ Band X, 1905, S. 198 ff. — Körbers Nachlaß hat A. Dietrich a. a. O. S. 36 benutzt. — Vgl. S. 6, A. 3.

Wärterin fallen, und infolgedessen verkrüppelte er. Seine Bildung fand er am Elisabet-Gymnasium in seiner Vaterstadt, Arletius, Lieberkühn und Scheibel hatten besonderen Einfluß auf ihn. Er bezog 1793 die Universität Halle. Er sagt in dem Schreiben, mit dem er sich am 29. September 1799 um die Stelle eines Prorektors bewirbt⁸⁾, daß er Theologie zu seiner eigenen Belehrung, doch nie zu künftigem ausschließlichem Gebrauche studiert habe; als Hauptfach habe er die Schulwissenschaften getrieben. Besonders wandte er sich der Philologie unter Friedrich August Wolfs Leitung zu, dessen philologischem Seminar er angehörte; daneben trieb er sehr eifrig Hebräisch, wie ihn überhaupt das Studium der Sprachen sein Leben lang fesselte⁹⁾. Er sprach und schrieb fertig Französisch und konnte Polnisch so weit, daß er in dieser Sprache wenigstens zu lesen vermochte. In Geschichte beherrschte er viele Gebiete, Mathematik und Physik waren ihm wenigstens nicht ganz fremd. — 1796 kehrte er nach Breslau zurück und wurde bald nachher in das Königliche Stadtschulen-Seminarium seiner Vaterstadt aufgenommen, wo er bis zum Zeitpunkt seiner Meldung nach Hirschberg praktische Übung im Unterrichten fand. Zugleich war er als Gehülfe, wie er selbst a. a. O. sagt, in fünf Klassen des Elisabet-Gymnasiums zu Breslau tätig. Der Ober-Amts-Regierungs-, Ober-Consistorial- und Ober-Pupillen-Rat Steinbeck zu Breslau empfahl ihn am 6. Oktober 1799 dem Hirschberger Kirchenkollegium „als einen sehr geschickten und redlichen Schulmann, den man hier nicht gern verlieren wird und von dem man allgemein versichert, daß er in einem höheren Wirkungskreise mit großem Nutzen bei einer Schule wegen seiner großen Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften gebraucht werden kann“.

Am 2. Dezember 1799 wurde er durch Stimmenmehrheit zum Prorektor des Hirschberger Lyceums gewählt, am 9. Dezember desselben Jahres nahm er die Wahl an. Das Oberkonsistorium zu Breslau erklärte unter dem 11. Dezember wegen

⁸⁾ Das Schreiben ist bei den kirchlichen Gymnasialakten noch vorhanden und von Dietrich a. a. O. S. 36, 37 zum Teil veröffentlicht.

⁹⁾ F. A. Wolf nennt ihn in einem Briefe vom 12. September 1822 seinen „polyglottischen Freund“.

Bestätigung der Wahl nicht berichten zu können, weil derselbe erst die „Recognition wegen seines Pädagogischen Examinis“ einreichen müsse; Körber selbst wurde verboten, sein neues Amt anzutreten, ehe die Bestätigung von Berlin eintreffe.

Körber muß sich über seine Fähigkeit zur Bekleidung des ihm zugedachten Amtes wohl ausgewiesen haben¹⁰⁾, die kirchlichen Akten schweigen darüber; im Gymnasialarchiv aber liegt die Confirmation des zeitherigen Seminaristen Gottfried Wilhelm Körber zum „Prorektor bey der evangelischen Schule zu Hirschberg“; sie ist von Berlin aus auf den 3. Januar 1800 datiert¹¹⁾.

Am 21. April 1800 wurde er eingeführt. Er eroberte sich die Herzen seiner Schüler, gewann sich die Gunst des Kirchenkollegiums, und als Moritz am 12. September 1807 starb, wurde er von sämtlichen anwesenden Mitgliedern des Kirchenkollegiums am 22. Januar 1808 einstimmig zum Rektorat berufen; die Bestätigung erfolgte unter dem 13. Juni 1808; von einer feierlichen Installation wurde der traurigen Zeiten wegen auf Körbers eigenen Wunsch Abstand genommen. Unverzüglich ging der neue Leiter an eine Umgestaltung der Verhältnisse, und es ist bekannt, wie er zunächst die Zucht auf einen ge-
deihlicheren Grund zu stellen suchte; seine Ansprache an ein verehrliches Publikum vom Jahre 1808 und seine Disciplin-gesetze für die Prima des hiesigen Lycei vom gleichen Jahre sind in der vorliegenden Literatur über Körber (vgl. S. 12 A. 7)

¹⁰⁾ Es genügte vielleicht ein Zeugnis Wolfs vgl. Arnoldt, Leben Fr. A. Wolfs II, S. 64. — Über das ganze Verfahren vor 1810 vgl. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen I, S. 545 f.

¹¹⁾ Das Direktorium über das gesamte evangelische Schulwesen in dem Herzogtum Schlesien und in der Grafschaft Glatz (mit Ausschluß der Ritterakademie zu Liegnitz und des Waisenhanes zu Bunzlau) führte vermöge besonderen Auftrages laut Kabinettsorder vom 13. Oktober 1787 Freiherr von Seidlitz und Gohlau, Chef-Präsident der Oberamtsregierung in Breslau; die schlesischen Gelehrtschulen standen also bis auf die in Klammer gesetzten nicht unter dem Oberschulkollegium; das Abiturientenexamen, das in Hirschberg seit Bauers Zeiten (vgl. Dietrich a. a. O. S. 21, 22) üblich war, wurde 1789 durch den Präsidenten von Seidlitz allgemein angeordnet, auch bestimmt, daß sich jeder Abiturient ein halbes Jahr, ehe er abgehen wolle, einer Vorprüfung zu unterziehen habe, der die endgültige kurz vor dem Abgange folgen solle. Vgl. P. Schwartz, Die Gelehrtschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium I, S. 47, 494 ff. — Zu der letzten Stelle sei bemerkt, daß Akten über Abiturientenprüfungen an der hiesigen Anstalt in großer Zahl im Gymnasialarchiv, wenn auch ungeordnet, noch vorhanden sind.

ebenso wie seine sonstigen Schulschriften: die Metagramme, auch wohl seine Anzeigen in Gebirgs- und Provinzialblättern so eifrig benutzt, daß hier von erneuter Berücksichtigung abgesehen werden darf. Ja, ich glaube, daß das Bild Körbers nach den letzten beiden Quellen einigermaßen verzeichnet erscheinen kann. Hier nämlich wie auch in den zahlreichen mündlich überlieferten Zügen tritt der alternde Körper besonders hervor. Er ist ein geistvoller, aber etwas absonderlicher Herr; schreibselig und scherzhaft, aber doch auch nicht selten halsstarrig und dann schroff; bald weitschweifig, bald gesucht kurz. Seine Größe ruht aber in den Leistungen seiner Glanzzeit, ruht nicht in dieser und jener geistsprühenden Gelegenheitsäußerung und Nebenbemerkung, sondern in seiner gesamten pädagogischen Grundanschauung, die ihn mit weitem Blicke das gesamte Bildungswesen umfassen läßt.

Um dies zu verstehen, muß man zunächst seinen Werdegang innerlich zu erfassen suchen. Die Quellen dafür sind nicht ganz so dürftig, wie es scheint.

In der Zeitschrift: Neue Bibliothek für Pädagogik, Schulwesen und die gesammte pädagogische Literatur, herausgegeben von Guts Muths, findet sich im Jahrgange 1811, Band 2, auf Seite 1 ff. ein Aufsatz Körbers, „Rückblicke eines gewesenen Schulmanns in seine eigenen Jugendjahre“, der im Jahrgange 1812 derselben Zeitschrift im Julius- und August-Stücke Seite 1 ff. fortgesetzt wird. Der Aufsatz beginnt mit den Worten: „Es ist längst schon den Pädagogen, neulich erst wieder von Niemeyer, empfohlen worden, ihre eigenen Knaben- und Jünglingsjahre prüfend sich zurückzurufen, um sich daher Maximen für die Bildung fremder Jugend abzuleiten. Ein Beispiel von Befolgung dieses Rats geben die Bemerkungen, die ich hier mitteile. Sie rühren von einem meiner vertrautesten Freunde her, der über sein Schulamtsleben forschend nachzudenken und die Resultate niederzuschreiben pflegte.“ Danach sind es nicht Selbstbekenntnisse Körbers selbst, die folgen; ich glaube aber, daß es bloße Einkleidung ist, wenn er für seine Person die eines vertrauten Freundes einsetzt; denn die äußeren Lebensumstände, die erwähnt werden, treffen für Körper zu, und manche seiner pädagogischen Anschauungen erklärt sich aus den hier geschilderten Jugenderfahrungen.

Doch man lese und urteile selbst. Der Aufsatz lautet in seinen Hauptabschnitten wie folgt¹²⁾:

1.

„Ich bin in einer Stadt und Festung¹³⁾ geboren. Ich wurde nicht eben häufig hinausgetragen oder geführt. Die Sorgen des Lebens drückten meine Eltern zu schwer¹⁴⁾, um sie an öftere Spaziergänge denken zu lassen. Unbewußt daher, daß erst draußen die rechte Natur und die mannigfaltigste Welt sei, war mir das ganze Universum nur in der Form des Stadtviertels gegeben, in welchem ich wohnte. Jenseits des Tors lag mir eine dunkle, zauberische Welt, die mir, der sie so selten besuchen konnte, ein Gewimmel von Augen-Eindrücken, tausend verworrene Töne und unzählige Rätsel zum Grübeln nach Hause gab. Aber diese Eindrücke blieben niemals lange. Ich gewann keine Liebe zur ländlichen Freiheit, keine Sehnsucht nach ihr. Die Ursachen zu dieser Gleichgültigkeit suche ich in dem Treiben meiner zu lebhaften Imagination, die sich nach und nach eine innere Welt schuf, welcher Stadt und Land gleich dienend die Stoffe liefern mußten; in der viel zu geringen gymnastischen Richtung¹⁵⁾, die meiner Erziehung gegeben wurde, und in der Macht der Gewohnheit. Erwachsen lernte ich das Land besser würdigen und wärmer lieben¹⁶⁾. Aber wie lebhaft mußte ich die übermäßige Verstädterung (sit venia verbo) bedauern, die mein Los war! Tausende der gemeinsten Dinge, deren Kenntnis der Dorfknabe fast mit der Muttermilch einsaugt, blieben mir lange unbekannt, und die Scham, so Bekanntes zu erfragen, ließ sich selten und spät überwinden. Ich las längst klassische Autoren, ehe ich die

¹²⁾ Einige Teile, die ganz allgemeine Betrachtungen enthalten, habe ich nicht abdrucken lassen; es schien mir aber wichtig, im übrigen Körper unverkürzt reden zu lassen, damit die Eigenart seines Wesens und seiner Sprache klar zum Ausdruck komme.

¹³⁾ Breslau, der Geburtsort Körbers, war damals Festung.

¹⁴⁾ Körbers Vater war Barbier; daß er in dürftigen Verhältnissen lebte, bezeugt Balsam a. a. O. S. 10, 11, 31 d.

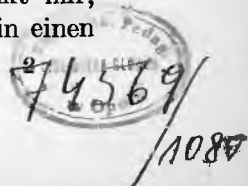
¹⁵⁾ Gymnastische Übungen als Bedürfnis für die heranwachsende Jugend hat Körper in seiner Amtszeit nachdrücklich betont. Vgl. unten Abschnitt III.

¹⁶⁾ Körper war später ein eifriger Freund der Natur; er liebte es, solange sein Körper es zuließ, weite Wanderungen zu unternehmen, und er zog sich nicht selten auf einige Tage in das Landleben zurück, um dort ungestört nachdenken und arbeiten zu können.

Gänse von den Enten unterscheiden konnte, und ich wußte die Getreidearten in sechs Sprachen zu benennen, ehe ich sie am Halme unterschied. Wisset und beherzigt ihr alle es schon, Eltern in großen Städten, wie sehr ihr euren Söhnen schadet, wenn ihr verabsäumt, sie zeitig mit der ländlichen Natur bekannt zu machen? welche Gabe von Gesundheit sie dann entbehren müssen, welches Kernsinnes der echten Menschheit, welcher festen Grundlage des späteren abgezogenen Wissens, welcher Momente der Überzeugung ihrer selbst und anderer, welcher frohen Sicherheit im gesellschaftlichen Verkehre? Ärmster Vater im Innern der großen Stadt, gib deinen Knaben auch nur einen Sommermonat lang einer immerhin armen, nur gesunden und sittlich reinen Bauernfamilie in die Kost; denn diesen Teil der Bildung können ihm auch die besten Stadtschulen nicht ersetzen. Das leitet auch auf eine Frage, welche die Schulen in Städten gilt. Sollte es nicht gut sein, außer naturhistorischen und geodätischen Exkursionen, auch andere (selbst die abstrakten) Unterrichtsfächer manchmal einen Tag draußen im Freien zu lehren? Es müßte wohl auch zur Befreiung vom flachen, verworrenen Buchstabenwesen beitragen, auf welche jetzt so sehr gedrungen wird. Es ist wahrlich ein Unterschied, inter silvas Academi quaerere verum und inter parietes. Ich habe im späteren Leben oft versucht, im Schoße der freien Natur nicht bloß Gedichte zu lesen, sondern auch klassische Prosaisten zu studieren oder philosophischen Reflexionen nachzugehen, niemals ohne an Tiefe der Gedanken, an Neuheit der Ansichten, an Gewißheit des Erkannten zu gewinnen. Am klaren, ruhigen See, am rauschenden Wasserfalle, auf dem kahlen Gipfel sehr hoher Berge oder auch nur im stillen Wäldchen jeder Gegend schließen sich Ideen-Combinationen auf, welche dem Arbeiter in der Stube verweigert sind. Freilich wird dieser Gewinn am vollsten dem Einsamen zuteil. Aber auch die Familiengesellschaft einer Schulklasse gewönne. Die Übel der Ungewohnheit und andere Hindernisse würde ein denkender Schulmann zu beseitigen wissen.

2.

Wie widrig Zwiespalt der Eltern vor den Augen der Kinder auf diese wirke, habe auch ich erfahren. Es war, dünkt mir, in meinem fünften Jahre, als meine Eltern eines Tages in einen



lebhaften Zwist gerieten. Noch kann ich mir das unbeschreibliche Mißbehagen zurückrufen, das ich dabei fühlte. Die Erscheinung war mir schreckbar neu; die bisherige Indifferenz der Eltern ging auseinander; es war mir, als spaltete sich der Bau der Welt (um meinem damaligen Gefühle jetzt hinterher einen Ausdruck zu geben). Zugleich fühlte ich mich so verlassen; denn in den Wesen, durch die allein ich bestimmt war und ohne welche ich gar nicht sein konnte, war kein Halt noch Zusammenhang. Mußten sie mich doch auch, einzig mit dem Gegenstande des Streits beschäftigt, ganz außer acht lassen. Auch mochte wohl die Gewalt der heftigen Worte den schwachen Knaben¹⁷⁾ physisch erschüttern. Bestimmt erinnere ich mich auch, daß, zumal bei der stark ausgesprochenen Behauptung jeder Partei, sie habe recht, meine erst keimende Vernunft in die peinlichste Spannung versetzt wurde, acht zu geben, wer denn nun wahrhaftig recht habe und behalten werde, und daß ich mich, um die Spannung zu endigen, wirklich in kindischer Einfalt (vielleicht aber auch nach richtigem dunkeln Gefühle) für den einen Teil entschied. Der Zwist ging vorüber, aber ein Teil meiner paradiesischen Ruhe und Glückseligkeit war dahin; ich war, wenngleich solche Zwiste äußerst selten viefien, doch einmal mit der Möglichkeit derselben bekannt geworden. In späterer Zeit widerfuhr es mir sogar einmal, daß der eine Teil die Schwachheit hatte, mich mit in die Parteilung zu ziehen. Wäre das öfter geschehen, so wären Dünkel, Verachtung beider Eltern und rebellischer Ungehorsam die unausbleibliche Folge gewesen. Der Knabe, der sich von Eltern um ein Gutachten angegangen, wenigstens der Teilnahme gewürdigt sieht, muß sich ja als ein hohes Wesen vorkommen. Religiöse und wissenschaftliche Kultur und feiner Umgang haben mir freilich die Achtung gegen meine wahrhaft rechtschaffenen Eltern erhalten: aber Tausende von Kindern sind ja nicht so glücklich, wie wir Gelehrte es sind, wenigstens sein können, durch Reflexion und wissenschaftliche Ascetik Jugendeindrücke abzuschwächen, und ich kann doch nicht leugnen, daß meine kindliche Ehrfurcht ohne jene Szenen noch zarter geworden wäre. Möchten doch Eltern, die einmal in den unglücklichen

¹⁷⁾ Hier spielt Körber m. E. auf seinen unglücklichen Körperzustand an, den die Nachlässigkeit der Wärterin verschuldet hatte. S. 13.

Fall des Zwistes geraten, wenigstens insoweit Herrn der Aufwallung sein, daß sie die Kinder zuvor fortschicken. Wie sehr entstellt nicht schon der Zorn des Zankes die Gebärde! Welche Unbesonnenheiten entschlüpfen dem Aufgebrachten! Und Eltern sollen doch dem Kinde das Vorbild sittlicher Schönheit sein.

3.

Meine gute Mutter wirkte weit weniger auf mich als mein Vater, obgleich dieser nicht eben höhere Begriffe von Erziehung hatte als jene. Aber er gebot und verbot mir wenig; sprach immer in kurzen nachdrücklichen Worten, und der Drohung folgte allzeit die Vollziehung. Das gab ihm in meinen Augen das Ansehen von Unfehlbarkeit; seine kurzen Bescheide kamen mir so ehrwürdig vor wie Orakel; ich sah, wie wenig ich war, da ich immer mit wenigen Worten abgefunden wurde. Und da er mich selten schlug¹⁵⁾, da ich manche seiner Veranstaltungen zu meiner Wohlfahrt zu begreifen anfang, und da er mir auch manches Vergnügen machte, da er mich selbst lehrte an Feierabenden und mit mir spielte: so gesellte sich zu meiner Achtung auch Liebe. Die Liebe zu meiner Mutter war mehr pathologischer Art. Diese Mutter erzog mich mit der Breite von Worten, die dem größeren Teile der Frauen eigen ist. Sie entwickelte immer das ganze System von Gründen, warum ich gehorchen müsse. Es schlich sich bei mir der Wahn ein, ich müsse doch eine consistente Natur sein, da mich die Mutter mit so umständlicher Mühe zu bekämpfen für nötig fand. Ihre Deductionen beschäftigten mich durch ein fremdartiges Interesse; meine Aufmerksamkeit wurde vom vorliegenden Gehorsam abgeleitet. Die Folgen der Unart in der Zukunft, die sie mir immer vorhielt, wirkten fast gar nichts. Was war mir (6—12 jährigem) Knaben die Zukunft, der ferne dunkle Raum, in welchem, Gott weiß was, alles sich ändern konnte, das dunkle Fernland der Phantasie! Religiöse Drohungen der Mutter erschütterten mich einigermaßen, aber nicht zu bleibender Folgsamkeit. Die Ankündigungen, was für Strafen ich zu gewärtigen habe, wenn ich noch einmal so ungehorsam sein werde, waren mir willkommene

¹⁵⁾ Manche Züge dieser Art von Zucht kommen in Körbers pädagogischen Anschauungen zum Ausdruck. Abschnitt III.

Fristen, zumal, seitdem ich wahrgenommen, daß sie oft gar nicht in Erfüllung gingen. Sie beschwor mich oft mit Ent-rüstung, ich solle sie nicht quälen, und ich sah es ihr oft genug an, daß sie sich über mich wirklich ärgerte. Daß ich sie je absichtlich ärgern wollte, kann ich mich nicht entsinnen. Aber es schmeichelte mir doch das Kraftgefühl des Widerstandes, das sie in mir aufregte. Der Vater dagegen erschien mir unerschütterlich, und ich wußte im voraus, daß der sich ärgern-de Teil immer meine Wenigkeit sein würde. Selbst sein auf-wallender Zorn war nur eine gereizte Erhabenheit, wobei er, der Vater, selbst nichts litt; es war kein Ärgernis (in welchem allzeit Schwäche liegt). Die Erziehung der Mutter war immer nur abwehrend. (So daß ich recht erfahren habe, was Schiller in der Glocke sagt: und wehret den Knaben.) Hätte die achtungswürdige Frau verstanden, was sie nach dem Gange ihrer eigenen Bildung nicht verstehen konnte, mich positiv nach Ideen zu bilden und besonders den Schatz von wahrer Reli-giosität, den sie besaß, dazu zu benutzen — wie sehr würde sie sich ihr Geschäft erleichtert und meine Veredelung befördert haben. Als mein Vater in meinem achten¹⁹⁾ Jahre gestorben war, konnte sie mich wenig mehr regieren. Ich wuchs und fühlte mich stärker. Ich war in die Flegel-Octave gelangt, wie sie Lichtenberg nennt. Ich hatte, so sehr ich im gym-nastischen Sinne *ιδιώτης* war, doch auch eine Dosis von gym-nastischem Streben, eine Sehnsucht nach Abhärtung, eine Nei-gung zu kecken Streichen, wie die Knaben um mich her mit hohem Ruhm innerhalb des Gremii der Straßenjungen voll-führten, später zu großen Taten, die ich durch die Sprachen und Wissenschaften kennen lernte.

Diesen männlichen Sinn verstand die gute Mutter nicht. Sie nahm ihn nur von Seiten seiner widerstrebenden Natur, hielt ihn daher oft für böse und suchte ihn vergeblich zu unterdrücken, statt ihn zu leiten²⁰⁾. Ihre herzliche Liebe glaubte mir durch Verweichlichung wohl zu tun; ich aber trachtete nach Härte unter den Widerwärtigkeiten der Natur.

¹⁹⁾ Balsam S. 10 sagt, der Vater Körbers sei gestorben: cum filiolus vix septimum aetatis annum attigisset.

²⁰⁾ Körber glaubte, gymnastische Übungen seien schon deshalb unent-behrlich, damit die überschäumende Kraft der Jugend ein Feld habe, auf dem sie sich harmlos betätigen könne. Vgl. Abschnitt III.

Ich sollte den conventionellen Regeln des engen, gemeinbürgerlichen Lebens gemäß einhergehen; ich aber haßte die einengende Konvention und wollte Freiheit meiner Kraftäußerungen. Auch gaben mir die Schulstudien, denen ich mich bald mit eifrigem Triebe widmete, eine Ahnung, daß dieses conventionelle Wesen wohl nicht das Höchste sei.

Die Schulstudien entfremdeten mich der Mutter noch auf andere Weise. Durch die biblische Geschichte und dann durch die Alten war ich in eine vollkommeneren Welt versetzt, als die mich umgebende war; da regte sich der jugendliche Geist mit üppiger Freiheit. Ich ließ nun die Bildung der Körperkraft fahren, zu der ich nicht angeleitet, ja die mir nur immer als gefährlich oder unschicklich verboten war. Ich lag ohne Rast über den Büchern. Das hatte für das Verhältnis zu meiner Mutter den doppelten Nachteil, daß ich, reicher geworden an Ideenverbindungen und allgemeiner Weltansicht, ihre Sphäre der Erkenntnis überflog und daher oft mit ihrer niedern Ansicht in Kampf geriet (wenngleich nicht sie mit Dünkel verachtete) und daß ich in der socialen Welt meines Standes fremd, ungenlenk und schüchtern wurde, und daher oft aus Scheu dem Verkehre mit derselben widerstrebte, welches die Mutter nicht selten für boshafte Ungehorsam nahm, die Unbeholfenheit selbst aber für ein unheilbares, bejammernswürdiges Übel hielt, so daß ich bis zur Universität hin selbst glaubte, ich würde in der Welt gar nicht fortkommen. Endlich hatte auch meine Mutter eine gewisse Ängstlichkeit und etwas Kleinliches in ihrer liebevollen Sorgfalt für mich. Ich dagegen wurde nach und nach durch die Studien für die großen Ideale begeistert. — Diese mannigfaltigen Reibungen wurden immer peinlicher, je mehr ich zum Jüngling heranwuchs. Es war für sie und für mich ein glückliches Ereignis, daß ich im neunten Jahre aus ihrer nächsten Nähe in die Hände einer anderen Familie kam, so daß ich nur von Zeit zu Zeit mit der Mutter lebte²¹⁾. Aber dennoch, je älter ich wurde, desto mehr beklemmte es mich, daß sie mich so wenig begriff, und ich

²¹⁾ Über diesen Punkt habe ich nähere Aufklärung nicht finden können, Balsam sagt S. 11: Quos beneficiorum largitores fantoresque nactus sit Koerberus in sustentanda rei familiaris angustia ac fere egestate, cum per scholae tempus, tum praecipue in literarum universitate, haud pro comperto habemus.

machte diesem Gefühle durch unkindliche, rauhe Heftigkeit Luft. Ja, was mich schon oft mit bitterer Reue erfüllt hat, erst als Hausvater lernte ich ihre Eigentümlichkeit tragen und mit Zartheit ausbeugen, wenn ein disharmonisches Gefühl im Anzuge war. Hätte ich von meinem Vater noch einige Schläge mehr erleben können oder noch besser: wäre ich sogleich nach seinem Tode der mütterlichen Pflege entnommen worden: so hätte ich mir diese Reue und der wohlmeinenden Mutter viele trübe Stunden erspart. Wie soll der elterlichen Unbeholfenheit im Erziehen abgeholfen werden? Durch den Staat? Er kann das Gute nur möglich machen, nur hinwegräumen die Hindernisse, nicht aber erzwingen, was aus der innersten Neigung kommen muß. Durch Schriften? Tausende lesen sie nicht; andere Tausende werden durch die Buchhändleranzeigen, worin auch die elendsten Fabrikate angepriesen werden, verwirrt; denn diese Anzeigen, nicht kritische Journale, fallen in die Hände der meisten. Und was ist der Buchstabe gegen den lebendigen Lehrer! Der habe gelesen. Ein vorzüglicher Pädagog also bewege einige der guten Sache günstig gestimmte Familien der höheren Stände (die doch von den niederen so gern nachgeahmt werden) zu einem Bunde für die Erziehung der Kinder, in welchem er Lehrer und Ratgeber sei, ohne daß er notwendig die Kinder selbst unterrichten müßte. Sobald die Kinder schulfähig sind, würde am besten ein Schulmann diese Stelle verwalten, müßte aber dafür nur mit wenigen andern Geschäften an der Schule beladen sein. Welch ein Übel ist nicht ohnehin der lockere Zusammenhang der meisten Schulmänner mit den Eltern der Kinder²²⁾! Wie wenig aber Erziehung der Knaben durch verwitwete Mütter taue, lehren Idee und Erfahrung einträchtig. Der Mann muß den Knaben, das Weib das Mädchen erziehen, bis der Mensch so weit gediehen ist, daß ihn die Liebe erzieht durch das andere Geschlecht zur Totalität der Menschheit. Ein Waisenknabe werde einer Familie, die einen Vater hat, einverleibt, oder im Ermangelungsfalle einem Erziehungs-Institute.

²²⁾ Der Vorschlag, Kinder unter den Einfluß eines fachmännisch gebildeten Erziehers zu stellen, kehrt im Jubelprogramm von 1809 S. 46 f. und im Gutachten von 1810 § 28 wieder. Hier wird auch ein näherer Umgang der Lehrer wie mit den Schülern so mit den häuslichen Behörden derselben empfohlen.

4.

Mein Vater lehrte mich rechnen. Er war kein wissenschaftlich gebildeter Mann, und mochte von der Wechselrechnung, bis zu welcher sein ehemaliger Lehrer die Schüler geführt hatte, wohl nichts mehr wissen. Arbeit raubte ihm oft die Muße, Nahrungskummer oft die Heiterkeit. So konnte er mich nur selten vornehmen und unterwies mich sechsjährigen Knaben in den vier Speciebus, wie er konnte. Ich fing also unmethodisch genug an. Aber wie hing mein Herz an diesem Unterrichte! Ich fühlte mich geehrt, daß der Mann, der keine Zeit verschleuderte, sich für mich abmüßigte; o! und es war ja der Vater, der mich lehrte. Der Mann leuchtete mir voran, von dem ich mein ganzes Dasein abhängig fühlte; der mir alles gab, was ich hatte; durch dessen Leben alle meine frohen Gefühle bestimmt waren. Das Neue seines Entschlusses, mich zu lehren, erfreute mich, denn ich hatte nur immer gehört, in der Schule werde Rechnen gelernt, und nie erwartet, daß der bedrängte Vater sich mit mir würde plagen wollen. Er spielte nicht mit diesem Unterrichte; er gab ihn mit trockener Strenge sogar; aber die Neigung war dafür gewonnen, und so wurde mir die Anstrengung Spiel. Die kümmerlich fortgefristete Unterweisung unterblieb zuletzt auf einer noch niedrigen Stufe. Ich bedauerte diese Stunden wie ein hohes Gut, und als ich eines Morgens geweckt wurde, weil der Vater verscheiden wollte, war mein erster Schmerzensruf: wer wird mich nun das Rechnen lehren.

So erfuhr denn auch ich, wie ersprießlich es ist, wenn die leiblichen Erzeuger auch die geistige Bildung (die erste) geben. Ein geheimer zauberischer Zug fesselt das Kind an den Lehrer, dem es das ganze Dasein verdankt; die Bildung wird mehr aus einem Stücke vollbracht; das Kind darf sich in keine fremde Natur erst finden; tausend verwandte Anklänge der Kindesseele hallen in der des Vaters wieder; tausend Fragen versteht er, der das Kind von dem ersten Lallen an um sich gesehen, noch ehe sie von den Lippen kommen, und weiß sie, wenn auch einfältig, doch treffend zu beantworten; das Lernen erscheint dem Kinde gar nicht als ein Muß, sondern als ein Stück des häuslichen Lebens, nicht verschieden von anderen Arbeiten und Erholungen; sogar kleine Ungerechtigkeiten in der Behandlung nimmt das Kind vom Vater williger hin, denn es begeht sie

ja der, dem es ganz angehört und in hundert Rücksichten mit Recht unterlegen ist (etwa so, wie ein Grieche die Götter lieben und ehren konnte, trotz mancher despotischen Mißhandlungen von ihnen). Und der Vater freut sich des schöpferischen Bildnergeschäfts, er sieht mit Vergnügen im leiblichen Abbilde auch seine geistige Form sich wiederholen; er überschaut des Kindes ganze Art und kann es darum besser verständigen und lenken, als der fremde Lehrer. Freilich ist, wenn diese Vortheile eintreten sollen, zu verlangen, daß der väterliche Unterricht eine gewisse Naturgemäßheit, wenngleich immerhin keine schulgerechte Form, habe, und dieses Lob möchte ich der Manier meines Vaters darum beilegen, weil sie mich so sehr anzog. Einen Nachteil des väterlichen Unterrichts entsinne auch ich mich bei jenem Rechnen bemerkt zu haben: ungeduldige Hitze gegen das Kind, wenn es nicht fassen will oder nicht behalten hat oder nicht bald richtig anwendet. Ich habe diesen Fehler bei lehrenden Vätern in meinem Leben öfter bemerkt. Ob hier die väterliche Eitelkeit (ungern Stumpfsinn an seinem Ebenbilde wahrzunehmen) im Spiele ist? oder die getäuschte Erwartung, die Sache müsse ja leicht gehen, da man das Kind so gut kenne und es sonst ohne Mühe zu Tätigkeiten bestimme? Der fremde Lehrer hat weniger im Urtheile der Leute zu verlieren, wenn sein Schüler, der nicht sein Kind ist, talentlos geboren wurde; und er tritt unbefangen zum Geschäfte des Lehrens hin; er treibt es mit ganzer Anspannung, nicht so beiher als häusliche Zugabe. Glücklicher oder vielmehr unglücklicher Weise besitzen unter den Vätern nur pauci, quos aequus amavit Juppiter, die Geschicklichkeit, Muße und Sorgenfreiheit, ihre Kinder selbst zu lehren; die meisten müssen sie, privatim oder öffentlich, gleich von vornherein schulen lassen. Das Menschenleben erfüllt nun einmal nicht alle frommen Wünsche der Erziehungskunst. Aber die frommen Wünsche selbst, die Ideen, von denen sie stammen, sind ja, weil sie hinaussschreiten über die Schranken der Wirklichkeit, die Bürgen göttlicher Natur in uns, und solche Bürgschaft überwiegt jenes Bedauern.

7.

Meine Kinderjahre (bis zum 8. Jahre) waren eben nicht golden. Eine enge, nicht helle Wohnung, der Schmutz des

Handwerks, fast tägliche Seufzer über nahrlose Zeit, wirkliche Versagungen vieler (natürlichen oder gewordenen) Bedürfnisse, Ärgernis mit Gesinde und Kunden, Krankheiten der Eltern, Mangel an mir zusagendem Umgange, Unbekanntschaft mit dem freien Leben der Natur, fast auch der Straße, Klatschereien, denen der Eintritt über die Schwelle nicht ganz versagt werden konnte, Entbehrung der Freude, welche aus beharrlich bildender Einwirkung, die mir fehlte, entspringt — daraus bestand das Gold meiner Kinderjahre. Eigentlich ist es mein ehernes Alter gewesen, wenn ich die Weihnachtssonne und die Genüsse beschäftigter Wißbegierde und Phantasie ausnehme. Aber eines verdanke ich diesen Kinderjahren, das für alle andern Freuden überschwänglich entschädigt: Sinn für Religion.

Ich vergegenwärtige mir noch lebhaft die schönen Abenddämmerungen, in welchen meine Mutter, mich herumtragend, geistliche Lieder sang. Diese Lieder waren aus einer Zeit, da man zum Liederdichten noch etwas mehr erforderte, als ein Hauptpastor oder Diaconus sein, nämlich religiöse Begeisterung und Poesie, die in vielen heutigen Gesangbüchern den Adelingischen Regeln getrost aufgeopfert worden sind. Wie hätte sich der Johanneische Pestalozzi über meine Mutter gefreut! Mit sanfter, süßer Gewalt ergriffen mich diese Lieder. Ich horchte und horchte und mag wohl auch die Händlein gefaltet haben. Wie ein Reich Gottes tat sich mir auf; ich hatte an diesen Abenden, das weiß ich noch heute, eine milde, fromme, kindliche, ich möchte sagen, heilige Gesinnung, wie mir denn auch die gute Mutter ihre Zufriedenheit mit meinem Tun und Treiben nicht versagen konnte, so lange diese Klänge und Vorstellungen noch wiederhallten. Ich verstand freilich viele Ausdrücke in diesen Liedern nicht; aber der mir zusammenhängend verständlichen waren genug; manches hellte mir die Belehrung, wenn auch dürftige, auf, und übrigens fand ich mich instinktartig zurecht. Ich verstehe mich hier selbst wohl. Bewahre mich Gott, die Erkenntnis des Verstandes zu verachten! Was kann herrlicher sein als das Denken, welches selbst eine göttliche Tat ist, auf das Göttliche angewandt? Ich meine nur, das Übersinnliche, das im Menschen ursprünglich gesetzt ist, als Gott, Gewissen usw., wurde mir ins Bewußt-

sein gebracht durch diese Gesänge, und wenn ich einmal auf diesem Boden war, konnten ein paar dunkle Vorstellungen ab und an nichts verschlagen; die Hauptsache, der Grund in aller wahren Religion, war gewonnen. Ich segne meine Eltern, daß sie, ohne selbst zu wissen, wie trefflich sie daran taten, mir die Ahnung Gottes schon eher gaben, als ich noch keine matte Theorie der Schule gefaßt hätte; daß sie mir den Gedanken des Heiligen eher einpflanzten, ehe noch die rechte Sünde kam, und die größere Zerstreung. Die belesensten Theologen wußten damals noch nichts von der später aufgekommenen Maxime, die jetzt endlich hier und dort wieder abkommt, die Beschaffenheit der Luft erst vorzudemonstrieren, ehe man sie zu atmen dem Kinde verstattet, oder es mit der Theorie des Hebers bekannt zu machen, ehe ihm die Brust gereicht wird, mit anderen Worten: Gott, die Wurzel alles Seins erst begrifflich zu machen (auf das Begreifliche muß man freilich Verzicht leisten), ehe man das Kind zu ihm hinweist. Keine Erkenntnis zu dulden, die nicht durch den Begriff kommt — das ist spätere Losung gewesen. Wir haben gesehen, wie weit wir damit im Erkennen, Wollen und Fühlen gekommen sind.

Ich mußte früh und abends beten, vor und nach Tische, und sah es die Eltern gleichfalls tun. Oft hatte ich keine Andacht dabei. Oft wurde ich gezwungen. (Ein Erzieher meiner späteren Jahre machte es umgekehrt; er versagte mir das laute, regelmäßige Beten, wenn ich nicht gesammelt war, mit dem Beifügen, daß ich mich Gott als mißfällig nicht nahen dürfe. Das wirkte mächtig auf mich.) Indessen entsinne ich mich keines Schadens, den das mechanische Geplapper mir gebracht hätte. (Doch kann es sein, daß die sinnvollere Erziehung, die ich vom neunten Jahre an außer dem Hause des verstorbenen Vaters erhielt, mich vor solchem Schaden bewahrt hat.) Dagegen weiß ich, daß ich auch sehr oft andächtig betete; daß mir der Gedanke an Gott und die Beschäftigung mit ihm etwas wurde, das sich von selbst verstünde; daß mir bei unerlaubtem Dichten und Trachten eben deshalb die Erinnerung an Gott schneller in den Weg trat und mich in manchem Schlechten aufhielt; daß ich mich gewöhnte, Tag und Nacht nicht auf heidnische Weise gleichsam als einen zufälligen Fund oder als eine notwendige Revolution der Natur

zu betrachten, an der weiter nichts sei, sondern als ein Geschenk des liebevollen Gottes und das Leben als bedürftig der Weihe in jedem seiner Teile. Ich kam zeitig unter eine gewisse Theokratie, die dem Leben getaufter Menschen erst den wahren Wert gibt; ich lernte endlich durch eingepflichtetes Beten auch frei beten und meine religiösen Vorstellungen unaufgefordert an Gott richten. Es ist in der Tat die Frage, ob eine allzu ängstliche Scheu vor dem Mechanismus im Beten im Anfange der religiösen Erziehung nicht dem höchsten, dem freien Beten selbst auf zeitlebens nachteilig wird. Mir dünkt, das Gebet wolle, wie jede Seelenverrichtung, geübt sein. Wer nie als Kind in Formeln beten mußte, wird später, wenn sein Herz voll ist, nur Stoßseufzer tun, wie der Matrose im Sturm; die länger gehaltene selige Unterredung mit Gott hat er nicht geübt. Bedarf doch auch die schöne Kunst, die ja auch etwas Göttliches ist (nur ein Teil, die Religion das Ganze), einer Übung, und das Genie wird nie etwas Ganzes erzeugen, wenn es nicht mit mechanischen Übungen der Elemente anfangt.

Ich bekam Bibelsprüche zum Auswendiglernen. Viele darunter verstand ich nicht ganz; mehrere waren exegetisch unrichtig; erklärt wurden mir wenige recht. Die einen habe ich in der Folge verstehen, die andern recht übersetzen gelernt. Gesetzt, mir wäre beides nicht ganz zuteil geworden, so hätte ich doch immer, wie geschehen ist, einen Schatz gesammelt von Lehre, Warnung und Trost in erhabenen einfacher Sprache, aus einer Urwelt, die in der Zeit so fern zu stehen scheint, wie der Himmel im Raum, herüber gerettet. Der du den Wert dieses Schatzes nicht begreifst, gehe hin und lies in den ersten Blättern von Lichtenbergs Posthumis.

Dem häuslichen Vorlesen, Hören von Predigten habe ich als Kind fast nie etwas abgewinnen können. Die Schuld mochte teils daran liegen, daß Predigten für mein Kindesalter nicht paßten, teils an der schlechten Declamation. Aber das häusliche Singen an Sonn- und Festtagen erbaute mich sehr. Da ich ein vortreffliches Gedächtnis besitze, so lernte ich die vornehmsten Lieder des starken *schen Gesangbuchs alle kennen, viele auswendig. Wie mancher Vers, der ἀληθῶς θεοπνεύστων Paul Gerhard, Richter, Luther, Casp. Neumann usw. und später des sanften Gellert hat mich mahnend, war-

nend, tröstend durch das Leben geleitet! Dank euch, ihr Unsterblichen! Wo die heutige Jugend so oft trostlos schwankt oder in wilder Verworrenheit dem Abgrunde zutaumelt, habt ihr mich fest und aufrecht erhalten. Heute neigt sich der häusliche Cultus merklich zum Ende, wenn er sich nicht durch unvorherzusehende Antriebe wieder aufrichtet. Dadurch wird auch der kirchliche fremder und gleichgültiger; der Geistliche findet mehr unvorbereitete Herzen; das Kind, das für die kirchliche Erbauung noch zu wenig Sinn und Fassungskraft besitzt, kommt um die erhebende Anschauung vereinigter Andacht; die Kirchengemeine verlernt allmählich Melodien und Lieder, und der Gesang wird elender — doch wozu die Folgen alle aufzählen? Sie liegen am Tage. Der christliche Gottesdienst (den protestantischen meine ich, denn den katholischen kenne ich zu wenig), ist gerade zu der Lauigkeit herabgesunken, wie etwa der Götterdienst der Römer zu Octavianus Zeit.

Klagen über den Verfall der Religiosität (selbst der innern) sind töricht. Handeln gilt. Der Ewige bedarf keiner sachwaltenden Seufzer. Unsere Zeit ist nicht alle Zeit; Jahrtausende waren, Jahrtausende werden vielleicht sein, und die Idee des Göttlichen kann nie untergehen. Sie wird irgend einmal herrlich emporstrahlen, wenn in unsrer Versunkenheit keine Stätte mehr gefunden wird. Was ist ein halbes Jahrhundert für den Plan des Weltregierers? Und wie natürlich ist jener Verfall historisch betrachtet! Ich habe fast die ganze Zeit hindurch gelebt, da die Entgöttlichung anfang. Über einseitiger Polemik hatten die Theologen die harmonische Richtung zum Ganzen vergessen. Dem Verstande waren die Kräfte zum Forschen gewachsen. Er mußte versuchen, auch das Ungemeine damit anzugehen. Mancher Satz, nicht von Gott stammend, sondern von Concilien, bestand die Forschung nicht. Die Greuel der Verfolgungssucht und den Trug der Frömmelheit hatte die Menschheit lange genug erduldet. Die gefällige Oberflächlichkeit von Westen durchdrang die starke deutsche Treue. So kam Friedrichs II. Zeit. Der Aberglaube fiel (der religiöse nämlich, denn der andere steht fest noch wie eine Mauer), der Unglaube stieg. Hätte die Welt nicht die Mitte halten können? Vielleicht, aber wo ist es je der Fall gewesen? Die

Menschheit ist dem Pendel gleich, der von einem Äußersten sogleich über die Mitte hinweg zum andern eilt.

Ich komme auf den Anfang dieser Nummer zurück. Die Vorstellungen und Gefühle der Religion waren es vorzüglich, die meine dunklen, gemeinen, verkümmerten Kinderjahre erhellten, adelten und beseligten. Eine Welt ging mir im Geiste auf, deren Schimmer die enge, sichtbare mir nicht verdüstern konnte. Mit dem Ministerknaben, der im stolzen Prachtwagen bei mir vorüberfuhr, hatte ich Einen Gott, zu dem ich beten konnte; ich war getauft, wie er; ich erstand einst aus dem Staube, wie er; nicht mehr gebeugt, sondern verklärt; an den einfachern Weltverhältnissen, die ich im Evangelien-Buche anschaute, richtete sich meine schüchterne Seele auf; die festlichen Tage der Christen brachten auch in meiner Eltern Haus einen Schimmer der Freude; an Abendmahlstagen sah ich die höchste Erhebung an ihnen, und wie sie da mit besonderer Scheu das Unheilige mieden, so ermannten sie sich auch, des Lebens Sorgen wegzuerwerfen; mitten unter den Tränen, die ihr Brot benetzten, sah ich auch oft den vertrauensvollen Blick gen Himmel gerichtet und hörte ein Wort wechselseitiger Tröstung gesprochen, das nicht auf täuschende Erdenhoffnungen gegründet war. So lernte ich zeitig etwas von der erhabensten aller Künste, zu stehen, wie ein Berg Gottes,

Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen.

Das ist eben eine Seite des überschwänglichen Werts der Religion, daß sie nicht bloß für die Wohlhabenden oder Gebildeten, daß sie für alle ist. Bildung ist viel, Religion alles. Den alten Göttern stand der Glückliche näher, weil er ihr Liebling war: Gott ist gleich nahe dem Sohne des Leidens, wie dem Sohne der Freude, und *οἱ πτωχοὶ εὐαγγελίζονται.*²³⁾ —

²³⁾ Aus diesen Jugenderinnerungen erklärt sich Körbers spätere Anschauung von der ersprißlichsten Gestaltung des Religionsunterrichts. Er will nach dem Gutachten von 1810, § 18, auf der Unterstufe den Memorierstoff eingepreßt sehen, daneben aber sollen ascetische Stunden, d. h. Andachtsstunden von Schulwegen durch den Rektor oder einen anderen dazu innerlich berufenen Lehrer abgehalten werden; er setzt hinzu: „Auch die Macht des Gesanges und der Dichtkunst wird hier und auf anderen Schulen noch nicht genug für die Religion benutzt“.

Worin bestand aber eigentlich Körbers pädagogische Bildung, als er in leitende Stellung trat, und wie bildete er sich weiter? Er selbst bezeugt, daß er Basedow und seine Genossen und Nachfolger wie Wolke, Simon, Schweighäuser, Salzmann, Guts Muths, nicht minder Resewitz, Steinbart, Gedike kenne; er erwähnt Fichte, Schelling, Richters Levana, Herbart und Schwarz. Er kennt Bell- und Lancaster-Methode und citiert Niemeyer wie Niethammer. Vor allem aber ist er begeistert für Pestalozzi: ihm und seiner Beziehung zu Niederer gilt ein Teil des Aufsatzes „Bemerkungen“, den Körber in der eben angeführten Zeitschrift (Juni 1811) Seite 117 ff. veröffentlicht hat. „Über Pestalozzi“, so führt er da aus, „dürfte nicht eher abzuurteilen sein, als bis er größtenteils vergessen ist — im Reden und Schreiben des Tages; denn in die historische Unsterblichkeit ist er längst eingegangen.“ — „Jeder Erfinder eines Systems (so auch eines pädagogischen),“ fährt er fort, „hat das Recht, sich eine eigene Sprache zu schaffen, wenn und wo die bisherige nicht zureicht. Jeder Uneingeweihte wird diese Sprache nicht ganz verständlich finden. Jeder, mit dessen Tun und Treiben das System in Berührung kommt, ist verpflichtet, es zu studieren, wenn er darüber urteilen will. Diesen drei Sätzen unbeschadet, wäre doch vielleicht jedem System-Erfinder ein Mann an die Seite zu wünschen, der sich dem genialen Freunde mit dem unbefangenen Sinne hinzugeben und den neuen Fund ganz und rein aufzufassen vermöchte, andererseits aber ausgerüstet wäre mit vollständiger Kenntnis dessen, was vor dem geleistet worden und (noch und schon) von der Mitwelt geleistet wird, zugleich mit einem hohen Talente der Deutlichkeit und einer Meisterschaft über die Sprache, um die Originalgedanken des Reformators sofort umzusetzen in die gangbare Sprache oder wenigstens in ein möglichst analoges Deutsch.“ — „Sollte“, so schließt der Aufsatz, der edle Niederer ein solcher Vermittler für Pestalozzi sein? oder sonst einer derjenigen Gehülfen des originellen Greises, die zu den Deutschen öffentlich gesprochen haben? Unfähig, zu entscheiden, zweifle ich.“ — Zeigen diese Zeilen, daß Körber die Terminologie Pestalozzis nicht leicht verständlich erschien, so ergibt sich doch aus diesen Äußerungen, wie aus manchen später beizubringenden Zügen ein Be-

weis für Zieglers²⁴⁾ Behauptung, daß die neuhumanistische Richtung von Pestalozzi beeinflußt worden ist. Andererseits erhebt sich alsbald die Frage, inwieweit Körber Pestalozzis Schriften gelesen, inwieweit er von dessen Lehren nur mittelbare Kenntnis gehabt hat.

Ein Verzeichnis der Bibliothek Körbers ist nach seinem Tode gedruckt worden, weil seine hinterlassenen Bücher und Schriften am 18. August 1827 öffentlich im Gymnasium versteigert wurden²⁵⁾. Daraus ist ersichtlich, daß Körber die Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ in der Auflage von 1801 besessen hat. In der Bibliothek des hiesigen Gymnasiums fand sich zu Körbers Zeit kein Werk Pestalozzis. Dagegen stellt die Neue Bibliothek von Guts Muths²⁶⁾, die mit den Jahrgängen 1804—1815 in der Lehrerbibliothek vorhanden ist, eine Quelle dar, aus der Körber geschöpft hat; hier ist Pestalozzi vielfach berücksichtigt, hier findet sich unter anderem Karl Ritters Bericht, der sich mit der Anwendung der Pestalozzischen Grundsätze auf die höheren Schulen beschäftigt²⁷⁾. Daneben hat Körber sicher das in der hiesigen Lehrerbibliothek vertretene Revisionswerk von Campe, Niemeyers Grundsätze der Erziehung, 2. A. Halle 1796 und 6. A. 1810, das er nach dem angeführten Verzeichnis besaß, und Niethammers Streit des Philanthropinismus und Humanismus, das er auch zu eigen hatte, benutzt. Die von ihm eifrig gelesenen Schlesischen Provinzialblätter enthielten in der hier hauptsächlich in Betracht kommenden Zeit besonders zahlreiche Aufsätze pädagogischen Inhalts. Was ihm besonders wichtig erschien, pflegte er sich durch Einschlagen einer Ecke zu kennzeichnen, und es ließe sich in mühsamer Kleinarbeit ganz wohl zusammenstellen, was er besonders beachtenswert fand. Doch kann das hier nicht

²⁴⁾ Geschichte der Pädagogik ³ S. 295 ff. und die dort besonders S. 305 angeführte Litteratur. Sehr richtig hebt Ed. Spranger in seinem Buche Wilhelm von Humbold und die Reform des Erziehungswesens (Die großen Erzieher Bd. IV) hervor, wie Neuhumanismus, Pestalozzi und der neue Idealismus Goethes und Schillers, Kants und Fichtes zusammenwirken mußten, um eine neue Kulturstufe des Erziehungswesens erstehen zu lassen.

²⁵⁾ Einen Abdruck besitzt die Reichsgräflich Schaffgotsche Bibliothek in Warmbrunn.

²⁶⁾ Über die Bibliothek unter Körber vgl. H. Meuss, Programm des Gymnasiums zu Hirschberg 1905 S. 5 ff.

²⁷⁾ 1808, I, S. 17—33, 112—135 und besonders 1808, I, 193—213.

beabsichtigt werden. Nur Körbers Grundstellung zu den Fragen der Pädagogik ist zu kennzeichnen, und diese hat er selbst in einem Aufsätze der mehrfach erwähnten Neuen Bibliothek²⁶⁾ dargelegt. „Sekten-Namen“, so sagt er dort, „sind dem Fortschritte der Erkenntnis sehr im Wege. Sie liegen freilich dem Verstande, der gern sondert und bestimmt, um Raum zu schaffen, so nahe; sie sind bequem und sparen so viele Worte; aber die entgegengesetzten Nachteile werden zu sehr übersehen. Ein Name repräsentiert mit einem Schlage die ganze Denkart. Hat deine Partei noch keinen Namen, so wirst du vielleicht ruhig angehört. Mit dem Namen aber ist das Prädikat fertig; wir hören nicht weiter. So haben denn auch die Namen Philanthropinismus und Humanismus schon viel Unheil gebracht. Manche finden die Kluft zwischen beiden unübersehbar. Und wie es in allen Kriegen geht, daß Neutrale nicht sonderlich geliebt werden, so wird auch in diesem Streite auf die vermittelnde Stimme wenig gegeben. Und gerade diese Dritten, wofern sie nicht etwa mit blinder Ohnmacht ein temperiertes Gemisch aus beiden Contradictoriis zur Norm aufstellen, sondern mit positiver Kraft auf die Quelle des Streits zurückgehend, die von den Kämpfern übersehene Wahrheit hervorzuziehen streben, sondern unbekümmert, auf welche Seite sie das Forschen führe, wahrhaft forschen, mit Liebe, mit Würde, mit ruhigem Sinn, und dadurch wirklich zu der Mitte gelangen, wo die (erziehende) Menschheit fröhlich wirkt — gerade diese sind es doch, deren Bestreben den dauernden Segen schafft.“ — Zu den hier geschilderten Männern wollte Körber gehören, und so bildete er sich aus allen Anregungen, die ihm sein Bildungsgang und insbesondere seine pädagogischen Studien boten, ein Bild vom Wesen, von den Aufgaben und Mitteln der Erziehung und des Unterrichts, das im folgenden Abschnitte nachgezeichnet werden soll; denn Körbers Gedanken haben nicht nur zeitliche Be-

²⁶⁾ 1811, II, S. 119 ff. — Das oben ausgehobene Stück ist ein Abschnitt aus einem „Bemerkungen“ überschriebenen Aufsatz. Der 1. Absatz handelt über die sich mehrende Zahl der „lateinischen Sprachschneider“, der zweite über die Krugsche Sprech- und Lese-Methode, den dritten über Sekten-Namen citiere ich oben unter Weglassung entbehrlicher Zwischenbemerkungen, der vierte und fünfte über Pestalozzi ist S. 30 benutzt. — Jahrgang 1812, II, S. 21 ff. enthält weitere Miscellen von Körber; diese kehren z. T. in seinen Metagrammen wieder: a. a. O., N. 8, und Programm 1820, S. 4: Reflexion nicht Reflektion ist zu schreiben. N. Bibl. 1811, II, S. 118, und Programm 1821, S. 4.

deutung und erwecken nicht nur das historische Interesse. Wenn ich dabei die Metagramme und sonstigen Schulschriften nicht als Hauptquelle benutze, so liegt der Grund dafür neben dem auf Seite 15 Gesagten auch darin, daß Körber sich mit diesen Schriften an das breite Publikum wendet und daher weder die Tiefe seines Innern aufdeckt, noch Scherze und Übertreibungen meidet; er wollte möglichst von allen gelesen und verstanden, vor allem aber nie langweilig befunden werden; denn die „Indolenz“ des Publikums schien ihm der schwerste Nachteil für seine geliebte Schule zu sein.

III.

Das Göttliche im Menschen ist für Körber ein unleugbares Faktum, von dessen Anerkennung alle Arbeit des Erziehers und Lehrers auszugehen hat. Durch vier Organe: Verstand, Willen, Phantasie und Gefühl tritt es hervor als Wahrheit, Tugend, Schönheit und Seligkeit. Ihrer aller Verbindung, aller Organe gleichzeitige Richtung auf Gott, Einkehr des gesamten Göttlichen in den Urquell ist Religion. Die Fassung des Göttlichen in die endliche Hülle konstituiert eigentlich die Menschheit. Es gibt etwas Allgemeines, Beharrliches in der Fassung des Göttlichen im Menschen — allgemeine Menschennatur. Aber in jedem Individuum ist die Fassung des Göttlichen außerdem noch verschieden — individuelle Menschennatur²⁹⁾. Kommt es also bei dem ganzen Bildungsgeschäft darauf an, mit Ehrfurcht das Göttliche, das im Menschen liegt, zu entwickeln, so ist vor Einseitigkeit nach zwei Seiten hin zu warnen: erstens darf man nicht einseitig vom Denken alles Heil erwarten³⁰⁾, zweitens aber soll man das Individuum als solches zu erkennen streben und sich darauf beschränken, es vom Ungöttlichen (Tierischen) frei zu machen³¹⁾. Neben der Denkkraft ist der Schönheitssinn, die Phantasie oder Imagination in Pflege zu nehmen und mit der Verstandeskultur eine musikalische — wir würden jetzt sagen musische — Bildung im Sinne der Griechen zu verbinden. Religiös-moralisch soll der Unterricht wirken, um die Willensbildung zu beeinflussen³²⁾.

²⁹⁾ Denkschrift von 1809 bei Dietrich, S. 38.

³⁰⁾ Gutachten 1810 (vgl. S. 5, für die Folge kurz „1810“ citiert), § 18.

³¹⁾ Bei Dietrich, S. 38.

³²⁾ 1810, § 18.

Über der Seele darf der Leib nicht vergessen werden; wenn man den natürlichen Trieb der Jugend nach körperlicher Regsamkeit nicht zweckentsprechend leitet, wird der Schüler zu ungehöriger Betätigung verführt und so die Willensbildung erschwert, ganz abgesehen davon, daß die Heiterkeit, die ein gestählter Leib der Seele mitteilt, die beste Vorbedingung für eine gedeihliche Betätigung des Geistes im Studium bietet³³⁾.

Das gesamte Bildungsverfahren läßt sich danach in Erziehung und Unterricht gliedern. Nach beiden Seiten hin legt das Elternhaus den Grund³⁴⁾. Vater und Mutter müssen einig sein; des Vaters Strenge muß mit der milden Liebe der Mutter Hand in Hand gehen, aber auch alle, die mit der Jugend in Berührung kommen, müssen durch Vorbild, redliche Mahnung und unerschrockenes Urteil zur Erreichung des hohen Ziels beitragen. Daß sich alle inniger umfassen, wärmer lieben; daß der kalte Egoismus dem regen, für alles Gute lebendigen Gemeingeiste weiche; daß eine heilige, öffentliche Meinung entstehe; daß die biedere, fromme Sitte wieder erwache zu Schutz und Schirm der ohne sie schwach wirkenden Gesetze; daß öffentliche Tugend auch auf unserem Boden wachse und blühe, und nicht mehr allein dürfe gesucht werden im herrlichen Altertum der Griechen, Römer und germanischen Völker; daß wir das kurze Erdenleben für einen Raub achten, wenn es nicht verwandt würde auf das Wohl unserer Brüder, der gesamten Menschheit — solches ist ja das dringendste Bedürfnis für jede Menschengesellschaft, welche das vorige, entartete Jahrhundert uns zurückließ³⁵⁾. Ist es mithin gerecht, daß wir sämtlich unserer Jugend mit gemeinsamen Kräften zu Hilfe kommen, so erheischt dies vor allem auch die Forderung nach Einheit in der Nation. Sie sei wie eine Familie. Das Gute finde auf allen Wegen seine Ehre, das Schlechte seine Schande. Keine Trennung der Stände, zwar notwendig an sich, mache die Herzen gegen einander lau, wenn die allgemeine Teilnahme erfordert wird³⁶⁾.

³³⁾ Metagramm 1809, S. 46. — 1810, § 18. — An ein verehrliches Publikum vom 21. 6. 1818 (Als Manuskript gedruckt).

³⁴⁾ Vgl. Körbers vermutliche Selbstbekenntnisse oben S. 23, 24.

³⁵⁾ An ein . . . Publikum 1808, S. 9, 10.

³⁶⁾ Disciplingesetze Nr. 14. Vgl. Metagramm 1809, S. 12.

Sowie es sich nun um Organisation des Bildungsgeschäfts handelt, steht die berufene Veranstaltung dazu, die Schule, im Vordergrund; auch hier kann man zwischen Zucht und Bildung im engeren Sinne oder Unterricht, obgleich dieser letzte Ausdruck zu eng ist, scheiden.

Die Grundlage alles Schullebens muß eine gute Zucht bilden³⁷⁾, die auf der rechten Strenge und der rechten Liebe beruht. Sklaven und Heuchler sollen nicht herangebildet werden, aber Strenge tut not. Trägt nicht der verzärtelnde Ton auf öffentlichen Schulen große Schuld an der allgemeinen Erschlaffung? Manches Fehlerhafte hatte die alte Schulerziehung: aber sie erzog mehr Männer. Gehorchen muß der Jüngling lernen, er sei hohen oder niederen Standes, ehe er frei handelt. Durch Gehorsam wird der Wille stark, und nur, wer sich in der strengen Zucht bewährte, wird in der Freiheit vernünftig und kräftig wirken und mit Einsicht und Energie andere regieren, wie er sich selbst regierte.

Die Mittel der Zucht sind nicht in erster Reihe Schulgesetze; man kann sie entbehren, überdies sind viele Gesetze vom Übel, denn ihre große Zahl erschwert es, zu überwachen, ob sie auch gehalten werden, und beobachtet muß jedes Gesetz werden, sonst ist es schlimmer, als wäre gar keins erlassen³⁸⁾. — Die Hauptsache ist gute Sitte³⁹⁾, die aus dem gesamten Schulleben herauswachsen und zur Gewohnheit werden muß⁴⁰⁾. Dadurch sowie durch das Vorbild der Eltern, Lehrer und anderer Erwachsenen wird die Jugend auf den rechten Weg gebracht. So wird Vaterlandsliebe nicht so sehr durch den Geschichtsunterricht als durch das gesamte Schulleben und durch das Vorbild geweckt, wenn der heranreifende Knabe und Jüngling die Erwachsenen im rechten Sinne von König und Vaterland sprechen und mit Liebe und Entschlossenheit für sie handeln sieht⁴¹⁾. Kommt dazu tiefinnerlich religiöse, nicht schauspielernde Liebe des Lehrers zum Zögling, die, ohne es

³⁷⁾ An ein . . . Publikum 1808, S. 12, 13.

³⁸⁾ 1810, § 28. Körbers spätere Maßnahmen erwecken nicht selten den Eindruck, als habe er diese von ihm selbst betonte Wahrheit aus den Augen gelassen.

³⁹⁾ 1810, § 28.

⁴⁰⁾ Metagramm 1810, S. 11.

⁴¹⁾ 1810, § 18.

sich eigentlich bewußt zu sein oder damit Effekt machen zu wollen, alles für die Jugend tut⁴²⁾, so werden weitere Zuchtmittel nur in bescheidenem Maße nötig sein, wenn sie auch schon deswegen nicht ganz entbehrlich sind, weil die häusliche Erziehung oft Fehler begeht. Solche Mittel sind Anerkennung des Guten und Bestrafung des Bösen. — Nach beiden Richtungen hat Körber ein förmliches System ausgebaut. Körperliche Strafen haßte er, nahm sie aber doch bei Schülern der unteren Klassen vor, besonders wenn es sich um Lügen u. ä. handelte und Knaben in Betracht kamen, die an rechten Ernst erst zu glauben pflegten, wenn der Stock mitsprach⁴³⁾. Sonst wandte er sich mit den Strafen an das Ehrgefühl und glaubte, die Schule müsse mit ihren Einwirkungen sich vor allem an das Innere des Schülers wenden und also mit geistigen Waffen kämpfen. Er ließ den Schuldigen stehen, erklärte seinen Platz für entehrt, wies ihm einen Strafplatz an, verhängte Nominal- (d. h. angedrohte) und Real- (wirklich vollzogene) Karzerstrafe bis zu 7 Stunden bei Wasser und Brot; auf der anderen Seite teilte er Belobungskarten aus, verlieh den Besten einen besonderen Ehrenrang, führte Gerichtsbücher ein, in die Urteile über Gute und Schlechte wie über die ganze Klasse in roter und schwarzer, großer und kleiner Schrift eingetragen wurden — doch ich will grade in diesem Punkte Einzelheiten nicht weiter aufzählen. Handelt es sich doch hier um vielfach erörterte Äußerlichkeiten, teils um Versuche, die Körber selbst später abgestellt, vielleicht auch ins Kleinliche erweitert hat. Für den Zweck meiner Darlegungen ist es wichtiger, die besondere Organisation der Schulen ins Auge zu fassen, die Körber als Ideal vorschwebte; ich lasse ihn wieder selbst reden.

Der Knabe, der aus dem Elternhause dem Unterricht der Schule zugeführt wird, bedarf zunächst des Elementarunterrichts. Es sind also erstens Elementarschulen nötig. Dabei kommt es aber nicht nur auf den Stoff, den man dort bewältigt, sondern auf den Geist der Methode an. Ist dieser — wie es bei vorangegangenem Privatunterricht nicht selten begegnet — verfehlt, so kann dem durch private Nachhilfe älterer Schüler nicht begegnet werden. Es ist für solche Zöglinge eine be-

⁴²⁾ Vgl. S. 11 das über Fischer Gesagte.

⁴³⁾ Metagramm 1809, S. 22, 23.

sondere Präparanden-Klasse nötig, in die der Knabe mit 9 Jahren eintritt und in der er durchschnittlich ein Jahr sitze.

Dann geht er, wenn er nach weiterer Bildung strebt, in eine höhere Schule über. Diese kann erstens allgemeinen Menschenunterricht⁴⁴⁾ zum Zwecke haben; dann mag sie Mittelschule heißen. Sie bestehe aus 2 Hauptklassen und habe eine Lehrdauer von 4 Jahren; der Zögling besuche sie vom 10. bis zum 14. Jahre. In dieser Schule muß Lehre, Methode und Einrichtung auf Bildung zum Bürgertum und zur Nationalität angelegt werden; auf keinen Fall führe man hier die wissenschaftliche Methode ein. Der künftige Handwerker und Landwirt schließe mit der Mittelschule seinen Schulbesuch. Wer eine höhere Schulung erfahren, aber nicht studieren soll, gehe auf die Realschule über, die auch nicht die wissenschaftliche Methode anwenden, sondern nur mehr auf den Grund und auf das Besondere sehen soll. Ein Realschüler geht dann nach Zurücklegung der auf 3 Jahre zu berechnenden Kursusdauer, etwa mit 17 Jahren, in seinen Beruf über oder in eine Spezialschule seines Faches, wie z. B. eine Bauschule⁴⁵⁾.

Von der Mittelschule oder nach anderweitiger privater Vorbereitung kann aber zweitens der Schüler auch in eine Gelehrtenschule übertreten, die aus mindestens 3 Klassen bestehen müßte, so daß der Schüler in Tertia und Sekunda je 2, in Prima je 3 Jahre verbliebe⁴⁶⁾. — Die Bildungserfordernisse für künftige Gelehrte und für höher Gebildete, die sich nicht der Gelehrtensamkeit widmen, sind nun nicht bloß quantitativ, sondern vor allem qualitativ verschieden⁴⁷⁾. Darum ist es ein Unding, Mittel- oder Realschule mit einer Gelehrtenschule amalgamieren zu wollen. Eine Kombination ginge in der Weise an, daß die Präparanden- und unterste gelehrte Klasse beiden

⁴⁴⁾ Körber nennt diese Schulen daher auch Menschenschulen; dazu bemerkt Süvern in einem Briefe an Körber vom 15. 8. 1812: Ad vocem Menschenschule! ist denn die sogenannte Gelehrten-Schule keine Menschenschule? ich wollte, es ließen sich adäquate Ausdrücke für die so passenden französischen Benennungen der Schulen: Primär- und Secundär-Schulen finden.

⁴⁵⁾ 1810, § 10. — Über die Fächer der Realschule spricht sich Körber, dem hier eigene Erfahrungen fehlen, nicht genauer aus. Er verweist auf einen auch sonst von ihm herangezogenen Aufsatz von Reiche, Schlesische Provinzialblätter 1809, I, S. 22 ff.

⁴⁶⁾ 1810, § 10.

⁴⁷⁾ 1810, § 4.

Bedürfnissen genügte, so daß also diese Abteilungen künftige Gelehrte und Ungelehrte vereinigten. Dann aber müßte eine Scheidung eintreten. Wie soll die erfolgen? Bis jetzt gibt der Wille oder das Vermögen der Eltern den Ausschlag. Das entspricht nicht dem Bedürfnisse des Staats. Ehemals hatte dieser gegen das unberufene Studieren der Menge zu warnen. Jetzt — die Worte sind 1810 geschrieben — ist es oft nötiger, das Gegenteil zu tun. Vermöge der herrschenden irdischen Gesinnung eilt alles zum sicheren und schnellen Erwerbe, und der Nimbus der Gelehrten-Ehre ist nicht mehr so stark, um für Entbehrungen zu entschädigen⁴⁸⁾. Sollen junge Leute niedriger, armer Herkunft vom Studieren zurückgehalten werden? Für den Staat ist es ebenso schädlich, wenn der Jüngling von Talent nicht studiert, wie wenn der Talentlose studiert⁴⁹⁾. Wenn die Ämter mit manchem nur halb tauglichen Subjekt besetzt werden müssen, so ist das ein schwerer Nachteil für den Staat⁵⁰⁾. Gegen den nicht seltenen elterlichen Unverstand ist die Stimme des Lehrers machtlos, gegen das Unvermögen der Eltern ohnmächtig. Hier müßte der Staat eintreten, dessen Interesse auf dem Spiele steht. Nicht nur die Schüler der Mittelschule, nein, alle Knaben etwa im Alter von 13 Jahren müßten auf ihre Studierfähigkeit geprüft werden, und der Staat müßte einen gewissen Zwang ausüben, daß die Talente auch wirklich die höchste ihnen zugängliche Schulung erreichen, wie er bei Abschiebung kläglicher Subjekte durch entsprechende Maßnahmen der Stimme seiner Lehrer den gehörigen Nachdruck zu geben hätte⁵¹⁾. Folgerichtig muß der Staat da, wo die Mittel der Eltern zum Studium wirklich fähiger Schüler nicht ausreichen, durch Stipendien zu Hilfe kommen; diese aber müßten ebensowohl für die Schul- und Studienzeit wie über die akademischen Jahre hinaus z. B. für Juristen und Kandidaten des höheren Schulamts zur Verfügung stehen⁵²⁾; private Wohltätigkeit müßte für diese nationale Aufgabe planmäßig geweckt werden⁵³⁾.

⁴⁸⁾ 1810, § 6.

⁴⁹⁾ 1810, §§ 11.

⁵⁰⁾ 1810, §§ 5.

⁵¹⁾ 1810, §§ 5, 6, 11.

⁵²⁾ 1810, §§ 11, 47.

⁵³⁾ 1810, § 55.

Das führt auf die äußere Sicherstellung der höheren Lehranstalten. Diese können einer gesicherten finanziellen Unterlage nicht entbehren. Denn abgesehen von dem erwähnten Stipendienfonds, abgesehen von der auf jeden Fall auskömmlich zu bemessenden Besoldung der Lehrer müssen gehörige Geldbeträge für Lehrmittel vorhanden sein. Unter solchen sind in erster Reihe Abbildungen, Instrumente, Modelle, Naturalien, Landkarten zu verstehen; es gehört aber auch eine Lehrer- und Schülerbibliothek dazu⁵⁴⁾. — Die Frage, woher sollen diese erheblichen Geldmittel kommen, ist nun ins Auge zu fassen. Grundsätzlich ist festzuhalten, daß an der Spitze die Frage zu stehen hat: was ist notwendig an sich? Ist einmal der Plan, die Idee, aus richtiger Betrachtung des menschlichen Wesens hervorgegangen, so muss es auch möglich sein, ihn mit individueller Wirklichkeit zu bekleiden. Es kann auch nicht eingewandt werden, daß jetzt wichtigere Zwecke mit Anstrengung zu verfolgen seien, denn die Erziehung ist einer der obersten, ohne welchen die übrigen nur einseitig gedeihen können⁵⁵⁾. Gewiß könnte man nun von früheren Schülern der Gelehrtenschulen, nachdem sie eine sichere Lebensstellung erungen haben, einen jährlichen, für sie nicht drückenden, aber zeitlebens zu entrichtenden, bei Aufsteigen in einen höheren Posten zu erhöhenden, im Unvermögensfalle zu erlassenden Beitrag als Dankeszoll für die Zwecke ihrer früheren Schule erheben, dessen Höhe am besten der Selbsteinschätzung überlassen bliebe⁵⁶⁾, gewiß müßten da, wo alte Zahlungsverpflichtungen von Stiftungen, Kirchen und Gemeinden bestehen, diese in der bisherigen Weise und Höhe weiter geleistet werden⁵⁷⁾, darüber hinaus aber muß der Staat für die Gelehrtenschulen eintreten. — Die Städte haben von den deutschen (elementaren) Schulen den Vorteil. Dort werden die Söhne der Bürger vorgebildet, und diese bleiben, wenn sie erwachsen sind, vorwiegend in der Heimat, so daß die Städte die Früchte ihrer Aufwendungen für diese Seite des Bildungswesens im allgemeinen auch ernten; für die Mittel- und Realschulen kann so ziemlich dasselbe gelten⁵⁸⁾,

⁵⁴⁾ 1810, § 27.

⁵⁵⁾ 1810, § 50.

⁵⁶⁾ 1810, § 56.

⁵⁷⁾ 1810, § 54.

⁵⁸⁾ 1810, § 52.

daher mögen die Städte für diese Schulgattungen die volle Fürsorge tragen. — Auf den Gelehrtschulen dagegen überwiegen die Schüler, die von auswärts kommen, und die Zöglinge, die hier gebildet werden, finden zum allergeringsten Teile später ihre Verwendung am Schulorte, sondern fast ausnahmslos anderwärts im Vaterlande. Die Bildung des Gelehrten ist also etwas Allgemein-Nationales. Es ist mehr im Interesse des Staates als der Stadt, wie die höchste National-Intelligenz, die das Leben des Staates ordnen hilft, in den Personen der Gelehrten gebildet wird. Gleichergestalt beruhen ja auch die Universitäten auf dem allgemeinen Interesse, nur auf einem noch weit allgemeineren. Wie nun der Staat die Hochschulen, so wird das Regierungsdepartement die Gelehrtschulen seines Bezirkes zu erhalten und die nötigen Beträge in irgend einer Form durch direkte oder indirekte Auflage aufzubringen haben⁵⁹⁾; die Lasten aber werden bei der großen Zahl derer, die sie zu tragen haben, um so weniger drücken, als die Zahl dieser Schulen, dem tatsächlichen Bedürfnis der wirklich wissenschaftlich fähigen Talente entsprechend, klein sein darf und soll; so würden für den Regierungsbezirk Liegnitz mutmaßlich 3 solcher Anstalten — je eine in Liegnitz, Glogau und Hirschberg — genügen⁶⁰⁾.

Was nun den Unterricht an den Gelehrtschulen anlangt — und auf die Gelehrtschulen allein beziehen sich die folgenden Betrachtungen — so ist auf Vereinfachung hinzuarbeiten. Durch die Verquickung von Bürger- oder Real- und Gelehrtschulen hat sich ein Übermaß von Lehrfächern eingestellt, eine Buntscheckigkeit, die von der früheren (allerdings einseitigen) Einheitlichkeit sehr übel absticht. Kalligraphie ist aus den oberen Klassen zu entfernen, Geographie kann in Sekunda abgeschlossen werden, wenn auf der Oberstufe nur einige Wiederholungen vorgesehen werden; Statistik als selbständiges Lehrfach ist ein Unding; 4 Wochenstunden für Religion sind zu viel⁶¹⁾; Verstandesübungen in besonderen Stunden sind überflüssig, wenn alle Lektionen so gehalten werden, daß der Geist dadurch geübt

⁵⁹⁾ 1810, § 53.

⁶⁰⁾ 1810, § 11, 50.

⁶¹⁾ Über den Religionsunterricht vgl. S. 29, A. 23.

wird; philosophische Übungen in Sekunda sind entbehrlich, wenn der ganze Unterricht nur in philosophischem Geiste gegeben wird, und unter gleicher Voraussetzung wird man sich in Prima auf Logik beschränken dürfen; philosophische Moral ist bei richtig geleitetem Religionsunterricht nicht nötig; empirische Psychologie hat nach dem derzeitigen Stande der Wissenschaft für den Schulunterricht keinen Wert; die transcendente Philosophie aber bleibe der Universität vorbehalten⁶²⁾. Die Hauptfächer der Gelehrtenschule sind Deutsch, Lateinisch, Griechisch und Französisch, Geschichte und Mathematik mit Einschluß der angewandten Mathematik und der Physik, soweit diese ohne eigentliche Chemie begreiflich ist; diese Fächer sind die Vorbildnerinnen jedes Gelehrten und also fixe⁶³⁾ Fächer; dazu treten Hebräisch und die Lektüre des Neuen Testaments in der Ursprache, aber nur für die künftigen Theologen, denn Hebräisch⁶⁴⁾ brauchen die anderen nicht, das Neue Testament aber ist in seiner Ursprache nur für den wirklich verständlich, der Hebräisch kann. Dagegen soll der Unterricht in der Geschichte (bis dahin in Sekunda mit 3, in Prima mit 2 Stunden bedacht) verstärkt werden, besonders weil Altertumskunde in Prima auch der Geschichte zuzurechnen ist. — Ambulierend und mit Logik alternierend ist in Prima — also alle 3 Jahre einmal — Propädeutik für die Universität und Encyclopädie der Wissenschaften anzusetzen. — Die Zahl der Wochenstunden braucht bei der mehrjährigen Dauer der Klassenkurse (vgl. S. 37) nicht Jahr für Jahr gleich zu sein⁶⁵⁾. Zweck dieser Bestimmung ist es, der Überlastung der Schüler mit einer zu großen Zahl von Unterrichtsstunden vorzubeugen. Diese ist für die unteren Klassen besonders bedenklich, solange Gymnastik im Lektionsplan fehlt, und in den oberen Klassen widerspricht ein solches Verfahren geradezu dem obersten Bildungsziele. Denn auf dieser Stufe wird der Privatfleiß immer wichtiger. Je mehr sich im Jüngling der künftige Studierende entwickelt, desto

⁶²⁾ 1810, § 18.

⁶³⁾ Körper scheidet zwischen fixen, d. h. Jahr für Jahr ununterbrochen zu lehrenden und ambulierenden, d. h. nur von Zeit zu Zeit zu erteilenden Fächern.

⁶⁴⁾ Hierüber hat Körper eine besondere Programmhandlung 1819 in der Einladung zum Herbst-Examen drucken lassen.

⁶⁵⁾ 1810, § 18, 19.

mehr muß er freien Spielraum zum Erfinden, Anwenden und Verarbeiten haben. Dabei soll er dann vielleicht noch außer allen Arbeiten, die die Schule erheischt und zu denen auch freigewählte Privatlektüre gehört, sich im Zeichnen privatim üben, schwimmen möchte er im Sommer auch, kleine Privatgeschäfte und unschuldige Vergnügungen erfordern ebenfalls Zeit⁶⁶⁾. — Ein weiterer Übelstand beruht in der Abfolge heterogener Lektionen auf einander. Aus orientalischer Luft soll z. B. der Primaner nach Athen wandern. Kaum hat er sich Geist und Sprache dieses Volkes wieder lebhaft vorgestellt, so reißt ihn der Glockenschlag nach Rußland hin, unter Peter den Großen. Doch kann er das Leben dieses genialischen Fürsten nicht ganz anschauen; denn der Seiger will, daß er sich nun mit der Lehre von den Urteilen beschäftige. Nachmittags hat er kaum eine Seite Französisch geschrieben, so steht er in der Mitte des Königreichs Bayern, von wo ihn Terenz zu römischer Welt und Sprache abrufft. Dadurch wird die Seele zerrissen und mehr mit sich jagenden Bildern als mit Kenntnissen angefüllt; die Kraft des Jünglings kann zu keinem Ganzen gelangen und durch keine bedeutendere Schöpfung sich selbst stärken⁶⁷⁾. Homogen sollen die Stunden auf einander folgen: ein Vormittag sei der Mathematik und Physik gewidmet, ein Nachmittag habe historischen Charakter und schließe etwa noch Hebräisch in sich; Lateinisch kann einen Vormittag füllen, und dabei läßt sich durch Abwechselung zwischen Prosaiker, Dichter und Stilübungen der Gefahr der Ermüdung bei den Zöglingen vorbeugen. Um ein körperliches Gegengewicht gegen die geistigen Anstrengungen zu bieten, wird sich Gymnastik unmittelbar an die Vor- oder Nachmittagsstunden anschließen⁶⁸⁾. — Man lehre also nie vielerlei auf einmal und lasse allenthalben Zeit, damit gründliches Lehren, Festwerden der Schüler und Anwendung des Erlernten Platz greifen könne⁶⁹⁾.

⁶⁶⁾ 1810, § 15.

⁶⁷⁾ 1810, § 15.

⁶⁸⁾ 1810, § 19. — Über das Turnen vgl. S. 34. Körber empfiehlt die Anstellung eines besonderen Turnlehrers, eines Pädotriben, wie er ihn nennt; er meint, man könne einen solchen am besten aus Schnepfenthal, also von der Schule, wo Guts Muths wirkte, beziehen. 1810, § 36.

⁶⁹⁾ 1810, § 16.

Das Lektionssystem (S. 11) hat nach Körbers Auffassung weniger Nachteile als das seiner Meinung nach zu starre Klassensystem, das aber insofern aufrecht erhalten bleiben kann, als jeder Schüler in der Hauptsache einer Klasse zugewiesen werden wird; wer z. B. in dem größeren Teile der Wissenschaften und Sprachen Primaner ist, wäre überhaupt Primaner mit strenger Obligation für die niedrigeren Klassen, in denen er anderweitig sitzt⁷⁰⁾.

Für die Unterrichtsmethode im allgemeinen ist festzuhalten, erstens daß jedes Fach in jeder Klasse gegen das gleichnamige in den anderen Klassen scharf abgegrenzt sei, und zwar nach harmonischer Abstufung, zweitens daß kein Lehrer von seinem Fache zu viel lehre (etwa auf akademische Weise oder in der niederen Klasse, was erst in die höhere gehört), drittens daß er sich den Stoff vor dem Unterricht planmäßig zurechtlege und Lehrskizzen, Methodenbücher und Lehrmagazine anlege⁷¹⁾. Diese drei Mittel zur Ausgestaltung des Unterrichts entlehnt Körber von Reiche, der sie in dem Seite 37 A. 45 angeführten Aufsätze empfiehlt. Danach sollen sich die Fachlehrer zunächst über die Leitideen ihres Faches einigen und gleichsam einen Voranschlag dessen entwerfen, was zu lehren ist. Das ergibt die Lehrskizze, die zu einer vorläufigen Organisation des Unterrichts führt. Nach viertel- oder halbjährigem Unterricht wird Plan und Wirklichkeit verglichen, man schreitet zu einem neuen und verbesserten Etat, nähert sich im allgemeinen immer mehr dem Vollkommenen, und, indem der Lehrer sich allenthalben seine Bemerkungen und Beobachtungen über das beste Lehrverfahren aufzeichnet, entsteht das Methodenbuch, das endgültige Bestimmungen über das innehaltende Lehrverfahren zusammenfaßt. Indem aber der

⁷⁰⁾ 1810, § 13. Diese Lieblingsgedanken hat Körber bis an sein Ende festzuhalten und durchzuführen gesucht. Daß durch das Lektionssystem eine unruhige Ungleichmäßigkeit in den Lehrgängen entstehen muß, bei der Versetzung sich die Schwierigkeiten in der Praxis häufen, ein einheitlicher Klassengeist sich nicht entwickeln kann, hat er auch dann nicht eingesehen, als die vorgesetzte Behörde auf Durchführung des Klassensystems drängte. 1826 rügte es der Derzernent der Anstalt (Menzel) mit ziemlich scharfen Worten, daß es an der Anstalt eigentlich gar keine Klassen, sondern nur abgestufte Lektionen in den Sprachen und Wissenschaften gebe, so daß das Ordinariat, da kein Ordinarius andere als die Schüler seiner Lektionen zu übersehen vermöge, ein leeres Wort sei (Brief an Körber vom 21. 1. 1826).

⁷¹⁾ 1810, § 20.

Lehrer auch zugleich den behandelten Lehrstoff aufschreibt, Entbehrliches, was er im ersten Lehrgang behandelt hat, rückblickend für eine erneute Durchnahme streicht und übersehenen oder unzureichend behandelten Stoff nachträgt, erwächst das Lehrmagazin, das den Unterrichtsstoff endgültig abgrenzt. Aus diesen Lehrmagazinen sollen dann nach Körbers Gedanken Lehrbücher entstehen, die den Anstaltsbedürfnissen am zweckmäßigsten dienen⁷²⁾.

Der Fachmann wird nun gewiß begierig sein zu erfahren, wie sich Körber die Unterrichtsziele und das Lehrverfahren in den einzelnen Gegenständen gedacht hat. Darüber geben aber die hier vorhandenen Papiere nicht annähernd erschöpfende Auskunft. Die Konferenz-Basis vom Jahre 1819, die im Archiv der Anstalt liegt, enthält zwar einen nach Klassen und Fächern gegliederten Lehrplan, reicht aber nicht aus, um einen lebensvollen Einblick in den Betrieb nach Körbers Sinne zu gewähren. Dazu sind die dort gemachten Angaben zu dürftig, auch dient dieser Lehrplan der Durchführung gedruckter Bestimmungen, die 1818 von dem Schlesischen Konsistorium erlassen worden waren, und stellt sich, da diese Bestimmungen nur Grundlinien, nicht allgemein bindende Vorschriften waren, als ein Kompromiß zwischen Körberschen Anschauungen und Wünschen der Behörde dar. Überhaupt aber wäre es Aufgabe einer neu anhebenden Untersuchung, darzulegen, inwieweit Körbers Grundansichten auch verwirklicht worden sind. Dabei wäre nicht nur der äußeren Hemmnisse zu gedenken, die in der unzureichenden Zahl und Beschaffenheit der Lehrer lagen, sondern auch auf den zunehmend stärker wirkenden Einfluß der vorgesetzten Behörden einzugehen, die an die Stelle bloßer Richtlinien allmählich von allen zu befolgende Verfügungen setzten. Körber selbst wünschte ja, daß der Staat eingreife; das steigende Maß staatlicher Beeinflussung hat er später nicht immer leicht getragen. — Über Körbers persönliche Art, die Lehraufgaben anzufassen, könnten wir aber Genaueres erfahren, wenn nicht sein handschriftlicher Nachlaß mitsamt seinen Büchern nach seinem Tode versteigert worden wären⁷³⁾. In dem Seite 31 A. 25 erwähnten Verzeichnis der seiner Zeit zum

⁷²⁾ 1810, § 20, 35.

⁷³⁾ Balsam, S. 28.

Verkauf gestellten Hinterlassenschaft findet sich unter Nummer XVIII Seite 87 eine ganze Reihe handschriftlicher Aufsätze, die zu Unterrichtszwecken entworfen waren: Erklärung und Übersetzung mehrerer Stücke des Alten Testaments, Einleitung in des Sophokles Oidipus Tyrannos nebst grammatischen und metrischen Bemerkungen bis Vers 97, Bemerkungen zum Homer, über Demosthenes, über Platon, Abhandlungen geschichtlichen und erdkundlichen Inhalts u. a. m. Leider habe ich keine Spur von diesem Nachlaß und seinem Verbleib entdecken können.

Begeisterung für alles Hohe, Wahre, Schöne — so forderte Körber — soll jeder Unterricht wecken. Daß er selbst den altsprachlichen Unterricht in diesem Sinne erteilt hat, bezeugt kein Geringerer als Gneisenau. In einem Briefe vom 7. Oktober 1811, den das Anstaltsarchiv verwahrt, schreibt er an Körber aus Berlin: „Während Sie die jungen Seelen mit philologischer Weisheit schmücken, füllen Sie deren Gemüt mit Ahndungen einer besseren Zukunft, wecken und nähren den Haß gegen Tyrannen und Unterdrückung und fremdes Joch. Mit Ihrem Geist und Ihrem Feuer vorgetragen, werden die dahin sprechenden Stellen der Alten in der jugendlichen Brust wurzeln und wuchern und vielleicht dereinst Früchte tragen. Ob wohl eine Chrestomathie, in diesem Sinne aus Griechen und Römern ausgehoben, ein so schweres Unternehmen wäre? Ich selbst würde gern ein anständiges Honorar dafür zahlen, um Mühe zu belohnen und vor Verlust zu schützen.“ Bald darauf übergab Gneisenau seinen Sohn der Hirschberger Anstalt; da ihn selbst bei dem jetzigen Wechsel der Politik „res dura et regni novitas“ von den Seinen fernhalten könnten, zeichnet er in einem Briefe vom 5. März 1812 aus Berlin für den von ihm verehrten Rektor die Hauptmomente auf, nach denen er seinen Sohn erzogen sehen will. Endlich schreibt er unter dem 24. Mai 1812 von Wilna aus an Körber: „Wenn mein Sohn für Ihren persönlichen Unterricht reif seyn wird, dann werden Sie ihn aufmerksam machen auf diejenigen Stellen römischer und griechischer Klassiker, die die hohen Güter des Lebens, ohne welche dieses keinen Wert hat, mit Wärme schildern und wo diejenigen, die an solchen Gütern einen Raub begehen, der Abscheu der Nach-Welt Preiß gegeben werden. Das jugendliche Herz mag sich an solchen Stellen

stärken, und ich werde meinen Sohn, in diesem Zweig der Ausbildung unverwahrt aus Ihren Händen zurückempfangen. Gott erhalte Sie.“

Spricht aus diesen Zeilen Gneisenaus die zutreffende Überzeugung, daß die Persönlichkeit des Lehrers das Ausschlaggebende für das Gelingen des ganzen Bildungsgeschäfts sei, so stimmt das vollkommen zu Körbers eigenen Anschauungen. Die rechte Beschaffenheit des Erziehers ist ihm der allerwichtigste Punkt. Sind Rektor und Lehrer, so sagt er⁷⁴⁾, von dem erhabenen Berufe der Menschenbildung beseelt, haben sie zu ihren Ämtern die nötigen Kenntnisse mitgebracht, suchen sie (im Gegensatz gegen ein bloß mechanisches, handwerksmäßiges Treiben) diese Kenntnisse immer zu vermehren und ihre Lehrart zu vervollkommen, lehren sie wirklich und tragen nicht bloß (auf akademische Weise) vor; lehren sie planmäßig, deutlich, gründlich, ernst und liebevoll; bleiben sie sich in der Behandlung der Schüler gleich; suchen und pflegen sie auch außer der Schule mit ihren Zöglingen Umgang und wirken auf ihr Herz; vergessen sie ihr Ich über dem Bildungsgeschäft, so steht es um die Schule wohl.

Mit diesen Worten schildert Körber das Ideal, dem er sein Leben geweiht und das er, so viel ihm möglich, erreicht hat. Viele seiner Anschauungen haben sich im Laufe der Jahre durchgesetzt, einige mögen irrig sein, andere wird man als erstrebenswerte Wünsche der Gegenwart und Zukunft übermitteln dürfen. Die zuletzt angeführten Sätze vom Wesen des Lehrerberufs aber bedeuten für alle, die nach Körber an seiner Anstalt zu wirken haben, ein Vermächtnis, das mit seinem Andenken hochgehalten werden möge: so wird sein Vorbild in die Zukunft unseres Gymnasiums leuchten.

⁷⁴⁾ 1810, § 30, 35, 28.



Die Abiturienten des Hirschberger Gymnasiums von 1862—1912.

Zusammengestellt von
Prorektor Professor Dr. **Emil Rosenberg**.*)

Ostern 1862.

1. Woldemar Hennig — Primkenau — Postfach — ?
Heinrich John — Ruhland — Generalarzt a. D.,
Charlottenburg.
Hugo Cuers — Hirschberg — Oberlehrer a. D. und
Professor, Frankfurt a. Main.

1863.

- Otto Spehr — Hirschberg — Pastor, Wiskouns in
Grafton.
5. Franz Hirschwälder — Breslau — † Professor,
Breslau.
Ferdinand Seyler — Charlottenbrunn — † Professor,
Breslau.
Bruno Spehr — Hirschberg — Pastor, Dielheim
(Hessen).
Richard Kirstein — Hirschberg — Pastor, Templin.
Artur Tschörtner — Berbisdorf — † Arzt in Zittau.

*) Bei dieser nicht leichten Arbeit habe ich mich der sehr förderlichen Unterstützung meines früheren Schülers, des Kaufmanns Ulrich Siegert zu Hirschberg, zu erfreuen gehabt, dem ich dafür herzlich dankbar bin. Gern hätte ich ein Verzeichnis aller früheren Schüler herausgegeben, zumal da gerade unter denen, die nach Erlangung des Freiwilligen-Zeugnisses oder des Zeugnisses der Reife für Prima das Gymnasium verlassen haben, besonders diesem anhängliche Schüler sind, aber das verbot sich aus manchen, leicht zu er-
ratenden Ursachen. — Leben auch noch viele, welche die Schule vor 1862 zu
Zeiten des Prorektors Ender und des Direktors Prof. Dietrich besuchten, von
denen ich nur einen einzigen anführen will, den Direktor Otto Krieg zu Hirsch-
berg, weil er von jeher mit dem Gymnasium in allerengster Verbindung ge-
blieben ist, so ist mir von Abiturienten der vorausgehenden Zeit doch nur
einer als noch lebend bekannt: der Geh. Sanitätsrat Dr. Eugen Fliegel zu Hirsch-
berg. — Auf einer ähnlichen Zusammenstellung beruhte meine Arbeit: Die Er-
ziehungsergebnisse eines preußischen Gymnasiums in den „Preußischen Jahr-
büchern“, herausgegeben von Delbrück. 1905. Band 122, S. 143 ff.

10. Georg Lösch — Breslau — † Geheimer Regierungsrat.
Ottomar Elsner — Rabishau — † Pastor bei
Schweidnitz.
Julius Tschirch — Lauban — † Kand. der Theologie,
Reichenhall.
- 1864.
- Hermann Weißpflock — Schönau — Pfarrer in
Pömmelte.
Georg Goltz — Brieg — † Sanitätsrat, Ems.
15. Albert Jaenike — Berbisdorf — † Redakteur, Olden-
burg.
Sylvius v. Oelsner — Pilgramsdorf — † Ritterguts-
besitzer.
Georg Thiel — Niesky — Medizin — ?
Paul Lange — Goldberg — Theologie. ?
Johannes Klein — Greifswald — † Gymnasialdirektor,
Eberswalde.
20. Arthur Dilthey — Liegnitz — Medizin — ?
Hermann Peiper — Hirschberg — Sanitätsrat, Bol-
kenhain.
Hugo Busse — Hirschberg — † Bankbeamter, Berlin.
Johannes Wolf — Seidorf — Pastor em., Görlitz.
- 1865.
- Johannes Vetter — Jenkau — † 1910, Pastor,
Weißtritz.
25. Moritz Siebeneicher — Mühlseiffen — † Oberlehrer,
Greiz.
Woldemar Adam — Egelsdorf — Geh. Sanitätsrat,
Flinsberg/Friedeberg.
Alois Taube — Seidorf — † 1900 als Pfarrer in
Stubendorf.
Wilhelm Seegall — Hirschberg — † 1876 als Arzt
in Sorau.
Wilhelm Gewers — Görlitz — General-Major z. D.,
Naumburg a. S.
30. Günther v. Scheel — Potsdam — † als Ministerialrat
in Berlin.
Conrad Seyffert — Hirschberg — † als Pastor.
- Ostern 1866.
- Max Müller — Görlitz — ? Landwirt.
Erdmann Tietze — Friedeberg — † 1900 als Ober-
verwaltungsgerichtsrat in Berlin.

- Carl Peiper — Hirschberg — Professor, Oberl. a. D.,
jetzt Breslau.
35. Oskar Knoll — Pilgramsdorf — † Major und Rittergutsbesitzer.
Martin Kühn — Boberröhrsdorf — † Pastor.
Gotthold Meißner — Spiller — Pastor in Schkeuditz,
Pr. Sachsen.
Hermann Schumann — Hirschberg — Postfach ?
Hermann Lamprecht — Breslau — † in Hirschberg.
- Kriegs-Abiturienten 1866.
40. Arthur v. Wrochem — Breslau — Generalleutnant
in Potsdam.
v. Wrochem — † als General-Major in Liegnitz.
- 1867.
- Paul Busse — Hirschberg — † als Eisenbahnbetriebs-
sekretär.
Max Krügermann — Hirschberg — † Professor am
Gymnasium zu Pleß.
Eduard Cohn — Hirschberg — Geheimer Justizrat,
Berlin.
- 1868.
45. Bernhard Hübner — Hirschberg — † Professor in
Cöln.
Richard Neumann — Hirschberg — † Professor in
Landsberg a. W.
Edmund Bartsch — Liegnitz — Professor in Sanger-
hausen.
Emil Gäßner — Hirschberg — 1910 † als Professor
in Hannover.
Hans Freiherr v. Eickstedt — Dresden — ?
50. August Bürkner — Breslau — Justizrat in Neukölln.
- 1869.
- Adolf Kutzner — Hirschberg — † Oberlehrer in
Bunzlau.
Gustav Geißler — Erfurt — Mathematiker ?
- 1870.
- Gustav Weinert — Bunzlau — ? Theologe.
Max Weinmann — Hirschberg — Landgerichtsdirek-
tor und Geh. Justizrat, Berlin.
55. Georg Mayerhausen — Schmiedeberg — Arzt in Nals
bei Passau.
Joh. von Wrochem — Breslau — Generalleutnant
z. D., Berlin.
Hermann Hütter — Töppendorf bei Haynau — ?

August 1870.

Siegfried v. Zedlitz — Neukirch-Tiefhartmannsdorf —
Oberst z. D., Halensee bei Berlin.

Ostern 1871.

Hugo Seemann — Warmbrunn — † als Oberstabsarzt
in Lahr.

60. Erich Kruttge — Breslau — Regierungs- und Bau-
rat in Arnshagen i. W.

Karl Elsner — Rabishau — † als Oberlehrer.

Rudolf Mischer — Ketschdorf — Direktor der Real-
schule in Seehausen (Altmark).

Ostern 1872.

Paul von Zychlinski — Herzberg — Leutnant a. D.,
Pastor in Bromberg.

Bruno Pudmenny — Hirschberg — Professor am
Gymnasium zu Detmold.

65. Hugo Haensel — Schön-Ellgut bei Trebnitz — † 1911
als Direktor des Progymnasiums zu Nienburg.

Gustav Schüttrich — Hirschberg — † als Oberlehrer
in Neißة.

Oswald Buschmann — Laehn — ? Postfach.

Alfred Matthaei — Straupitz — ? Medizin.

Oskar Hübner — Münster — ? Postfach.

70. Moritz Strauß — Hirschberg — Professor an einer
Realschule in Breslau.

Michaelis 1872.

Georg Schurich — Bunzlau — Jura ?

Ostern 1873.

Hermann Elsel — Birkicht bei Greiffenberg — † als
Rittergutsbesitzer.

Walther von zur Mühlen — Fellin (Livland) —
? Nationalökonom.

Emmo Seemann — Warmbrunn — ? Medizin.

75. Hugo Duttenhofer — Baumgarten bei Bolkenhain —
? Jura.

Georg Baumert — Hirschberg — Professor der Chemie
an der Universität zu Halle.

Paul Geißler — Hohenliebenthal — Justizrat in
Löwenberg i. Schl.

Michaelis 1873.

Theodor Götschmann — Fischbach — † in Obernigk
1912, Professor in Breslau.

Alfred Schaeffer — Hirschberg — Geheimer- und Oberkriegsgerichtsrat, Breslau.

80. Paul Nikolaus — Oppau, Kr. Landeshut — Justizrat in Münsterberg.

Georg Ike — Hirschberg — ? Naturwissenschaft.

Alfred v. Wrochem — Schweidnitz — General-Major zu Berlin.

Michaelis 1874.

Hermann Hederich — Hirschberg — Ober-Intendantur-
rat, Magdeburg.

Richard Duttenhofer — Baumgarten — ? Bergfach.

85. Carl Partsch — Schreiberhau — Geh. Medizinalrat,
Professor an der Universität Breslau.

Ostern 1875.

Adolf Heilberg — Breslau — Dr. jur. h. c., Justizrat
in Breslau.

Eugen Sauermann — Militsch — ? Jura.

Oscar Walter — Herischdorf — † als Rechtsanwalt.

Martin Tschampel — Poln. Wartenberg — Professor
am Gymnasium zu Liegnitz.

90. Benno Hoffmann — Grunau — Pastor in Modeldorf
bei Haynau.

Ostern 1876.

Adolf Ulich — Hirschberg — Professor am Real-Gym-
nasium zu Stettin.

Emil Kux — Nimkau — Dr. jur., Stadtrat in Görlitz.

Benno Lewy — Hirschberg — Sanitätsrat in Berlin.

Benno Ike — Hirschberg — ? Baufach.

Michaelis 1876.

95. Oscar Wefers — Schmiedeberg — ? Medizin.

Conrad Flechtner — Langenbielau — ? Jura.

Ostern 1877.

Robert Michaelis — Neiße — Oberstleutnant z. D.,
Direktor des Artillerie-Depots in Insterburg.

Max Keller — Lampertsdorf — Rittergutsbesitzer ?

Theodor Travers — Mannheim — Major z. D. in
Pritzwalk.

• 100. Theodor Kettmann — Arnsdorf — † als Student.

Michaelis 1877.

Isidor Jacoby — Kempen — Rechtsanwalt in Berlin.

Hermann Halbig — Thiemendorf — † als Student.

Georg Friedrich — Hohenlohe-Hütte — ? Jura.

Ostern 1878.

- Albert Mertens — Hirschberg — Professor am Gymnasium zu Lauban.
105. Heinrich Thalheim — Trebnitz — † als Student während einer Felddienstübung.
- Robert Biedermann — Zduny — ? Medizin.
- Emil Seegall — Hirschberg — leitet eine Privatanstalt in Hirschberg.
- Emmo Fischer — Striegau — Kammergerichtsrat in Berlin.
- Eduard Beneke — Steinwehrruh — Postrat in Frankfurt a. M.
110. Max Schreiner — Schönau — Amtsgerichtsrat in Stettin.
- Lothar Tillgner — Birawe bei Cosel — Königlicher Oberforstmeister in Minden.

Michaelis 1878.

- Wilhelm Badt — Berlin — Sanitätsrat, Berlin.
- Georg Berger — Peitz — ?

Ostern 1879.

- Ludwig Lehmann — Lipke — Oberregierungsrat in Koblenz.
115. Friedrich Haacke — Hirschberg — Professor am Gymnasium zu Wohlau.
- Otto Göbel — Glogau — Generaloberarzt a. D., Hirschberg.

Michaelis 1879.

- Johannes Hahn — Erdmannsdorf — Pastor in Markt Alvensleben bei Neuhaldensleben.
- Carl Rosenthal — Hirschberg — Justizrat in Cottbus, † 1912 auf der Riesenbaude.

Ostern 1880.

- Otto Höhne — Warmbrunn — Sanitätsrat in Görlitz.
120. Rudolf Bassenge — Liegnitz — Oberstabsarzt a. D., Berlin.
- Oscar Preuß — Warmbrunn — † als Student.
- Otto Bassenge — Lauban — Dr. jur., Geheimer Regierungsrat und Senatspräsident am Reichsversicherungsamt, Berlin.
- Fritz Trump — Oppeln — Professor am Gymnasium zu Waldenburg.
- Carl Kaupisch — Greiffenhagen — Oberlandesgerichtsrat in Breslau.

125. Carl Matty — Berlin — Landgerichtsrat in Halle.
Carl Aegidi — Groß-Sarne — Oberregierungsrat in Aachen.

Michaelis 1880.

- Otto Lischke — Breslau — Sanitätsrat in Dresden.
Bolko v. Uechtritz — Tschocha — † als Kammerherr in Berlin (1911).
Oscar Leopold — Posen — ? Postfach.
130. Josef Lehmann — Frankenstein — † als Student.
Oscar Schulz — Köslin — Kandidat der Theologie in Petersdorf.
Erich Felsmann — Dittmannsdorf — Arzt in Essen ?
Paul Finster — Hirschberg — Königl. Steuerinspektor, Niesky i. S.
Hermann Heimhalt — Lüben — Professor am Gymnasium zu Wesel.

Ostern 1881.

135. Richard Haensel — Hirschberg — Pastor in Merzdorf bei Petkus.
Carl Trowitzsch — Kranz — † als Schiffsarzt.
Carl Hentschel — Breslau — Professor am Gymnasium zu Königshütte.

Michaelis 1881.

- Louis Hoppe — Skohl bei Jauer — ?
Hermann Trump — Hirschberg — Hauptmann a. D., Bürgermeister. ?

Ostern 1882.

140. Arthur Enge — Petersdorf — Rechtsanwalt und Notar in Hermsdorf u. K.
Robert Weidner — Schwarzbach — Rittergutspächter in Fischbach.
Julius Metzke — Sagan — Major z. D. zu Posen.
Carl Limpricht — Reichenbach O.-L. — Sanitätsrat in Lauban.
Hermann Neubauer — Ketzin — Pastor an der Nazarethkirche in Berlin.
145. Carl Joel — Hirschberg — Professor der Philosophie an der Universität zu Basel.

Michaelis 1882.

- Emil Hänsel — Hirschberg — † als Arzt in Görlitz.
Hermann Hofmann — Haugsdorf — † als Pastor.
Otto Leicht — Kupferberg — † als Arzt in Thüringen.

Heinrich Titze — Seitendorf — Rittergutsbesitzer in Seitendorf, Kr. Schönau, Referendar a. D.

150. Carl Wiggert — Thiergarten — † Amtsgerichtsrat a. D. in Hirschberg 1911.

Ostern 1883.

Eugen Hellmann — Kauffung — Arzt in Kauffung.
Paul Rücker — Warmbrunn — † Pastor em. in Hermsdorf u. K.

Hermann Hoffmann — Grunau — Marine-Generaloberarzt und Votr. Rat im Ministerium, Berlin.

Paul Säuberlich — Geierswalde — † als Arzt.

155. Paul Dunkel — Laehn — Dr. med., Sanitätsrat in Dresden.

Johannes Pavel — Conradswaldau — Pastor in Würben, Kr. Schweidnitz.

Michaelis 1883.

Alfred Böttcher — Meran — † als Arzt in Halle.

Richard Butter — Breslau — Institutsdirektor in Hirschberg.

Georg Troska — Warmbrunn — † als Student.

160. Georg Köhler — Guben — †.

Ostern 1884.

Georg Stelzer — Hermsdorf u. K. — Pastor in Rackschütz, Kr. Neumarkt.

Wilhelm Nentwig — Breslau — Geh. Ober-Regierungsrat und Votr. Rat im Kultusministerium.

Hermann Metzke — Thorn — Generaloberarzt a. D. der Marine bei Berlin.

Eugen Kob — Pillau — Pastor in Zawadzki, Oberschlesien.

165. Heinrich Hellge — Hirschberg — Arzt in Weikersheim in Württemberg.

Hermann Heß — Waldenburg — Landgerichtsrat in Ratibor.

Michaelis 1884.

Ludolf Borchert — Lüben — Pastor in Laehn bei Hirschberg.

Curt Joél — Greiffenberg — Geheimer Ober-Justizrat im Justizministerium, Wilmersdorf bei Berlin.

Ostern 1885.

Rudolf Bohtz — Schmagorey — Rittergutsbesitzer in Schmagorey, Kr. Reppen.

170. Georg Manheimer — Breslau — † als Doktor phil.

- Friedrich Ackermann — Brandels — Oberbürgermeister von Stettin.
Oswald Gloge — Schosdorf — Oberlehrer, Schosdorf bei Greiffenberg.
Max Krieg — Eichberg — Dr. med., Arzt in Düsseldorf.

Michaelis 1885.

- Alfons Göppert — Lublinitz — † als Arzt in Hirschberg.
175. Max Neuburger — Hartha b. Greiffenberg — Dr. med., Arzt in Wandsbeck, Schleswig-Holstein.
Eugen Cohn — Namslau — Dr. med., Arzt in Namslau.
Paul Hoffmann — Hirschberg — † als Student.
Rudolf Pietsch — Giehren — † als Pastor.

Ostern 1886.

- Franz Wandel — Hirschberg — Pastor, Gr. Tschirnau, Bez. Breslau.
180. Carl Säuberlich — Geierswalde — Postinspektor ?
Franz Galle, Altkemnitz — † als Pfarrer in Wittendorf.
Willibald Lehmann — Greiffenberg — Professor, Cincinnati, Ohio.

Michaelis 1886.

- Johannes Dehmel — Langenbielau — Marinepfarrer, Wilhelmshaven.
Fritz Schnackenberg — Ornontowitz — Oberförster in Nieuves.

Ostern 1887.

185. Alfred Wandel — Hirschberg — Pastor in Liebenthal.
Gustav Kriegel — Schmiedeberg — † Pastor 1911 in Seiffersdorf.
Woldemar Kassel — Hirschberg — Dr. med., Arzt in Daldorf bei Berlin.
Guido Bassenge — Lüben — † Leutnant bei den Pionieren.
Bernhard Hilgenfeld — Ahrendsee — Direktor der Realschule in Waldenburg.
190. Carl Reißig — Warmbrunn — Sanitätsrat, Hamburg.
Richard Jülge — Cunnersdorf — † als Arzt in Cunnersdorf.
Ernst Wiggert — Greiffenberg — † als Bauführer und Rittergutsbesitzer.

Michaelis 1887.

Georg Geisler — Maiwaldau — Pastor a. D., Oberlehrer am Gymnasium zu Gleiwitz.

Max Weisbach — Nieder-Polkwitz — Professor am Progymnasium zu Cosel.

195. Gregor Elsner — Maiwaldau — Landgerichtsrat in Berlin.

Ostern 1888.

Arthur Ritter — Zillerthal — Pastor in Winzig.

Johannes Staake — Schmiedeberg — Pastor in Groß-Beuster bei Seehausen.

Max Thamm — Grüssau — Dr. med., praktischer Arzt in Neurode.

Georg von Kracker — Ottogrube — Hauptmann in der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes in Berlin.

200. Paul Winkler — Altröhrsdorf — Direktor in Görlitz.
Max Reimar — Liebenthal — Augen- und Ohrenarzt in Görlitz.

Alfred Kilian — Hirschberg — Professor am Gymnasium zu Reichenbach.

Ernst Born — Sonnenburg — Oberlehrer an der Maschinenbauschule in Dortmund.

Selmar Schlesinger — Landeshut — Rechtsanwalt in Berlin.

Michaelis 1888.

205. Gustav Schöpplenberg — Greiffenberg — † als Arzt in Berlin.

Walter Joél — Greiffenberg — Regierungsrat in Hildesheim.

Felix Weist — Schönwaldau — Oberpfarrer in Schwiebus.

Arthur Görtz — Breslau — Landgerichtsrat in Ratibor.

Victor Dubois — Hirschberg — Hauptmann vom Platz in Glatz.

Ostern 1889.

210. Friedrich Leßmann — Hirschberg — Pastor in Frankenstein.

Johannes Schwahn — Hirschberg — Pastor in Schildberg (Posen).

Otto Mende — Lomnitz — Brandinspektor in Berlin.

Edmund Bufe — Deutmannsdorf — Hauptmann a. D. und Mühlenbesitzer in Löwenberg.

Walter Günther — Hirschberg — Oberpostinspektor
in Oppeln.

215. Paul Krieg — Eichberg — Dr. med., Professor und
Arzt in Schanghai (China).

Carl Gerdien — Minden — Amtsgerichtsrat in Görlitz.

Carl Reimar — Liebenthal — Amtsgerichtsrat in
Myslowitz.

Michaelis 1889.

Ernst Schwantzer — Oppeln — Direktor des Eisen-
und Stahlwerkes Klettenberg, Cöln.

Max Richter — Brandenburg — † als Oberarzt.

220. Walter Schindler — Breslau — ?

Heinrich von Schlittgen — Kotzenau — Rittmeister
a. D., Wohlau.

Thodor Hirsch — Breslau — Opernsänger ?, Berlin.

Ostern 1890.

Edmund Bracht — Schwetz — † als Bibliothekar in
Berlin.

Hermann Ahrens — Schlesien — Professor am Gym-
nasium in Glogau.

225. Hermann Bachmann — Dresden — Cand. theol.,
Direktor eines Instituts zu Lauban.

Friedr. Wilhelm Graf zu Limburg-Stirum — Berlin —
Landrat zu Tarnowitz.

Ostern 1890.

Richard Wunsch — Hirschberg — † als Arzt in
Tsingtau März 1911.

Paul Hübler — Schadewalde — Seminardirektor in
Kreuzburg.

Bruno Freiwald — Schubin — ? Zehlendorf bei Berlin.

Michaelis 1890.

230. Franz Neumann — Schreiberhau — †.

Ludwig Heinke — Breslau — Geh. Oberregierungsrat
im Kolonialamt zu Berlin.

Armin Weist — Schönwaldau — Pastor prim. in
Friedeberg a. Queis.

Hermann Tost — Weißstein — privatisiert in Weiß-
stein.

Ostern 1891.

Konrad Hertz — Kleptow — Regierungsrat in Allen-
stein.

235. Theodor Knappe — Wang — Pastor in Kunzendorf
(Schlesien).

Reinhard Bracht — Fraustadt — Hauptmann der Artillerie in Thorn.

Hugo Exner — Krummhübel — Polizeirat in Frankfurt a. Main.

Johannes Fiedler — Löwenberg — Dr. med., Arzt ?

Oskar Horbasch — Örtmannsdorf — † als Student.

Michaelis 1891.

240. Heinrich Haering — Frankfurt a. Oder — Versicherungs-Verständiger in Posen.

Max Röhrich — Altona — Bahnverwaltung ?

Ostern 1892.

Heinrich Leßmann — Cunnersdorf — Professor in Charlottenburg.

Lothar Bassenge — Ratibor — Dr. med., Stabsarzt in der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums, Berlin (Groß-Lichterfelde).

Wilhelm Iwan — Falkenberg — Pastor in Nicolstadt.

245. Ernst Albinus — Haynau — Königl. Regierungsbaurat, Vorstand des Maschinenwesens in Nordhausen.

Georg Hoffmann — Hirschberg — Postinspektor in Landeshut.

Fritz Frank — Hirschberg — Postinspektor in Lauban.

Max Richter — Gottesberg — Postinspektor in Breslau.

Paul von Zglinitzki — Berlin — Kaufmann in New-York.

250. August Wagner — Liebau — ?

Paul Mangels — Reichwaldau — Postinspektor in Breslau.

Wilhelm Mützel — Posen — Oberleutnant a. D. in Berlin.

Wilhelm Gottwald — Schreiberhau — Obersteuerkontrolleur in Waldenburg.

Michaelis 1892.

Walter Bürde — Wyssoka — Kaufmann ?

255. Georg Urban — Kattowitz — † als Referendar in Hirschberg.

Ostern 1893.

Walter Freiwald — Schubin — Hauptmann im Litthauischen Feldartillerie-Regiment zu Insterburg.

Alfred Gottheiner — Hirschberg — Dr. med., Arzt in Berlin.

Gustav Herrmann — Hirschberg — Frauenarzt in Erfurt.

Gustav Jäckel — Steinseiffen — Postinspektor in Frankfurt a. O.

260. Gerhard Knospe — Hirschberg — † als Schiffsarzt.

Ostern 1893.

Hermann Lampe — Breslau — Marine-Bauinspektor in Wilhelmshaven.

Martin Lauterbach — Reichenbach — Oberlehrer in Jena.

Richard Graf zu Limburg-Stirum — Berlin — Landrat in Löwenberg.

Otto Lorenz — Kuznika — Verwalter einer Grube in Gottesberg.

265. Eugen Reimann — Hirschberg — Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Breslau.

Hermann Stahr — Trebnitz — Hauptmann der Feldartillerie zu Bromberg.

Michaelis 1893.

Hugo Adam — Friedeberg — Dr. med., Arzt in Hamburg.

Erhard Enge — Petersdorf — Bauführer zu Petersdorf.

Johannes Hirsch — Breslau — Hauptmann in Glogau.

270. Georg Rüffer — Bolkenhain — Amtsrichter in Krappitz (Oberschlesien).

Eberhard v. Zglinitzki — Darmstadt — † als Student.

Ostern 1894.

Alfred v. Berger — Hermsdorf u. K. — Hauptmann im Feldartillerie-Regiment und Brigade-Adjutant zu Stettin.

Werner Freiwald — Posen — Assessor ? Zehlendorf bei Berlin.

Gerhard Haering — Brandenburg — Hauptmann, kommandiert zum Reichskolonialamt in Togo.

275. Gustav Haupt — Prochnowo — Hauptmann im Feldartillerie-Regiment Nr. 20 zu Posen.

Johannes Höhne — Bunzlau — Pastor in Baumgarten, Kreis Bolkenhain.

Ostern 1894.

Wilhelm Höhne — Bunzlau — † als Eisenbahn-Bauinspektor in Metz.

Hans Kosack — Stettin — Regierungsbaumeister in Königsberg.

Artur Krebs — Schreiberhau — Pastor zu Poischwitz bei Jauer.

280. Max Nentwig — Hirschberg — Amtsrichter in Lähn.
Alfred Nowack — Schneidemühl — Hauptmann im
Pionier-Bataillon Nr. 2 zu Harburg.
Kurd Rosenberg — Ratibor — Landrichter in Gleiwitz.
Leonhard Schnabel — Lüben — Postinspektor in
Posen.

Michaelis 1894.

- Ernst Hoffmann — Hirschberg — Reichsbank-Vorsteher in Chemnitz.
285. Konrad Kutzner — Chabierow, Gouv. Kalisch — ?
Franz Urban — Kattowitz — Dr. med., Arzt in
Dortmund.

Ostern 1895.

- Martin Berg — Hirschberg — Amtsrichter in Flatau.
Carl Chaussy — Kupferberg — Amtsrichter in Sohrau.
Gotthard Frühbuß — Dätzdorf — Rittergutsbesitzer
in Siebenhufen.
290. Hans Girschner — Neiße — Hauptmann a. D., Be-
zirksoffizier zu Rawitsch.
Willi Jenke — Namslau — ?
Hans König — Pahlowitz — † als Student der Rechte.
Alfred Lange — Hirschberg — Ingenieur in Hamburg.
Martin Masur — Breslau — Dr. med., Augenarzt in
Gleiwitz.
295. Hans Zarnikow — Breslau — Rechtsanwalt und No-
tar in Hermsdorf u. K.

Michaelis 1895.

- Richard Hennig — Gleiwitz — Rittmeister, Brigade-
Adjutant (10. Br.), Posen.
Walter Lange — Warmbrunn — Rittmeister a. D.,
Grimma i. S.
Willi Hellpach — Oels — Dr. med., Professor der
Psychologie an der Technischen Hochschule zu
Karlsruhe.

Ostern 1896.

- Paul Belger — Breslau — Kaufmann in Magdeburg.
300. Theodor Castelsky — Warmbrunn — † als Student.
Wilhelm Eiffler — Hirschberg — Werftsekretär in
Kiel.
Georg Girschner — Neiße — Bankvorstand in Culm.
Artur Häckel — Grünberg — Dr. med., Arzt in
Hirschberg.

- Berthold Hirschfeld — Hirschberg — Dr. med., Arzt in Berlin.
305. Ernst Horn — Nimptsch — Hauptmann im Regiment Nr. 63, vorher in Südwestafrika.
Guido De la Lande — Hirschberg — Hauptmann im Pionier-Bataillon zu Metz.
Walter Löwig — Dresden — Oberlehrer Dr. am Gymnasium zu Schweidnitz.
Erich Pollack — Hirschberg — Dr. med., Arzt in Charlottenburg.
Walter Priebatsch — Hirschberg — Dr. med., Frauenarzt in Berlin.
310. Johannes Richter — Hirschberg — Dr. phil., Direktorial-Assist. am Kunstgewerbemuseum zu Breslau.
Erich Rosenberg — Hirschberg — Oberleutnant in Glatz, Reg. Nr. 38.
Johannes Ruppert — Sorau — Dr. med., Arzt in Salzuflen.
Adolf Schöngarth — Löwenberg — Dr. med., Arzt in Berlin.
Ernst Seifart — Rudelstadt — Rentner zu Lindenschuch bei Liegnitz.
315. Johannes Thomas — Frankfurt a. O. — Dr. med., Kreisassistentenarzt in Marienwerder.
Otto Urban — Kattowitz — Dr. med., Arzt für Hautkrankheiten in Breslau.

Michaelis 1896.

- Alfons Feicke — Neumarkt — Pfarrer in Kaubitz bei Frankenstein.
Richard Graf v. Pfeil u. Kl.-Ellguth — Koburg — Majoratsbesitzer zu Laasan, Referendar a. D.

Ostern 1897.

- Franz Ahrens — Schlesin bei Dömitz — Baum-schulenbesitzer zu Hirschberg.
320. Artur Biram — Bischofswerda — Dr., Kand. des höheren Schulamts in Berlin.
Ernst Krieg — Eichberg — Königl. Regierungsbau-meister in Breslau.
Felix Meyer — Zittau — Direktor einer Spinnerei in Bielefeld.
Hans Rimann — Hirschberg — Dr. med., Arzt in Liegnitz.
Fritz Ritter — Zillerthal — Bankbeamter in Berlin.

325. Alfred Rosenstein — Landeshut — Augenarzt in Kattowitz.

Ewald Schuch — Erfurt — Oberleutnant und Bezirksadjutant zu Hirschberg.

Georg Schulze — Hermsdorf u. K. — Oberleutnant im Reg. Nr. 47, augenblicklich in Rastatt.

Georg Stoll — Hermsdorf u. K. — Rechtsanwalt in Liegnitz.

Michaelis 1897.

Walter Gaebel — Ratibor — Amtsrichter in Kattowitz.

Ostern 1898.

330. Waldemar Collenberg — Warmbrunn — Assessor in Liegnitz.

Johannes Eichhorn — Breslau — Oberlehrer am Gymnasium zu Jauer.

Karl Felsch — Hirschberg — Gerichtsassessor in Schweidnitz.

Otto Fiek — Hirschberg — Dr. jur., Referendar a. D., in der Verwaltung beschäftigt, Breslau.

Franz Henning — Hirschberg — Rechtsanwalt und Syndikus in Swakopmund.

335. Karl Horn — Grünberg — † im Kampfe in Südwestafrika als Oberarzt.

Peter Jerusalem — Kassel — Schriftsteller in München.

Richard Jokisch — Stettin — Redakteur an der Schlesischen Zeitung in Breslau.

Kurt Ledermann — Beuthen a. O. — Rechtsanwalt in Berlin.

Hans Rohkohl — Wernersdorf — Oberarzt an der Unteroffizierschule zu Annaberg.

340. Konrad Tappert — Warmbrunn — Kaufmann in Hirschberg.

Michaelis 1898.

Arno Habel — Berlin — Rechtsanwalt in Berlin.

Karl Kirstein — Helsingfors — privatisiert in Leipzig.

Erich Mang — Hirschberg — Dr. jur. und Bankbeamter in Waldenburg.

Ostern 1899.

Oswald Frübuß — Dätzdorf — Gerichtsassessor in Marklissa.

345. Alfred Hanslik — Nimptsch — Dr. jur. bei der Versicherung Zürich zu Berlin.

Karl Hoffmann — Sorau — Bergassessor (Melbourne),
jetzt Berlin.

Hermann Menzel — Warmbrunn — Gerichtsassessor
in Hirschberg.

Walter Rosenberg — Hirschberg — Oberlehrer Dr.
in Ratibor.

Heinrich Rosenfeld — Posen — privatisiert in Posen.

350. Wilhelm Zabel — Moskau — † als Schiffsarzt der
Hamburg-Amerika-Linie.

Richard Zeiz — Hirschberg — Dr. med., Assistenz-
arzt in Merzhausen bei Kassel.

Michaelis 1899.

Wilhelm Dzialas — Breslau — Akademiker in
München.

Josef Kraetzig — Hermannsdorf bei Jauer — ?

Johannes Rode — Hirschberg — † als Student.

355. Kurt Scheuner — Görlitz — Oberleutnant im Leib-
Regiment zu Mainz.

Ostern 1900.

Graf Eugen Bethusy-Huc — Berlin — Gerichts-
assessor im Kolonialamt Berlin.

Georg Chaussy — Kupferberg — Dr. med., Arzt für
Hautkrankheiten in Hirschberg.

Heinrich Walter Fränkel — Hirschberg — Dr., Do-
zent der Chemie in Zürich.

Alfred Garfey — Hirschberg — Redakteur in Char-
lottenburg.

360. Reinhold Grallert — Zickel — Jauer ?

Friedrich Kirstein — Helsingfors — Dr. med. in
Göttingen.

Willy Quatz — Fürstenwalde — Kapitänleutnant
in der Kaiserlichen Marine zu Kiel.

Martin Streit — Hainwald — Regierungsbaumeister
in Jauer.

Harry Wagner — Hirschberg — Oberlehrer zu
Münster.

Michaelis 1900.

365. Richard v. Brauchitsch — Glogau — Oberleutnant
a. D., Schloß Mindelburg bei Mindelheim.

Kurt Fischer — Pombsen — ?

Oskar Guttmann — Breslau — † als Fahnenjunker.

Max Habernoll — Nikolai — Kreisvikar in Bunzlau.

Ernst Huncke — Dohms — † als Dr. phil. zu Hirsch-
berg.

•Ostern 1901.

370. Friedrich Ansorge — Schmiedeberg — vereidigter Landmesser in Lötzen in Ostpreußen.
Gustav Baur Schmidt — Osterode — Referendar in Wenigerode.
Erich v. Beck — Trier — Oberleutnant im Husaren-Regiment zu Paderborn.
Hermann Bialonski — Diedenhofen — Oberarzt zu Glogau, † 1912 an Blutvergiftung.
Victor v. Brauchitsch — Glogau — Regierungs-Referendar a. D. in Breslau, Rittergutsbesitzer.
375. Hans Carl v. Brause — Homburg — privatisiert in Bonn.
Max v. Brause — Homburg — Gerichtsassessor ?
Eduard Dehrmann — Hoppenrade — Oberleutnant im Feldartillerie-Regiment zu Wiesbaden.
Karl Exner — Petersdorf — Gerichtsreferendar zu Breslau.
Hans Habermann — Hirschberg — Schauspieler, zuletzt in Halle.
380. Adalbert Köhler — Hirschberg — Oberlehrer am Lyzeum zu Ober-Schöneeweide bei Berlin.
Ernst Oblaßer — Hain — Dr. jur., Gerichtsassessor in Waldenburg.
Paul Richter — Hirschberg — Kaufmann bei Cäsar Wollheim in Berlin.
Paul Rieschik — Merseburg — Gerichtsassessor in Hirschberg.
Hugo Sedlacek — Hirschberg — Kaiserl. Verwaltungsssekretär zu Garden (Kiel).
385. Erich Tischer — Hirschberg — ?

Michaelis 1901.

- Kurt Felscher — Hirschberg — Oberlehrer am Gymnasium zu Ohlau.

•Ostern 1902.

- Achill Böhmer — Herrstadt — Regierungsassessor in Prenzlau.
Bruno Börngen — Marklissa — † als Student.
Fritz Güttler — Wellwitz bei Guben — Ingenieur ?
390. Otto Heilmann — Friedland — Beamter der Versicherungsbank in Stuttgart.
Karl Mätzke — Wiesbaden — Dr. phil., Oberlehrer in Lauban.

Ulrich Niebuhr — Metschkau — Gerichtsassessor zu Breslau.

Hans Richter — Frankfurt a. O. — Regierungsassessor zu Frankfurt a. O.

Eberhard Rimann — Hirschberg — Dr. phil., Privatdozent an der Technischen Hochschule zu Dresden.

395. Hans v. Staff — Görlitz — Dr. phil., Privatdozent der Geologie an der Universität zu Berlin.

Martin Weber — Roßleben — Schiffsarzt am Lloyd in Bremen.

Georg Wehrsig — Hirschberg — Dr. med., Prosektor in Kiel.

Karl Windeck — Hirschberg — Regierungsassessor in Schwetz.

Michaelis 1902.

Wilhelm Stanjek — Bauerwitz — ?

400. Paul Tonn — Jannowitz — Kaufmann in Breslau, jetzt Schreiberhau.

Ostern 1903.

Walter Bindseil — Schneidemühl — Oberlehrer in Breslau (Elisabeth-Gymnasium).

Walter Borchert — Oltaschin — Regierungsbauführer in Berlin.

Walter Gordon — Rybnik — Assistenzarzt in Posen (Stadtkrankenhaus).

Kurt Letzel — Hirschberg — Dr. jur., Referendar im Bezirk Breslau.

405. Martin Wehrsig — Hirschberg — Gerichtsassessor zu Hirschberg.

Walter Zenker — Wollstein — Gerichtsassessor zu Hirschberg.

Michaelis 1903.

Christian Krieg — Eichberg — † als Student in München.

Erich Scholtz — Gottesberg — Referendar in Gottesberg.

Ostern 1904.

Ernst Asser — Myslowitz — ?

410. Richard v. Bergmann — Breslau — Dr. jur., Referendar a. D., Rittergutsbesitzer zu Schönfeld bei Schweidnitz.

Johannes Friedlaender — Schmiedeberg — Rechtskandidat in Schmiedeberg.

Johannes Janssen — Tiefhartmannsdorf — Oberlehrer in Beuthen (O.-S.).

Hermann Matthies — Hirschberg — Regierungsbau-
führer in Kandrzin.

Günther Rosenberg — Hirschberg — Leutnant im
Grenadier-Regiment Nr. 10 und Erzieher an der
Hauptkadettenanstalt zu Groß-Lichterfelde.

415. Max Stolterfaht — Berlin — Königl. Regierungsbau-
führer und Diplom-Ingenieur zu Breslau.

Michaelis 1904.

— — — — —

Ostern 1905.

Fritz Böhmer — Hannover — Leutnant im 6. Ulanen-
Regiment zu Hanau.

Walter Frenzel — cand. phil. zu Breslau.

Albert Kilger — Deutmannsdorf — Vikar in Tarno-
witz.

Theodor Lorenz — Boberröhrsdorf — Dr. phil.,
Probekandidat in Glogau.

420. Karl Müller — Leobschütz — Leutnant im Feld-
artillerie-Regiment zu Cüstrin.

Fritz Scherf — Schmiedeberg — wiss. Hilfslehrer zu
Baumgarten bei Breslau.

Carl Schumpelt — Striegau — Ingenieur ?

Michaelis 1905.

Kurt Burkert — Landeshut — Referendar in Hirsch-
berg.

Kurt Dinglinger — Hirschberg — Vikar in Neustadt
(Ober-Schlesien).

425. Johannes Kilger — Deutmannsdorf — Kandidat der
Theologie in Hirschberg.

Johannes Knichala — Warmbrunn — Referendar in
Liegnitz.

Karl Methner — Landeshut — an der Deutschen Bank
in Hamburg.

Ostern 1906.

Hermann Albinus — Hirschberg — cand. jur. in
Breslau.

Eduard Avenarius — Greiffenberg — cand. med.,
Straßburg.

430. Hans Bonnet — Hirschberg — cand. arch. in Leipzig.

Richard Brieger — Breslau — schwer krank in einer
Anstalt.

Martin Haym — Hermsdorf — Dr. jur., Referendar
a. D., an der Schlesischen Bank zu Breslau.

Ernst Lutze — Warmbrunn — Referendar.

Walter Neumerkel — Hirschberg — Kaufmann in
Hirschberg.

435. Paul Paetzold — Warmbrunn — Dr. med., prakt.
Arzt in Hirschberg.

Woldemar Ruppert — Herischdorf — Fabrikbesitzer
in Herischdorf.

Alfred Schröder — Berlin — Dr. med., Assistenz-Arzt
in Dresden.

Gerhard Tischer — Hirschberg — Kandidat des
höheren Schulamts in Breslau.

Michaelis 1906.

Aribert Peterssen-Borstel — Bunzlau — stud. med.

440. Kurt Zarnikow — Breslau — Kandidat des Predigt-
amts in Erdmannsdorf.

Ostern 1907.

Friedrich Eichhorn — Mainz — Dr. phil., Kandidat
des höheren Schulamts in Göttingen.

Hermann Grimm — Bautzen — Diplom-Ingenieur zu
Hirschberg.

Otto Holland — Ludwigsdorf — Referendar in Breslau.

Gustav Matzdorf — Friedeberg am Queis — Dr. med.
und Arzt. ?

445. Dietrich Niebuhr — Hirschberg — Leutnant und Ad-
jutant in der Kaiserl. Marine, kommandiert zum
Bildungswesen, Flensburg.

Ulrich v. Oheimb — Woischwitz — Leutnant im
1. Garde-Feldartillerie-Regiment zu Berlin.

Georg Reimann — Görlitz — Kaufmann in Hirsch-
berg.

Heinrich XXXIV., Prinz Reuß — Stonsdorf — Leut-
nant im Dragoner-Reg. Nr. 8 (Oels), Referendar,
Dr. jur.

Erich Siebrandt — Erdmannsdorf — prakt. Arzt.

450. Friedrich Strauß — Hirschberg — cand. med.

Johannes Tichy — Schreiberhau — cand. med.

Kurt Veronelli — Konradswaldau — Referendar.

Walter Ziechmann — Hirschberg — steht im Staats-
examen zu Marburg.

Michaelis 1907.

Franz Ledermann — Hirschberg — Referendar,
Dr. jur.

Ostern 1908.

455. Arnold Baumgart — Hirschberg — cand. phil.
Werner Bindseil — Seehausen — cand. math.
Ernst Bräuer — Breslau — Dr. phil., Assistent am
Universitäts-Institut für Physik.
Friedrich Franke — Hirschberg — cand. rerum natu-
ralium.

Ostern 1908.

- Paul Haym — Hermsdorf — cand. theol.
460. Wilhelm Heiseler — Hirschberg — cand. phil. in Halle.
Walter Galle — Nimptsch — Kaufmann, jetzt in
Zanzibar.
Fritz Kohland — Bromberg — Leutnant im Grena-
dier-Regiment Nr. 3 zu Königsberg.
Ludwig Quaatz — Berlin — cand. jur.
Gerhard Troche — Warmbrunn — cand. med.
465. Kurt Tschacke — Hirschberg — cand. phil.
Johannes Ulitz — Hirschberg — cand. jur.

Michaelis 1908.

- Hans Henning v. Alten — Nisgave — Leutnant im
Garde-Schützen-Bataillon zu Groß-Lichterfelde.
Erich Freytag — Neurode — Referendar.
Johannes Hubrich — Hirschberg — † als Student der
Medizin.
470. Paul Helmut v. Kulmiz — Saarau — stud. jur.
Friedrich Steinberg — Jauer — Leutnant im Grena-
dier-Regiment Nr. 10 zu Schweidnitz.
Georg Walter — Rauscha — wollte zum Steuerfach
gehen.

Ostern 1909.

- Hans Herbert Bayer — Jauer — stud. jur.
Friedrich Fues — Wien — studiert Ingenieurfach.
475. Constantin Haroske — Berlin — stud. phil.
Hans Haroske — Berlin — stud. phil.
Hans Lüdersdorf — Cottbus — Leutnant im Pionier-
Bataillon zu Neiße.
Walter Meißner — Hamburg — stud. jur.
Martin Rohkohl — Wernersdorf — stud. phil.

480. Artur Tautz — Salzbrunn — Leutnant zur See.
Hans Walde — Leipzig — cand. theol.
Freiherr v. Wechmar — Zedlitz — stud. jur.
Fritz Wieter — Halberstadt — Leutnant im Hessischen Leib-Regiment zu Mainz.

Michaelis 1909.

- Gerhard v. Kulmiz — Gorkau — stud. jur.
485. Martin Müller — Hirschberg — stud. jur.
Max Scholz — Flinsberg — stud. med.
Heinrich Steinberg — Jauer — stud. jur.
Walter Weißbrodt — Hirschberg — stud. math.
Hans Wünsch — Oppeln — stud. med.

Ostern 1910.

490. Josef Casper — Kuhnern — stud. phil.
Erich Junge — Warmbrunn — stud. jur.
Kurt Klusemann — Magdeburg — stud. geol.
Erich Lange — Hirschberg — stud. jur.
Adolf Liebig — Hermsdorf — † als Einjährig-Freiwilliger 1911 zu Straßburg.
495. Siegfried Lüdersdorf — Cottbus — stud. math.
Georg Pabst — Hirschberg — stud. math.
Kurt Priebe — Oels — stud. jur.
Alfred Schmuckler — Liegnitz — stud. med.
Martin Schwab — Giersdorf — Seekadett.

Michaelis 1910.

500. Ernst Dubiel — Großstrehlitz — stud. med.
Helmut Ruppert — Herischdorf — widmet sich dem Bankfach.
Alexander Schüller — Warmbrunn — stud. jur.
Heinz Prasse — Görlitz — Leutnant im Grenadier-Regiment Nr. 10.
Ernst Schloßbauer — Warmbrunn — stud. jur.
505. Arno Troche — Warmbrunn — wird Landwirt.

Ostern 1911.

- Felsmann — Breslau — stud. med.
Guttman — Kattowitz — stud. jur.
Heumann — Voigtsdorf — stud. med.
Köhler — Gottesberg — stud. jur.
510. Körner — Hirschberg — stud. math.
Nimsch — Schmiedeberg — stud. jur

- Riemschneider — Greiffenberg — stud. med.
Schloßbauer — Herischdorf — stud. theol.
Schmidt — Likér, Com. Görnös (Ungarn) — Leutnant im Regiment Nr. 28 in Ehrenbreitstein.
515. Stenzel — Nauen — stud. theol.
Zschiegner — Hirschberg — stud. phil.

Michaelis 1911.

Siegert — Kauffung — stud. med.

Ostern 1912.

- Korseck — Wohlau — Forstfach.
Knospe — Hirschberg — stud. theol.
520. Mandel — Schreiberhau — stud. med.
Grundmann — Görlitz — will Maler werden.
Bormann — Petersdorf — Forstwissenschaft.

Michaelis 1912.

- Curdes — Jeziorna — stud. geol.
Galle — Zillerthal — stud. ing.
525. Jungfer — Hirschberg — stud. phil.
Freiherr v. Richthofen — Breslau — stud. ing.
-

Zum Verständnis des Horaz.

Von Dr. Emil Rosenberg.

I.

Die Kritiker des Horaz schwanken oft, ob sie in den Endsilben es, is, as, ent, ant — e oder a oder i für richtig halten sollen, d. h. ob der Dichter den Indikat. Praes. oder den Konjunktiv Praes. oder das Futurum gesetzt hat (C. I, 1, 35. 7, 9 III, 3, 7. 3, 12. 3, 37. 3, 53. 3, 69. 21, 10. 21, 23. 24, 5. IV, 2, 49. 4, 73. Sat. II, 3, 1). Eine solche Konjektur gilt bei der Leichtigkeit des Verschreibens oder des Verlesens in den Handschriften kaum für eine Konjektur, jedenfalls hat sie, wenn sie sich auf Beobachtungen des Sprachgebrauchs bezieht, mehr Aussicht auf Annahme, als jede andere Änderung, wenn auch die Klassifizierung der Handschriften und ihre darauf fußende Bewertung natürlich immer den Ausschlag geben wird. Aus diesem Grunde habe ich die Bedeutung und den Gebrauch des Futurums bei H. und den Elegikern untersucht. Nun ist das Ergebnis kein besonders glänzendes geworden, und für die Herstellung des Textes wird sich nicht viel Sicheres ergeben; einiges aber für den Gefühlswert und das genaue Verständnis der Gedichte dürfte sich doch finden, und manches wird, wenn jüngere Kräfte dem weiter nachgehen, doch vielleicht einen Beitrag abgeben zur besseren Erkenntnis dieses Tempus und überhaupt der Sprache der römischen Dichter im Zeitalter des Augustus (vergl. z. B. Od. IV, 11, 5, wo fulges doch wohl Futurum ist; H. will ja die Psyllis locken zu kommen; sonst wäre die Erwähnung des apium und der hederä überflüssig). Das Futurum übertrifft wohl alle anderen Tempora im Gebrauch, und dieses lateinische Futurum hat sicherlich auch auf unseren deutschen Sprachgebrauch, in dem sich eine besondere Ausprägung der

Zukunft bekanntlich eigentlich gar nicht findet, bedeutend eingewirkt. („Ich werde sprechende“ = ich bin im Begriff — sprechende ist dann irrtümlich als Infinitiv aufgefaßt worden.) Ob das sogenannte *futurale* „werden“ in der *Nicht-Schriftsprache* der Deutschen sehr häufig ist, bezweifle ich; in der *Schriftsprache* aber ist es die gewöhnliche Übertragung des *lat. Futurums*. Es läßt sich nun bei H. ein Unterschied in der Anwendung dieses *Tempus* erkennen. In den *Oden* ist es sehr häufig, in den *ältesten Satiren* tritt es zurück. (Namentlich *Sat. I, 5 u. 7* sind arm an *Futuris*. Wir finden vielfach das *Präsens*, wo wir das *Futurum* erwarten sollten; z. B. *I, 1, 86: miraris. 109: jubeo für jubebo. 2, 11: respondet. 6, 37: audes.* Mir ist auch in den *Satiren* der sehr häufige Gebrauch des *Conj. Potentialis* aufgefallen, sowohl im Neben- wie im *Hauptsatz*, z. B. in *Sat. I, 4.*) In den *Episteln* dagegen wuchert es so, daß das *Präsens* fast verdrängt wird. Das hängt natürlich mit dem Inhalt der betreffenden Gedichte zusammen. Wo z. B. das Gedicht zum *Lehrgedicht* wird, wie in *Ep. II, 3*, da war eine reiche Ernte für das *Futurum* zu erwarten, wo der Inhalt die Wiedergabe eines *Geschehnisses* bildet, wie in *Sat. I, 5*, wäre ein großes Ergebnis verwunderlich. Und doch möchte ich zu der Ansicht neigen, daß die *Futur-sucht* erst später in H. aufgestiegen ist, daß das *Futurum* erst am Ende seines Lebens das *Modetempus* war. Bei *Tibull* ist mir ein häufigerer Gebrauch des *Futurums* weniger entgegengetreten; nur daß er den *Schluss* der Gedichte gern im *Futur* gibt (*I, 1, 78*) — doch habe ich dies auch bei H. oft bemerkt (z. B. in den *Satiren I, 1, 2, 3, 4*, auch *6*, wo das *Futurum* verschoben ist, *10*, wo statt des *Futurums* der *Imperativ* steht; auch *Ep. I, 18, 112, 14, 44*) — ist den *Erklärern* aufgefallen. *Ovid* und *Properz* dagegen nehmen an der aufgekomenen *Mode* teil. Diese *Annahme* erscheint mir doch richtiger, als wenn ich behaupten wollte, sie folgten dem von H. gegebenen *Beispiel*, obwohl ich nach nochmaliger *Lektüre* der *Elegiker* das Wort eines berühmten Gelehrten (*Norden*) vom *Rotwälsch* dieser *Dichter* völlig unterschreibe; denn sie zeigen weder in der *Satzform* noch im *Gedanken* große *Originalität*. Wäre ich jünger und im leichteren Besitz der *Hilfsmittel*, dann würde ich festzustellen suchen, welche *Futura*, die der dritten

und vierten Conjugation, die dem Conjunktiv Präsens fast gleichlauten, oder die der ersten und zweiten mit dem Suffiz *bo*, einem alten Aorist-Präsens, gebildeten, häufiger, früher oder später gebraucht sind, und welche verschiedenen Bedeutungen sich bei diesen äußerlich so ganz verschiedenen Zeiten noch herausfühlen lassen¹⁾. Daß auch metrische Rücksichten eine große Rolle spielen, daß Formen wie *erit*, *poterit*, *volet*, daß auch das sogenannte Futurum II. trotz seiner aoristisch unbestimmten Bedeutung niemals so häufig gebraucht worden wären, wenn sie nicht in manches Versmaß besser paßten (vergl. Verg. Aen. IV, 200), daß gewisse Formen wie *jubebo*, *vetabo*, *mirabor* besonders beliebt waren (etwa wie das deutsche: „ich will dir 'was sagen,“ wo doch das Sagen sofort folgt), das läßt sich wohl beweisen. Doch nicht die Stellen im Horaz, wo Gelehrte dem Futurum fast widersprechende Bedeutung geben, auch nicht jenes Gedicht, das — eine *crux* der Horazkritik — vielleicht erst durch die Erkenntnis dieses Tempus Licht erhält (I, 20), hat mich auf dieses Thema gebracht — nein, durch eine Sprechweise des Lebens bin ich dazu gekommen, H. in Betracht zu ziehen und meine kleinen Ergebnisse an denen v. Planta's, Bruchmann's, Brase's, Schmalz's nachher zu prüfen. Es sei mir gestattet, diesen Gang auch hier zu nehmen.

¹⁾ Auch darüber weiß ich nicht genügend Auskunft zu geben, wie es mit dem sogenannten Inf. Fut. auf *urum esse* steht. Da die sogenannte Conj. periphr. durchaus nicht ganz der Bedeutung des Futur. entspricht, auch nur in besonderen Fällen zum Ersatz des Conj. Fut. herangezogen wird, so ist es an und für sich wahrscheinlich, daß man auch auf den Infinitiv *urum esse* nicht in allen Fällen wird rechnen können, daß teils der Inf. Praes. aushilft, wie z. B. Cic. pr. Roscio § 12: *ut hoc cogitetis, nisi . . . ostendetis, eo prorumpere hominum cupiditatem, ut . . . caedes futurae sint*, teils Umschreibungen mit *posse* u. a. angewandt werden, wie Cic. pr. Roscio § 9: *His de rebus . . . neque satis me commode dicere neque . . . vociferari posse intellego*. Man vergl. auch Cic. pr. Roscio § 18: *spero ex hoc ipso non esse obscurum*. Hier wollte der Redner sicherlich nicht *futurum esse* sagen, weil die Zukunft, auch die schon Tat werdende, ihm schon Gewißheit war. Daß der Conj. Praes. auch in anderen Sätzen, als den von der Vulgärgrammatik genannten den Conj. Futuri vertritt oder besser — *futurale* Bedeutung hat, dafür nur folgende Beispiele: Sat. I, 1, 15: *audi, quo rem deducam*. 49: II, 3, 253: *vel dic quid referat . . .* H. hat in späterer Zeit gerade bei Verben dieses Sinnes das Futur. im indikativischen Satz gebraucht. Überhaupt bieten Sat. I, 1 und 2 und 7 viele Abweichungen des sonstigen Sprachgebrauchs des H., indem vielfach für das Futurum steht: der Conj. Praes., vergl. I, 1, 54: *laudes*. 63: *facias-jubeas*. Ind. Praes. II, 7: *respondet*. 1, 109: *jubeo*. 46: *miraris*. Wenn es in der Ode I, 5, 13: *nites* heißt, so läßt sich das wohl erklären, aber *nitebis* würde doch, wenn das Metrum es erlaubte, richtiger sein.

„Sie werden entschuldigen“, so sagten und sagen zu mir öfters meine schlesischen Schüler, und manchmal setze ich lächelnd hinzu: „Wissen Sie das so genau?“ Mir schien diese „futurale“ Bestimmtheit der Aussage unrichtig für das üblichere: Wollen Sie entschuldigen? oder für den Imperativ mit „bitte“. Ich fand darin ausgedrückt, was Krüger in seiner Ausgabe der Episteln (I, 13, 2 zu reddes) das Futurum des Befehls nennt, was schon der alte G. T. A. Krüger in der Lat. Gram. A. 4 als strengen Befehl kennzeichnet und mit dem deutschen: Du gehst! vergleicht. Aber ich habe Unrecht gehabt. Das „werden“, das wir — leider — in der Regel und *s t e t s* beim ersten Unterricht zur Wiedergabe des Futurums zu verwenden gewohnt sind, hat durchaus nicht immer, ja nicht einmal in der Regel, diese Bedeutung des Bestimmten. Ich hätte darauf schon durch das hier Volkstümliche: „Das wird sein“ (das plattdeutsche: „Dat soll sin“), das nichts weiter ist, als eine mildere, subjektivere Bezeichnung für das einfachere: das ist (so), geführt werden müssen. Seltsam, daß auch im Altlatein und im nachklassischen Latein besonders erit genau so potential gebraucht wird (vergl. Schmalz. Historische Syntax S. 328). Ich möchte hinzufügen, daß von diesem Gebrauch des erit sich auch bei H. und den Elegikern zahlreiche Beispiele finden, zu zahlreiche, als daß allein metrische Erfordernisse dafür verantwortlich gemacht werden könnten. erit ist seiner Bedeutung nach eine conjunktisch-optativische Form mit potentialer Bedeutung. Man vergleiche damit bei H. Sat. II, 6, 54: ut tu semper eris derisor, wo Kießling erklärt: „Du bist und bleibst es“, was ich nicht billigen kann, da eris nichts weiter ist als das Präsens in bescheidenem Ausdruck. Ep. II, 3, 43: ordinis haec virtus erit, ebenda 194: Intererit multum = dem Präsens. Sat. I, 9, 8: pluris hoc mihi eris, wo eine futurale Bedeutung ausgeschlossen ist, Ep. I, 1, 59: plebs eris und Sat. II, 15, 19: ergo pauper eris, wo die futurale Form nur der vorausgehenden Bedingung wegen für das Präsens gesetzt ist. Dazu stelle ich aus Ovid: tr. I, 3, 86: pietas haec mihi Caesar erit. am. I, 2, 7: sic erit: haeserunt tenues in corde sagittae. am. III, 9, 60: in Elysia valle Tibullus erit. tr. III, 10, 46: fluctus in obsesso gurgite nullus erit. Prop. III, 9, 43: Inter Callimachi sat erit placuisse libellos, so daß

sich auch die scheinbar pleonastische Zusammenstellung *doliturus eris* in Prop. IV, 11, 88 leicht erklärt.²⁾ Selbstverständlich können wir an allen diesen Stellen auch im deutschen „werden“ gebrauchen, aber wir wollen damit durchaus nicht die Zukunft oder eine Bestimmtheit, sondern überhaupt nur etwas „Voluntatives“ (Bruchmann) bezeichnen. Denn die gewöhnliche Regel, daß dieses *potentiale* „werden“ durch den Conj. Potent. oder durch die bekannten Umschreibungen mit *videor*, *puto*, *opinor* gegeben werden *mü s s e*, ist in dieser Form nicht aufrecht zu erhalten, und ganz falsch ist es, wenn Lattmann und Müller in ihrer sonst guten Lat. Grammatik p. 224 A. 1 sagen: „daß der in der deutschen Sprache sehr übliche Gebrauch der Fut. und Fut. ex. als Potentialis (häufig mit beigefügtem „wohl, vielleicht“) dem Lat. fremd sei“. Ich könnte eine erdrückende Menge von solchen Futuris anführen. Andere Grammatiken, wie die von Müller-Ostermann, geben ganz mit Recht unter den Übungssätzen: „ein kluger Mann wird wissen“: *prudens homo sciet*. Man vergl. Sat. II, 2, 63: *quali igitur victu sapiens utetur et horum utrum imitabitur?* Sat. II, 5, 74; *scribet mala carmina vecors: landabo*. Sat. II, 5, 35: *eripiet quivis oculos etc.* Ep. II, 3, 32 ff. *faber imus ungues exprimet . . . quia ponere totum nesciet*. Ep. I, 10, 40: *quia parvo nesciet uti*. Ep. I, 18, 3: *ut matrona meretrici dispar erit . . . infido scurrae distabit amicus*, ebend. 32. Ep. I, 15, 13: *dicet equus* „sagt da das Pferd“. *inquiet* Sat. II, 5, 43. Lattmann nennt unter den Übersetzungen des Futurums als Potentialis auch den Indikativ. Dafür hätte er als Beispiel gebrauchen können Verg. Aen. IV, 13: *degeneres timor arguit*, was Gebhardi übersetzte: „Gemeine Seelen wird das feige Herz verklagen.“ Wenn mir ferner Stellen wie Verg. Aen. IV, 20: *fatebor enim*, ebenda I, 261: *fabor enim*, bei H. Ep. I, 17, 26: *mirabor (si licebit)*. Carm. III, 2, 25: *vetabo*, die sich sehr leicht vermehren ließen, betrachten, dann kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das Lat. Futur., besonders dieses auf *bo*, kein eigentliches Futurum ist, daß die

²⁾ Wenn Cicero Tusc. II, 17, sagt: *in Phalaridis tauro si erit, dicet*, so ist erit potential zu fassen; angenommen, er befände sich . . . , denn die sichere Zukunft des Weisen kann es doch nicht bezeichnen wollen. Sogar an jener bekannten Stelle des Livius XXI, 46, wo er Scipio, den Beendiger des zweiten punischen Krieges, mit den Worten: *hic erit juvenis* bezeichnet, wäre jene Vermischung zweier Zeiten nicht so leicht gewesen, wenn nicht erit als *potentiales* Präsens noch gefühlt wäre.

deutsche Übersetzung mit „werden“ nur die richtigste und beste Umschreibung ist, da sie dem potentialen Gebrauch noch am meisten von allen anderen Übersetzungen gerecht wird. So ist doch I, 22, 23: dulce ridendum amabo — amabo = dem Präsens. Die Form des Futurums ist dem vorangehenden Imperativ, zu Liebe gewählt. In c. I, 12, 18: occupabit, was allein richtig ist, silebo, dicam steht das Futurum von dem, was „geschieht“. Kießling-Heinze sagen: „Diese Futura haben nicht objektive zeitliche Bedeutung, sondern subjektive.“ Wir gebrauchen dafür zwar: „ich will...“ (dir etwas sagen), aber auch bei uns drückt man in solchen Redensarten damit nicht das „Wollen“, sondern das „Geschehen“ aus. Ich glaube sogar nicht mit Unrecht zu behaupten, daß wir im Deutschen, wenn wir sagen: „mein Bruder kommt Ostern“ eine größere Bestimmtheit empfinden, als bei den Worten: „Mein Bruder wird Ostern kommen.“ Es ist nicht bloß richtig, was v. Planta II. S. 488 sagt: „Das lat. Fut. der III. und IV. Conj. ist ursprünglich ein Conj. Praes., das lat. Fut. II. nebst den futura wie faxo, und das umbrisch-oskische Futurum I und II ein Conj. Aor. -bo in der ersten und zweiten Konjugation scheint ein Conj. oder Injunktiv Aoristi zu sein,“ wie das von Blase im Archiv X S. 342 Bemerkte: „Freilich haben sich Conj. Praes. und Fut. I, die ursprünglich nach Form und Bedeutung in einander lagen, in beiden Richtungen gesondert. Aber Spuren der ursprünglichen Identität sind im syntaktischen Gebrauch noch manche vorhanden. In der Sprache der Juristen wechseln geradezu Conj. Praes. und Ind. Fut.“ Wir würden nur für „manche“ „viele“ setzen. Was ist in H. Sat. II, 6, 32: Hoc juvat et melli est, non mentiar. mentiar? Ich glaube Futurum, das eben in seiner Bedeutung — namentlich in solchen Verbindungen — gar nicht als Futur. gefaßt und gefühlt wurde.³⁾ Auch der Unterschied in der Bedeutung des Ind.

³⁾ Schmalz sagt: „Zweite Person des fut. ex. zeigt im Altlatein und noch später fast durchweg konjunktivische Natur; daher ist es oft auch schwer, aorist. Perfekt und Futurum II gerade in dieser Person zu scheiden.“ Natürlich richtig, wenn man nicht überhaupt weiter gehen will und es auch auf die dritte Person ausdehnen. H. Sat. II, 6, 39: disceris, experiar. Ep. I, 6, 40: ne fueris hic tu. Sat. I, 9, 7: noris nos. Sat. II, 7, 37: dixerit ille. Sat. II, 3, 60: non magis audierit. Carm. I, 6, 14: quis digne scripserit? Könnte man nicht das schwierige gesserit desselben Gedichtes statt als Futurum, statt als Conj. Perf. lieber als Conj. Aoristi erklären? Denn es ist der Bedeutung nach der Conj. zu den aoristischen Infinitiven collegisse (I, 1, 4), imposuisse (III, 4, 52), scripsisse (Sat. I, 10, 60). Vergl. auch H. Ep. II, 3, 386: si quid tamen olim scripseris, descendat. Ep. I, 11, 15.

praes. und des Futur. wurde kaum mehr so empfunden, daß der Dichter nicht völlig abwechseln konnte. In Ep. II, 3 z. B. könnte man in der langen Reihe der Futura: reprehendet, culpabit, allinet, recidet, coget, arguet, notabit, fiet, non dicet, ducent, fast überall das Präsens einsetzen, aber ebenda 432: heißt es: sic derisor vero plus laudatore movetur. 455 und an den folgenden Stellen steht wieder das Präsens. Die allgemeinen Sätze von den Lebensaltern von 153 an stehen im Präsens, die Vorschriften von v. 182 an im Futurum, aber der abschließende Vers: 188: quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi, bietet das Präsens, wo mir doch das Futurum ostendes oder ostenderis und auch odero besser gefallen würde. Aber wer möchte bei solchem Durcheinander, auf das gewiß oft auch metrische Rücksichten eingewirkt haben, eine Konjektur wagen? Heißt es doch v. 139: parturient montes, nascetur ridiculus mus! Durch das Futurum ist der Gedanke weniger allgemein ausgedrückt und zu dem vorhergehenden in eine engere Verbindung gesetzt. Carm. III, 29, 42 heißt es von dem Epikureischen Weisen: deget, efficiet, reddet, während es vorher, mehr aus dem Zusammenhang genommen, premit, ridetque, trepidat heißt und sogar in einem Bedingungssatz, der auf die Zukunft geht und recht gut potential gefaßt werden könnte: si celeres quatit pennas — resigno, involvo, quaero, einem Bedingungssatz, der mir verbesserungsbedürftig erscheinen würde, wenn nicht selbst solche wie Cic. pr. Roscio § 7: si vobis aequa et honesta postulatio videtur, ego contra brevem postulationem adfero von der Kritik unbeanstandet geblieben wären. Wie H. zwischen beiden Temporibus abwechselt, ohne daß sich wirklich eine verschiedene Gedanken nuance entdecken läßt, dafür nur noch wenige Beispiele. Es heißt Ep. I, 14, 11: cui placeat alterius, sua nimirum est odio sors. Ep. I, 6, 9: qui timet his adversa, fere minatur., dagegen Ep. I, 10, 24: naturam expellas furca, tamen usque recurret. Ep. I, 2, 55: sperne voluptates: nocet empta dolore voluptas, ebenda 59: qui non moderabitur irae, infectum volet esse. Daß manchmal sogar dort das Präsens steht, wo wir geradezu das Futurum erwarten, beweist u. a. Ep. I, 2, 32: Ut jugulent hominem, surgunt de nocte latrones: ut te ipsum serves, non expergisceris?

In Carm. I, 18 heißt es *diffugiunt, crepat, subsequitur*. Überall könnte das Futurum stehen, ja, ich glaube, H. setzt es, wenigstens in seinen späteren Oden lieber. *carm. I, 18* ist sicherlich frühen Ursprungs. — Warum wechselt der junge H. in *carm. I, 15* zwischen *moves, furit, fugies?* — Um so schwerer wird dadurch manchmal die Entscheidung. *Carm. III, 21, 10* heißt es bei Vollmer: *neglegit (I) (II)*. Porphyrius: *negleget* *E. O.* L. Müller ist für *neglegit*, weil aus dem Befehl des Corvinus erhellt, daß Corvinus den Wein liebte; Kießling-Heinze, weil te hier noch auf die *testa*, nicht auf den Wein gehe, für *negleget*. Das Futurum ziehe auch ich vor, aber nur deswegen, weil H. die Beziehung auf das Vorhergehende, die Einordnung des Gedankens in den speziellen Zusammenhang lieber zu wählen pflegt, als die allgemeinere, bestimmtere, mehr die Dauer hervorhebende Ausdrucksweise des Präsens. Das Präsens wäre hier nicht „urban“. — Wir wollen uns auch an *IV, 4, 73* versuchen. Die Hdten schwanken zwischen *perficiunt* und *perficient*. Vollmer, der neueste Herausgeber, wählt das Futurum, Kießling spricht sich in der Schlußbetrachtung für das „allein Richtige“ *perficient* aus. L. Müller nennt hier das Präsens „urbaner“; *perficient* könnte hier mit Rücksicht auf Augustus als ein etwas zudringlicher Rat angesehen werden.“ Das letztere leugne ich. Das Futurum hat diese Bedeutung durchaus nicht immer; es ist *bescheidener* als das Präsens. Man denke an *carm. I, 14, 1*. Ich fasse es jetzt als Ausruf, nicht wie früher, als Frage. Das Präsens *referunt* wäre gar nicht möglich. Die Unbestimmtheit muß sich geltend machen. Der Konjunktiv *referunt* gar wäre ein wirklicher Zweifel, der hier nicht herpaßt. Folglich bleibt nur die mittlere Linie, also *referunt*. Alles wird darauf ankommen, ob die letzte Strophe zur Rede des Hannibal gehört oder von H. als Schlußwort hinzugefügt ist. Beide Ansichten haben seit alters ihre zahlreichen und zwar recht bedeutenden Vertreter. Die alten Kritiker, wie Peerlkamp, Meineke, Schütz bemerken meiner Meinung ganz richtig, daß die Schlußstrophe im Munde des H. matt sei. Ja, sie ist geradezu unerträglich nach den schönen, gewaltigen Worten des Hannibal — und die Worte *nil non perficient Claudiae manus* konnten Augustus gar nicht verwunden, wenn sie dem Hannibal gerade in jener

Situation in den Mund gelegt werden, denn sie beziehen sich auf die Ereignisse des Jahres 207 und der unmittelbar folgenden Jahre; sie waren aber im Jahre 14 oder 13, wo Augustus noch über 20 Jahre lebte und regierte, weder ganz verdient noch klug gewählt. Was blieb dann dem Kaiser, wenn von den Klaudiern alles vollbracht wurde? Auch das tandem v. 49 beweist, daß H. das Schlußwort dem Hannibal überläßt. Dieser kehrt eben nach dem ihm etwas gewaltsam beigelegten Exkurs über Roma aeterna mit Claudiae manus auf die Ausgangssituation der Schlacht am Metaurus zurück. H. hat schon nach 37 sein Urteil über die Klaudier abgegeben. Auch müßte es, wenn die Strophe, wie L. Müller, Nauck-Weißenfels, Ritter und Kießling wollen, denen ich mich leider noch in der neuesten Auflage (1912) angeschlossen habe, dem H. gehört, nicht dem Hannibal, — defendet und expedient heißen (expedient wird ja auch von einer schlechten Handschrift geboten), da ihr Wirken noch nicht abgeschlossen ist oder zurückliegt. Kommt nun hinzu, was Keller Epileg. p. 314 behauptet, daß die Dichter so gern im Exkurs selbst das Gedichte verlaufen lassen, so will mir das subjektivere Futurum perficient, das auch die besten Hdten bieten, als das einzig Richtige erscheinen. (Ich sehe jetzt, daß auch Hoppe in seiner Neubearbeitung des Nauckschen Horaz und G. Krüger die Schlußstrophe zur Rede Hannibals ziehen.) Wie das Futurum sich nur wenig erkennbar von dem Ind. des Präsens unterscheidet, so noch viel weniger von dem Conjunktiv (vergl. H. Ep. II, 3, 191 ff. und 385 ff.).⁴⁾ Bei der ersten Person wenigstens, die sich ja auch formell in der dritten und vierten Conjugation nicht ge-

⁴⁾ III, 3, 69 heißt es: non hoc jocosae conveniet lyrae, in anderen Hdten.: conveniat. Aber der Dichter setzte sicherlich unter dem Zwange des Gedankens: si Musa tendet — das Futurum, das übrigens bei solchen aesthetisierenden Bemerkungen geradezu üblich ist, vergl. Ep. II, 3, 226. Es liegt hier eine ähnliche Vermischung zweier Gedanken vor, wie z. B. Ep. II, 3, 423 ff: si vero est, mirabor, si seit oder in Ov. trist. I, 7, 39: quidquid in his igitur vitii rude carmen habebit, emendaturus eram. Das Buch hat den Fehler schon. Der Leser wird ihn finden. — Schwer ist auch die Entscheidung über Futur oder Conj. in III, 3, 46 und 54. Da in den Hdten. ganz sicher tanget steht, so haben wir eine Prophezeiung vor uns, die allerdings an Bedingungen geknüpft ist. Dann muß aber v. 46: extendet geschrieben werden. (Keller: Im Stammkodex der Familie scheint extendet geschrieben zu sein.) Denn das ist ebenso gut eine Prophezeiung wie v. 53 ff. Hat Juno eingewilligt, daß Rom selbst den Parthern sein Joch auflege, dann wird es die Welt erobern, weil es und wofern es seine Tapferkeit . . . zeigt. Hinter Medis und hinter dextra gehört ein Punkt, hinter Nilus nur ein Komma. Man kann nicht so viel von der Güte der Juno erwarten, daß sie es wünschen sollte, daß Rom late horrenda seinen Namen ausbreite. Sie kann es und will es nur nicht hindern, wenn . . .

schieden hat, ist der Lateiner sicherlich sich nicht ganz bewußt gewesen, welche grammatische Form er wählte. Es werden z. B. die bei allen lyrischen Dichtern so häufigen Weissagungen ihrer Unsterblichkeit, ihre Versprechungen, ihre Ankündigungen stets im Futurum ausgedrückt. Carm. III, 30: non moriar. vitabit — crescā — dicar. Ich bezweifle, ob die Übersetzung mit „ich werde“ hier nicht einen zu objektiven, zu gewissen Ton, eine zu große Sicherheit hineinbringt. Das Futurum besagt doch an allen diesen Stellen (vitabit ausgenommen) wohl nicht vielmehr, als das Futurum in sublimi feriam sidera vertice, wo doch der potentiale Wunsch der Vater der Form ist. Wäre das Lyrische in seinen Tiefen nicht überhaupt unübersetzbar, so möchte ich das von unseren Lyrikern (Heine, Freiligrath) so gern gebrauchte: „ich wollt“ oder auch das fester zugreifende „ich will“ einsetzen. Kann man denn das übermäßig stolz klingende Carm. III, 25, 7: dicam insigne, recens, adhuc indictum ore alio — nil mortale loquar anders übersetzen als „ich wünschte“, „ich könnte“ oder „ich möchte“ oder „o, könnt’ ich!?“ Man vergl. noch Carm. IV, 9, 30: non ego te meis chartis inornatum silebo totve tuos patiar labores etc. An allen diesen Stellen, die sich bei H. und den anderen römischen Dichtern sehr vermehren ließen, wird sich das Gefühl, als überhöbe sich der Dichter, sehr mildern und einer gerechteren Beurteilung Platz machen, wenn wir an die enge Verwandtschaft dieses potential-optativen Futurums mit dem dafür ebenso gebräuchlichen Konjunktiv denken. Wenn Vergil Aen. IV, 116: die Juno sagen läßt: nunc qua ratione, quod instat, confieri possit, paucis, adverte, docebo, so heißt docebo sicherlich nicht: ich werde Dich lehren; wenn Cicero pro Mur. § 58: in quo accusatore, iudices, primum illud deprecabor sagt, wollte er sicherlich nicht sagen: „bei der Persönlichkeit dieses Klägers werde ich mir erstens ausbitten“. Das wäre weder der Stimmung des Redenden noch der damals herrschenden konventionellen Liebenswürdigkeit entsprechend. Ein „ich möchte bitten“ oder ein: „ich muß darum bitten“ scheint angemessener. Wenn Vergil Aen. IV, 20 Dido zu ihrer Schwester sagen läßt: fabor enim, so können wir kaum anders übersetzen als: ich muß es Dir sagen, wenn H. in Carm. III, 2, 26 vetabo sagt, so heißt das nur: „ich mag nicht, ich will nicht“. Warum sollen denn die römischen Redner, die in den Ankündigungen

dessen, was sie zu sagen „vorhaben“, wo wir Modernen das „versuchen“ oder „es sei mir gestattet“ gebrauchen, mit häßlicher Gradheit das Futurum „ich werde“ gebrauchen, während die Griechen mit *βούλομαι εἰπεῖν* weniger energisch sind? Nein, das Lat. Futurum hat in den beiden Bildungsweisen, besonders in den Formen auf *bo*, seine konjunktivische, aoristische (Fut. II) Natur bewahrt — und das Deutsche muß eine ganze Anzahl von Hilfsverben bereit halten, wenn es den lateinischen Gefühlswert wirklich ausschöpfen will. Das gilt natürlich nicht bloß von der ersten Person, sondern vom ganzen Futurum. Wenn H. Ep. I, 7 von sich selbst (*vates tuus*) sagt v. 11: *descendet, sibi parcat, leget, reviset*, so brauchen wir durchaus nicht so schroff zu sein und „werden“ zu übersetzen. Das beigefügte: *si concedes*, rät uns, zu Umschreibungen, wie „er gedenkt, er beabsichtigt, er wird wohl“ unsere Zuflucht zu nehmen. Die guten Lehren für Piso Vater und Sohn Ep. II, 3, 385: *Tu nihil invita dicesve Minerva* können nimmermehr in herber Form gemeint sein, im Gegenteil das Futurum in der zweiten Person hat etwas „Urbanes“. Wenn man statt des Imperativs diese Form wählt, will man gewiß auch andeuten, „daß man auf die Ausführung sicher rechne (Schmalz), aber mehr noch: man will nach der damaligen Mode liebenswürdig sein. H. durfte unbeschadet des gesellschaftlichen Abstandes zwischen Jullus Antonius und ihm ruhig sagen IV, 2, 33. 41: *concines — concines und solvet*. Wir können alles Mögliche benutzen, um das Futurum wiederzugeben. Das Einfachste wäre der Imperativ: „Besinge du“ und *solvet*: dich mag lösen. Sat. II, 4, 19: *doctus eris* heißt: „so magst oder sollst du belehrt sein“, „so merke dir“. Bei *scriberis* Varro c. I, 6, 1 schreibt Kießling von „sicherer Gewißheit“ und setzt dieses Futurum dem *laudabunt alii* gegenüber. Aber die „sichere Gewißheit“ leugne ich: „du kannst, du sollst, du magst“ liegt mehr in der gewählten konjunktivisch-futurischen Form — und auch in *laudabunt* (c. I, 7, 1) liegt diese Unbestimmtheit, in der wir recht gut ein concessives Futurum mit C. Wagner finden können.⁵⁾ An einer anderen Stelle (*Propert. II, 11, 1*:

⁵⁾ Kühner-Stegmann leugnen den concessiven Gebrauch des Futurums. Tatsächlich entwickelt sich jene Gebrauchsweise ganz natürlich aus der angenommenen potentialen. Vergl. III, 23, 13: *cervice tinguet. Ep. II, 3, 54: dabit. I, 7, 9* muß es sicherlich auch *dicet* heißen, nicht *dicit. sunt quos* stört nicht, wie Schütz glaubt. Hier liegt das Futurale im Ausdruck *opus est*.

scribant de te alii, vel sis ignota licebit) wo der Gedanke: andere mögen das und das preisen: ich aber — ein Gedanke, der gewissermaßen zum Hausgerät der Dichter der augusteischen Zeit gehört (vergl. Tib. I, 1, 57. Prop. III, 1, 13.) steht sogar der Conj. concessivus neben dem Futurum. Mit diesem Gebrauch des Futurums haben wir vielleicht auch bei dem sehr schwer zu erklärenden Gedichte I, 20 zu rechnen. Wir lesen darin 2 Futura, welche beide angezweifelt werden. Der neueste Horaz-Herausgeber Vollmer schreibt für potabis der Handschriften: potavi. Die erste Person hatte auch ich in meiner frühesten Ausgabe (1880) eingesetzt, nämlich potabo. Für bibes nun gar gibt es eine Fülle von Konjekturen; ich will sie nicht alle hersetzen. Daß in tu bibes — mea etc. Richtiges steckt, scheint wahrscheinlich, denn ein solcher Gegensatz ist echt Horatianisch (vergl. z. B. Epode 14, 15: gaude sorte tua: me libertina macerat). Dann hat das Futurum jenen oben behandelten imperativischen Sinn: „Du, trinke, bitte!“ Ist also potabis richtig, so kann meiner Meinung nach das Vorhergehende nur als Frage genommen werden: „Du willst Sabinerwein trinken, und zwar den von mir an Deinem Festtage verpflichten? Nein: (das geht nicht). Du sollst Cäcuber trinken; in meine Becher aber kommt kein edles Rebenblut.“ Freilich schön ist das Gedicht auch so nicht. Es ist in allen Sprachen häufig und psychologisch leicht zu erklären, daß das vom Schriftsteller Gesagte nichts Tatsächliches bedeutet, sondern aus dem Sinne eines Anderen vorausgesetzt oder vorgegeben ist. Man vergl. Cic. pr. Mil. 41: quem jure non est ausus, hunc injuria non dubitavit occidere? Lys. or. VII, 15. u. a. Ich halte I, 20 mit vielen früheren Gelehrten nicht für echt, jedenfalls für verstümmelt. Woher hat nur Cruquius die Nachricht, daß es für eine Reise der Freunde nach Apulien bestimmt sei? Darin steckt sicherlich etwas. Denn wie kann man so etwas erdichten? tu ist übrigens bei diesem Zusammenhang nicht zu beanstanden, wenn auch potabis dieselbe Person meint. tu wird häufig so tonlos beim Imperativ hinzugefügt, vergl. Tibull. I, 1, 67. 3, 83. II, 5, 113. R. Methner will in seinem Programm Bromberg 1912 in carm. I, 7 die ersten 14 Verse nicht für des Dichters Ansichten und Empfindungen ansehen. Sie sollen des Plancus Meinung ausdrücken, und der Dichter habe dann den wesentlichen Inhalt des „lamen-

tablen“ Briefes in den folgenden Versen beantwortet. Er will also 1—14 in Anführungszeichen setzen und traut auch dem Römischen librarius die Anwendung eines solchen Zeichens zu. Hat Methner recht, dann würde man auch an der von mir angenommenen Frage in I, 20 und der unvermittelten Antwort keinen Anstoß nehmen dürfen. In den Satiren kommt Frage und unvermittelte Antwort oft vor (z. B. Sat. II, 3, 123), und oft wären für uns Anführungszeichen erwünscht, wie z. B. bei insanus Sat. II, 3, 201. Ist nicht auch in der kritisch sehr unsicheren Stelle Sat. II, 3, 1, wo Keller (Epil. II, 531) sic scribis als handschriftlich am besten beglaubigt erklärt und verstehen will: „Du bist aber doch maßlos faul geworden im Schriftstellern! Was soll daraus werden?“, besser sic scribes (Fritsche Haupt, Bentley), und zwar als Frage zu schreiben: So selten willst Du schriftstellern? Freilich kann auch scrib i s diese Bedeutung, namentlich in der Frage haben, vergl. Sat. I, 5, 12: trecentos inseris! Jetzt nach Vollendung der Arbeit sehe ich aus Röhl's Jahresbericht, daß Allen in The class. review XXV. ganz ähnlich urteilt.

Noch ein Wort über Gebrauch und Bedeutung des Futurums in B e d i n g u n g s s ä t z e n. Dieses Tempus hat ja gerade mit dieser Gedankenform besonders innige Verwandtschaft. Das Futurum steht fast immer unter dem Zeichen der Bedingung. Vergl. vetabo Carm. III, 2, 26, wo auch Kießling hinzufügt: „wenn der Fall solcher Gemeinschaft eintreten sollte.“ Wenn es Cic. Tus. II, 39 heißt: Ergo haec veteranus miles facere poterit, doctus vir sapiensque non poterit, so kann für das erste poterit auch das Präsens stehen, aber es ist die futurale Form gewählt, weil der Gedanke vorschwebt: „wenn er in die Lage kommt“. Auch das zweite poterit ist eigentlich kein Futurum. Ep. 1, 14, 44, censebo, so oft ich mich darüber auszusprechen habe. jubebo Ep. 1, 17, 8. mandabo 19, 9. carm. III, 27, 7 timebo. Verg. Aen. IV, 114: perge: sequar, was ich für das kürzeste Beispiel jener bekannten grammatischen Ausdrucksform halte.⁶⁾ Schmalz: Histor. Gramm. S 412 führt

⁶⁾ In dem Schulkommentar von Fickelscherer zu Verg. IV, 114, steht: gebrauche bei sequar ein Hilfsverbum. Das halte ich nicht für richtig. Wer an Goethes: „Setz deinen Fuß auf . . . : du bleibst doch immer, wer du bist“, denkt, sieht, wie das deutsche Präsens völlig ausreicht, ja richtiger ist. Noch häufiger als in dieser grammatischen Form finden wir das Futurum im Enthymem. Vergl. z. B. Cic. Tusc. II, 34: Quid ergo? hoc pueri possunt, viri non poterunt? etc. Hier werden wir schlecht um die Umschreibung mit: „sollten

si c. fut., letzteres überwiegend bei Cicero und Verfassern von Lehrbüchern. si c. fut. — Praes. ist selten in allen Zeiten. si c. fut. II und Praes. ist häufig. Auch bei H. ist si cum Praes. — Futur. sehr häufig. Man vergl. II, 6, 9: si prohibent — petam., III, 24, 5: si figit . . . expedies ebend. v. 15. Ep. I, 7, 3: si me vivere vis sanum, dabis. c. IV, 12, 15: si gestis, nardo vino merebere. ebenda 21: ad quae si properas gaudia, . . . veni. ep. 15, 12: nam si quid in Flacco viri est, non feret. Sat. II, 3, 151: ni tua custodis, avidus jam haec auferet heres. Ep. I, 9, 11 u. 12, Beispiele, die sich natürlich noch sehr vermehren ließen, häufiger erscheint mir aber doch, si c. fut. — fut, wie es auch bei Cicero ist. Die Grammatiken wissen ja Gründe anzugeben, warum in dem si Satz das Präsens stehen kann, obwohl der Hauptsatz im Futurum steht; Müller-Lattmann: S. 222: wenn ein für die Gegenwart hypothetisch gesetzter Fall sich auf die Zukunft mit bezieht, Kühner-Stegmann S. 145: 1. wenn der Nebensatz einen allgemeinen, also auch für die Gegenwart gültigen Gedanken ausdrückt, 2. wenn der Nebensatz einen Befehl oder Wunsch in bezug auf die unmittelbar oder nahe bevorstehende Zukunft enthält, während der Hauptsatz meist die Form einer Versicherung hat; ich will auch zugeben, daß z. B. II, 6, 9 prohibent u. III, 24, 5: figit ganz richtig für das von Grammatikern natürlich vermutete figet steht, da im ersten Fall das si gewissermaßen ein quoniam ist, im anderen Fall besser mit Keller übersetzt wird: „wenn es wahr ist, daß die Necessitas über dem Kopf des Menschen ihren Nagel einschlägt,“ daß in Ep. I, 7, 3 der Umstand, daß Mäcenas die Gesundheit des H. will, als Tatsache vorausgesetzt wird („wenn Du auch weiter willst“), daß in Sat. II, 3, 151 der Gedanke ist: „wenn Du weiter sie so bewachst“, daß H. also in der Tat zuweilen durch den Sinn fast gezwungen ist, da er das schon Vorhandensein des hypothetisch Gesetzten betonen will (Ep. I, 20, 9: quod si non desipit augur, carus eris) — Tib. 4, 2, 2:

dazu nicht imstande sein“ herunkommen, ein Beweis mehr, wie das konjunktivische im Futurum empfunden wird. Kühner-Stegmann nennt das Futurum, welches das ausdrückt, was sich nach Lage der Verhältnisse erwarten läßt: „prospektiv“ S. 145. Doch wozu der Name? Mehr gefällt mir der Ausdruck „gnomisches“ Futur. für den reichlich behandelten Fall. Wenn es Ovid am. III, 9, 37 heißt: vive pius: moriere usw., so liegt die Sache doch etwas anders. Es findet ein konzessives Verhältnis zwischen Vordersatz und Nachsatz statt. Die Häufigkeit jener Verbindung hat wohl diese Ableitung des Gedankens bewirkt.

si sapis, ipse veni! — ich muß aber doch behaupten, daß er fast überall auch das Futurum setzen konnte und auch wohl gesetzt hätte, wenn er nicht oft durch metrische Rücksichten gehindert wäre, z. B. Sat. I, 3, 74: qui postulat, ignoscet, denn ohne Zweifel ist bei ihm, wie bei Cicero si c. fut. — fut. häufiger, häufiger auch, als si c. conj. — fut., eine Form, die er so richtig III, 3, 7 in inlabatur anwendet, wo natürlich sich auch die törichte Variante inlabetur und das unmögliche inlabetur findet. Diese Form des doppelten Futurums (oder im Nachsatz des gleichbedeutenden Konjunktivs) ist sogar bei H. so beliebt, daß wir die Häufung weniger angenehm empfinden: Man vergl. III, 24, 25: quisquis volet, si quaeret, audeat, wo er metrisch auch hätte quaerit sagen können (es steht auch quaerit bei Keller in Cl. III). Ep. I, 20, 26: si quis te percontabitur-sciat. Ep. II, 3, 426: seu voles . . . clamabit. ebend. 71: cadentque . . . si volet usus. ebend. 10: quocumque volent, agunto. vergl. noch ebenda 102. 112, ep. 16, 21 und 22. Das Futurum ist eben geradezu M o d e geworden, sonst würde z. B. Catull nicht sagen: c. 35: quare, si sapiet, viam vorabit. c. 32, 9: si quis aget, statim jubebo und H. würde nicht selbst die Kinder beim Spiel sagen lassen: rex eris, si recte facies. Am längsten erhielt sich das Präsens in Nebensätzen bei futuraler Bedeutung des Hauptsatzes, was sicherlich das natürliche war, wie es dies bei uns ist, in solchen fest gewordenen Verbindungen wie dum licet (IV, 12, 26. Ovid met. II, 89: dum resque sinit, tua corrige vota) und dum potes (vergl. Ovid met. II, 147: dum potes, utere consiliis, aber auch hier hat man licebit geschaffen (Sat. I, 1, 19. carm. I, 28, 35) und das metrisch so brauchbare potero sehr zur Geltung gebracht (Ep. I, 1, 36). Cicero freilich ist oft noch weniger mit dem Futurum zurückhaltend, vergl. z. B. pro Murena: z 60: nam si quis forte dicet . . ., iniquam legem et instituet, si existimabit . . . et Man kann also aus dem Sprachgebrauch des H. zwar nichts Sicheres ableiten, aber doch so viel entnehmen, daß er si c. fut. — fut. bevorzugt. Wenn wir nach diesen Darlegungen nun zu H. carm. I, 1, 35, 36: quod si me lyricis vatibus inseres, sublimi feriam sidera vertice, kommen, so werden wir zunächst darauf vorbereitet sein, daß wir in den Handschriften neben inseres, auch inseris finden; ja, wenn inser a s da stände, so wäre auch dies durchaus nicht ungewöhnlich, vergl. Ep. I, 1, 70. Aber

wir werden uns auch nicht wundern, wenn die Herausgeber schwanken. Ich will nur die neuesten anführen. Keller setzt *inseres*: „dem Sinne nach ist beides richtig, doch scheint das Futurum korrekter und bescheidener, während die präsentische Wendung sich etwas aufdringlich ausnimmt“. Es ist interessant zu sehen, daß Kießling gerade der entgegengesetzten Ansicht ist: „Das Futurum *inseres* würde, wie fein bemerkt worden ist, eine an dieser Stelle unangenehme Aufforderung es zu tun enthalten“. L. Müller wählt ebenfalls *inseris*, weil das Präsens bescheidener sei. Zeune-Baxter halten *inseris* für „*longe suavius*“, Jani für „*exquisitius*“. Vergleichen wir eine andere Stelle und zwar mit *quodsi*: Ep. I, 7, 25: *quodsi me noles usquam discedere, reddes*, so scheint mir *noles* bescheidener als *non vis* — und *reddes* heißt nicht, wie ich genügend auseinandergesetzt habe, bei dem potentialen, urbanen Gebrauch des fut.: Du wirst wiedergeben, sondern: „so gib mir wieder“, oder „dann mußt Du mir wiedergeben“. *non vis* würde eine Tatsache bezeichnen — *noles* ein milderes, *reddes* bezeichnet dasselbe, wie *venies in ergo post nonam venies in demselben* Briefe v. 71, wo doch Philipp alle Ursache hat, dem völlig freien und auf seine Unabhängigkeit stolzen Manne gegenüber, nicht „herrisch“ aufzutreten, oder wie Sat. I, 9, 72: *ignosces; — alias loquar* — nämlich eine freundliche Bitte. Hätte H. *inseris* gesagt, so war er schon eingereicht, so war das eine Tatsache, es zeugte also von größerem Stolz, als das höfliche *si placeo in IV, 3*. In einem Widmungsgedicht aber bittet man um etwas, selbst wenn man das Gefühl hat, das Erbetene schon zu besitzen.⁷⁾ Der Konjunktiv würde in dem *si* Satz fast dasselbe bezeichnen wie das Futurum, aber es als mehr in der Einbildung vorhanden bezeichnen, wie in ep. 2, 39. Auch in IV, 2, 45: *Tum meae, siquid loquar, audiendum, vocis accedet bona pars* bin ich für *loquar* trotz der warmen Verteidigung des auch handschriftlich gegebenen *loquor* durch Bentley und Schütz. Keller sagt mit Recht, es sei bescheidener. Natürlich, weil es den Inhalt des Satzes an den einzelnen Fall knüpft. Auch deswegen, weil das ganze Gedicht potentialen Ausdruck bietet (*concines, accedet, dicemus, dabimus, solvet*).

⁷⁾ Rösner in seinem Programm Salzwedel 1907: S. 5. Es kommt dem H. darauf an, daß ihm die Unsicherheit über seine dichterische Fähigkeit genommen wird.

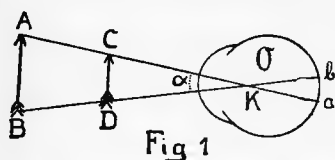
Die hauptsächlichsten Erscheinungen der Mikropie und Makropie.

Von Professor Dr. **Eugen Reimann.**

Von den Objekten, die ihre Lichtstrahlen in das Auge senden, entsteht durch seine brechenden Medien auf der Netzhaut ein kleines umgekehrtes Bild. Da die äußern Dimensionen des Auges unveränderlich sind, so würde sich im normalsichtigen Auge ein klares, von Zerstreuungskreisen freies Bild nur von fernen Gegenständen erzeugen, wenn es nicht die Fähigkeit hätte, sich für nahe Gegenstände zu „akkommodieren“, indem die Linse, den Abständen der Objekte entsprechend, bald flacher, bald dicker und gewölbter wird, so daß alle Gegenstände bis zu einem Abstände von etwa 10 cm, dem „Nahepunkte“, deutlich gesehen werden können. Aber der Organismus hat sich nicht damit begnügt, deutliche Bilder auf die Netzhaut zu werfen und diese zu empfinden, sondern er ist auch bestrebt gewesen, das im Auge Empfundene mit den Wahrnehmungen des Tastsinnes in Einklang zu bringen. Er lernte daher die Netzhautbilder nach außen dorthin projizieren, wo er die Gegenstände fühlte, und da das Bild auf der Retina ein umgekehrtes ist, so mußten sich die Projektionsstrahlen gegenseitig schneiden, und die Projektion mußte allmählich zu einer zentralen werden, damit die Gegenstände sich aufrecht dem Gesichtssinne zeigten und das gesehene Bild mit dem betasteten Gegenstande gleiche Verhältnisse der Teile aufwies. Schließlich mußte noch das Auge, damit die von ihm erblickten Punkte in der Richtung lagen, in der sie gefühlt wurden, das Projektionszentrum in seinen Knotenpunkt verlegen. Erst jetzt konnte das nach außen geworfene Bild mit dem Gegenstande selbst zur Deckung gebracht werden.

Das Netzhautbild läßt sich leicht konstruieren, da es im Auge einen Punkt, den eben erwähnten „Knotenpunkt“ oder „Kreuzungspunkt der Sehstrahlen“ gibt, in dem sich alle Geraden schneiden, welche die Punkte des gesehenen Objektes mit den entsprechenden Punkten des Netzhautbildes verbinden. Die Gerade, welche von der kleinen als Netzhautgrube bezeichneten Vertiefung im gelben Fleck der Retina durch den Kreuzungspunkt geht, heißt die „Sehachse“. Richten wir diese mittels der Muskeln, die den Augapfel bewegen, nach einem Punkte oder „fixieren“ wir ihn, so fällt sein Bild und das der umliegenden Punkte auf den gelben Fleck, den empfindlichsten Teil der Netzhaut, und wir sehen das Objekt am schärfsten und „direkt“. Fällt das Bild außerhalb des gelben Fleckes, so erscheint es weniger deutlich, und wir sehen es „indirekt“. Gebrauchen wir beide Augen gleichzeitig, so werden diese durch die sie bewegenden Muskeln in eine solche Lage gebracht, daß der fixierte Punkt den Schnittpunkt der beiden Sehachsen bildet. In diesen verlegen wir daher auch stets den Ort des gesehenen Punktes. Den Richtungsunterschied der Sehachsen nennt man den „Konvergenz- oder Gesichtswinkel“. Je größer dieser ist, um so näher liegt der fixierte Gegenstand. Alle Objekte, deren Strahlen auf nicht identische Netzhautstellen beider Augen fallen, erscheinen in „Doppelbildern“, die meistens nicht störend wirken und unbeachtet bleiben.

Stellt in Fig. 1 O das Auge, K seinen Knotenpunkt und A B einen Gegenstand vor, so ist a b sein Netzhautbild, wenn



a und b die Punkte sind, in denen die Retina von den Geraden A K und B K getroffen wird. Der Winkel A K B, durch den die Größe des Netzhautbildes bestimmt wird, heißt der „Seh-

winkel“ oder auch die „scheinbare Größe“ des gesehenen Objektes. Da das Bild in a durch K nach außen projiziert wird, so sehen wir A in der Richtung a K, ebenso B in der Richtung b K, und wenn wir richtig projizieren, den Gegenstand, von dem das Netzhautbild a b herrührt, in A B. Fällt aber fehlerhafter Weise unsere Projektion vor das Objekt, etwa in C D, so halten wir den Gegenstand, da C D kleiner als A B ist, für

kleiner als er in Wahrheit ist. Desgleichen schätzen wir das Objekt für größer, wenn unsere Projektion hinter A B fällt. Die richtige Projektion hängt also von der richtigen Schätzung der Entfernung ab, und wir können daher auch sagen, daß wir einen Gegenstand kleiner sehen, wenn wir ihn für näher, und größer, wenn wir ihn für entfernter halten. Dies ist die eine Ursache für die Erscheinungen der Mikropie und Makropie. Wir haben hier vorausgesetzt, daß die Größe des Netzhautbildes dieselbe bleibt. Durch gewisse Umstände kann sie sich aber bei konstanter Entfernung des Objektes ändern. Dann entsteht Mikropie, wenn das Netzhautbild verkleinert, und Makropie, wenn es vergrößert wird. Theoretisch könnte noch eine dritte Ursache für solche Erscheinungen existieren. Wir haben gesehen, daß sich beim Sehen die Gewohnheit herausgebildet hat, das Projektionszentrum in den Knotenpunkt zu verlegen, um die Ergebnisse des Gesichts- und des Tastsinnes

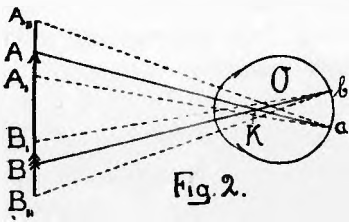


Fig. 2.

in Harmonie zu bringen. Es ließe sich aber denken, daß sie unter Umständen verlassen wird, und dann ist aus Fig. 2 ersichtlich, daß eine Verschiebung des Projektionszentrums nach der Netzhaut zu Makropie, und von ihr fort Mikropie hervor-

bringen muß. Sollte aber den Physiologen jene Gewohnheit als zum festen Zwange geworden gelten, so müssen wir uns bei der Erklärung des Klein- und Großsehens auf die beiden ersten Ursachen beschränken.

Aus Fig. 1 erkennen wir sofort, daß die absolute Größe eines Gegenstandes dem Produkt aus seinem Sehwinkel und seinem Abstände vom Auge gleich ist. Bleibt also die Größe des Gegenstandes dieselbe, oder halten wir sie für unveränderlich, so teilen wir ihm bei kleinerem Sehwinkel eine größere Entfernung und bei größerem Sehwinkel eine kleinere Entfernung zu. Dies ist zugleich einer unserer gewöhnlichsten Erfahrungssätze beim Sehen und uns gleichsam angeboren. Auf der Zähigkeit, mit der er uns anhaftet, beruht daher auch ein Urteil, das wir häufig mit dem Klein- und Großsehen verknüpft finden werden und das in manchen Fällen der Ursache der Größentäuschung zu widersprechen scheint.

Als erste und häufigste Ursache für die Entstehung von Mikropie und Makropie hatten wir die irrtümliche Schätzung der Entfernung erkannt. Um Entfernungen zu taxieren, hat der Gesichtssinn eine größere Anzahl von Mitteln zur Verfügung. Für unsere Erscheinungen kommen, wenn es sich um weitere Entfernungen handelt, besonders die mehr oder minder große Deutlichkeit, in der die Gegenstände erscheinen, sowie die parallaktische Verschiebung, welche sie bei Bewegung des Kopfes oder des ganzen Körpers gegen den Hintergrund erleiden, in Betracht, während für die Beurteilung geringerer Abstände beim binokularen Sehen die stärkere oder schwächere Konvergenzanstrengung und beim monokularen das Akkommodationsgefühl den Ausschlag gibt.

Eine richtige Projektion verbietet sich von selbst, wenn das Objekt, dessen Bild auf der Netzhaut entsteht, so weit entfernt ist, daß es dem bloßen Anblick unmöglich ist, einen auch nur annähernden Aufschluß über seine Entfernung zu erhalten. Das ist beim Monde und den andern Himmelskörpern der Fall. Es ist daher nicht möglich, das Bild des Mondes weiter zu projizieren als auf die für unsern Gesichtssinn entfernteste Fläche, die Himmelsfläche. Diese ist aber keine Halbkugel mit dem Auge als Mittelpunkt, sondern ein flaches Gewölbe, das im Zenit am wenigsten, im Horizont am meisten von uns absteht. Daher erscheint der Mond am Horizont auch relativ größer, als wenn er hochsteht. Projizieren wir den niedrig stehenden Mond auf eine nähere Fläche, als die Himmelsfläche am Horizont ist, so erscheint er uns dann ebenfalls klein. Herr Hofrat Dr. Wolf, Direktor der Sternwarte Königstuhl-Heidelberg, hatte die Güte, mir seiner Zeit folgendes aus seinem Jahresbericht¹⁾ abschriftlich mitzuteilen: „Eine interessante optische Erscheinung konnte mehrmals im Jahre 1900 beobachtet werden, nämlich das Ausbleiben der scheinbaren Vergrößerung der Mondscheibe am Horizont. Diese Erscheinung läßt sich wohl nur auf einer Höhenstation beobachten. Wenn nämlich Nebel über den Tälern lagert, so daß der Himmel und der Nebel am Horizont ohne Grenze in der Dämmerung ineinander übergehen, dann scheint sich das Himmelsgewölbe unter den Horizont gegen das Nadir hin ohne Unterbrechung und ein-

¹⁾ Vierteljahrsschrift der Astron. Gesellschaft. 36. Jahrgang, S. 111.

farbig fortzusetzen. Kommt dann der Mond zum Horizont, so erscheint er jedem Beobachter so klein als wie im Zenit. Diese äußerst frappante Erscheinung scheint zu beweisen, daß die bekannte scheinbare Vergrößerung der Mondscheibe am Horizont von der Lage des Auges und des Kopfes des Beobachters völlig unabhängig ist...“ Er fügte hinzu: „Inzwischen habe ich diese Beobachtung im Jahre 1902 noch zweimal machen können.“ An der Sonne hatte ich folgende Beobachtungen zu machen Gelegenheit, welche ebenfalls beweisen, daß ihre Größe nur von der Entfernung der Projektionsfläche abhängig ist und mit der Blickrichtung nicht das mindeste zu tun hat. Am 15. November 1911 sah ich durch einen die Straßen der Stadt erfüllenden Nebel, der zwei- bis dreihundert Schritt entfernte Häuser noch undeutlich erkennen ließ, am frühen Morgen bald nach ihrem Aufgange in einer Lücke der Häuserreihe die Sonne als silberweiße, so merkwürdig kleine Scheibe, wie ich mich nicht erinnere, den hochstehenden Mond je gesehen zu haben. Ihre Entfernung schätzte ich natürlich auch nur so weit, als Gegenstände durch den Nebel sichtbar waren, oder noch näher, da die Scheibe der Sonne relativ hell und ihre Grenzen deutlich waren. Eine ähnliche Beobachtung machte ich im Februar 1912; nur stand diesmal die Sonne schon einige Grade höher. Auf dem Kamme des Riesengebirges geriet ich einmal um die Mittagszeit in einen Nebel, der nur wenige Meter weit zu sehen gestattete, aber nur in geringer vertikaler Ausdehnung die Kammfläche bedeckte. Da bemerkte ich plötzlich für einen kurzen Moment und zwar anscheinend dicht über mir eine helle weiße Scheibe von so minimalem Durchmesser, daß ich stutzte, ehe ich die den Nebel durchdringende Sonne erkannte, deren Entfernung ich nur auf einige Meter geschätzt hatte.

Den Umstand, daß manche Personen den aufgehenden Mond für näher und den hochstehenden für weiter entfernt erachten, habe ich²⁾ als ein sekundäres Urteil gedeutet, indem der aufgehende Mond eben deshalb, weil er größer erscheint, für näher und entsprechend der hochstehende, kleiner erscheinende für entfernter erachtet wird. Solche sekundären Urteile, denen wir auch weiterhin noch wiederholt begegnen werden, können sich selbst dann als unwiderstehlich erweisen, wenn der Beobachter,

²⁾ E. Reimann, Die scheinbare Vergrößerung etc. Programm des K. Gymnasiums zu Hirschberg. 1901. S. 30.

bei dem sie auftreten, sich des diesem Urteile grade entgegengesetzten Umstandes bewußt sein sollte, durch welches die Verkleinerung resp. Vergrößerung bewirkt wird, wie ich schon oben bemerkt habe. Beim Monde ist aber auch dies nicht einmal der Fall, da im allgemeinen über die Größenänderung selbst ihre Ursache so total vergessen ist, daß seit zwei Jahrtausenden die Gelehrten nach ihr suchen und den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Indessen unterliegen solchem sekundären Urteile nicht alle Personen und nicht immer. Ich selbst sehe den aufgehenden Mond stets entfernter als bei der Kulmination. Zoth, dem meine Ansicht im Wege war, ist ihr entgegengetreten³⁾, was um so auffallender ist, als sie völlig mit der von Förster und Aubert bei den Erscheinungen der Atropinmikropie ausgesprochenen, worauf wir später kommen, übereinstimmt, diese aber in dem von ihm bearbeiteten Teile der Optik in Nagels Handbuch der Physiologie des Menschen⁴⁾ einfach ohne weiteren Zusatz angeführt wird. Ich zitiere hier noch die mit der meinen übereinstimmende Ansicht von W. Filehne⁵⁾: „Wenn jemand, ohne über die getroffenen Vorkehrungen unterrichtet zu sein, durch ein in einer Wand angebrachtes Loch zu schauen hat, das ein für sein Auge eingestelltes, einäugiges Opernglas enthält, und hierbei einen entfernt stehenden Bekannten erblickt, — und wenn er dann durch ein andres aber nicht armiertes Loch zu schauen hat und durch dieses einen in Wirklichkeit ebenso entfernt stehenden andern Bekannten erblickt, so wird er den ersteren für näher als den letzteren halten. Da nun der Mond uns allen ein Bekannter ist, so kann es nicht auffallen, wenn es sehr viele Menschen gibt, die den beim Aufgange vergrößert erscheinenden Mond für näher halten, als wenn er hochstehend klein erscheint. Das ändert aber nichts an der Genese der Vergrößerung des tiefstehenden Mondes: sein beide Male 31' großes Bildchen wurde am Horizont größer als in Zenitnähe gesehen, weil es dort in größere Entfernung projiziert wurde als hier.“

Gegenstände, deren Umrisse und Oberfläche wir nicht deutlich zu erkennen vermögen, schätzen wir für entfernter und

³⁾ Prof. O. Zoth, Bemerkungen etc. Archiv f. d. ges. Physiologie, Bd. 88, S. 217.

⁴⁾ III. Bd., 2. Hälfte, S. 389.

⁵⁾ Wilh. Filehne, Über die Betrachtung der Gestirne etc. Archiv für Anat. u. Physiol. Physiol. Abteilung. 1910. S. 530.

daher für größer. Dies ist in der Dämmerung der Fall, besonders, wenn der Himmel, der den Hintergrund bildet, noch oder bereits etwas hell ist. Dann malt sich auf diesen der Gegenstand als große dunkle Silhouette. Wer hätte noch nicht in der Abenddämmerung auf diese Weise eine Person, die auf einer kleinen Anhöhe steht, oder ein Gespann auf dem Felde in großen Umrissen sich vom Himmel abheben gesehen! Unter meinen Notizen finde ich einen analogen Fall, der mir noch deutlich vor Augen steht. Während ich als Mitglied der Reichs-Expedition zur Beobachtung des Venusdurchgangs in Tschifu weilte, wollte ich eines Morgens beim ersten Grauen an den Strand gehen, um zoologische Studien zu machen. Als ich aus der Gartenpforte unseres an der See gelegenen Hotels trat und das Meer vor mir hatte, sah ich ein Schiff mit vollen Segeln von Osten her der Bucht sich nähern. Von Einzelheiten des Schiffes war wegen der Dunkelheit nichts erkennbar. Aber seine schwarze Masse erschien auf dem sich eben erhellenden Himmelsgrunde am Horizont in so kolossalen Umrissen, daß es unheimlich wie ein Geisterschiff der Sage aussah. Es war S. M. S. Arkona, welches zur Unterstützung der Expedition nach Ostasien geschickt war und von einer Längenbestimmungsfahrt aus Japan zurückkehrte. Auch trübe Medien, welche die Gegenstände undeutlich und daher entfernter erscheinen lassen, vergrößern sie. Oft habe ich auf Wanderungen im Gebirge bei Nebel einen kleinen nahen Strauch für ein fernes großes Gehölz, oder ein nahes niedriges Gebäude für eine entfernte riesige Felswand gehalten. So erging es mir bei meiner ersten Besteigung des Brockens. Im Nebel hatte ich das Brockenhaus, vor dem ich plötzlich und unmittelbar stand, noch einen Augenblick vorher für eine enorme Felswand angesehen. Eine gleiche Täuschung erlitt ich, als ich bei meinem ersten Besuche des Riesengebirges in dichtem Nebel vom Hohen Rade her zur kleinen unscheinbaren Schnee grubenbaude kam, an die ich fast anstieß, als ich noch immer glaubte, einen mächtigen Felsen vor mir zu haben. Es ist auch eine ganz bekannte Erscheinung, daß ein Gebirgszug bei dunstiger Luft, da er für ferner gehalten wird, stets höher, bei klarer und durchsichtiger dagegen, weil er näher aussieht, stets niedriger erscheint.

Eine von Dove⁶⁾ aufgeklärte Ursache fehlerhafter Schätzung der Entfernung und daher falscher Projektion liegt

⁶⁾ Poggendorffs Annalen. Bd. 71. 1847. S. 118.

der Erscheinung zu Grunde, daß wir von einem schnellfahrenden Eisenbahnzuge aus die Gegenstände in auffallender Kleinheit sehen. Wir wissen aus steter Erfahrung, daß bei unserm Vorwärtsschreiten die seitlichen Objekte um so schneller vor dem Hintergrunde rückwärts zu gleiten scheinen, je näher sie uns sind. Bewegen wir uns nun mit besonderer Geschwindigkeit wie beim Fahren im Schnellzuge, so geht die Verschiebung der Gegenstände auch besonders schnell vor sich. Wir halten sie daher für näher und somit für kleiner. Übrigens scheint sich das Gefühl hierfür allmählich abzustumpfen. In meiner Kindheit, als ich selten mit der Bahn zu fahren Gelegenheit hatte, fiel mir diese Erscheinung stets bedeutend auf und erregte immer wieder von neuem meine Verwunderung, jetzt bemerke ich sie nur hin und wieder.

Wir halten Objekte für um so näher oder ferner und daher für um so kleiner oder größer, je stärker oder schwächer die auf sie gerichteten Sehachsen konvergieren. Hier wird in manchen Fällen die falsche Projektion dadurch veranlaßt, daß entferntere oder nähere Objekte unser Augenmerk auf sich ziehen, während sich zugleich nähere oder entferntere, indirekt mitgesehene Gegenstände im Gesichtsfelde befinden, auf die das Gefühl der Konvergenz mitübertragen wird. Bei v. Helmholtz⁷⁾ findet sich folgender Versuch: „Wendet man sich gegen die Häuser jenseits der Straße und fixiert den vorgehaltenen Finger, so werden die in weit getrennten Doppelbildern sichtbaren Häuser scheinbar größer, wenn man den Finger entfernt, kleiner, wenn man ihn nähert.“ Da nach Reddingius⁸⁾ das Fixieren des Fingers nicht nötig ist, sondern auch ohne Fixationspunkt, durch willkürliche Einspannung und Erschlaffung der Innervation die Häuser kleiner und größer werden, so ist offenbar die Erklärung des Versuches in obiger Richtung zu suchen. Treten plötzlich Objekte in das Gesichtsfeld, die indirekt mitgesehen werden, so kann die Täuschung recht frappierend wirken. So kann ein kleines in der Nähe des Gesichts vorbeifliegendes Insekt von den in die ferne Landschaft oder nach dem Himmel blickenden Augen für einen großen Raubvogel gehalten werden. Als ich einmal abends am Fenster

⁷⁾ v. Helmholtz, Handbuch der physiologischen Optik. 2. Aufl. S. 869.

⁸⁾ Reddingius, Das sensumotorische Sehwerkzeug. 1898. S. 132.

stand und nach dem gegenüberliegenden Gebäude blickte, erschien mir das von der Fensterscheibe erzeugte Spiegelbild einer plötzlich ins erleuchtete Zimmer tretenden Person riesengroß, so daß ich erschrak; natürlich dauerte diese Täuschung nur einen Augenblick. Aubert⁹⁾ gibt folgenden Versuch an: Man macht auf zwei kleine Papierblätter je einen Strich, hält die beiden Blätter in derselben Ebene vor das Gesicht, so daß die Striche parallel und vertikal sind, und vereinigt sie durch Konvergenz der Sehachsen vor der Ebene des Papiers, während die Augen für diese akkommodiert werden. Schiebt man nun die beiden Striche allmählich voneinander weg, so wird das Sammelbild immer kleiner, nähert man sie einander, so wird es immer größer. Da das Netzhautbild nahezu dieselbe Größe haben muß, die Akkommodation auch dieselbe bleibt, so kann die höchst beträchtliche Verkleinerung und Näherung des Sammelbildes bei zunehmender Entfernung der beiden Striche voneinander nur von der Konvergenz der Sehachsen abhängig sein. Hierher gehört auch das von Herm. Meyer¹⁰⁾ beschriebene Tapetenphänomen. Betrachtet man nämlich eine gleichartig, z. B. schachbrettförmig gemusterte Tapete, so erscheinen bei geradeaus gerichteten Sehachsen die Felder in einer bestimmten Größe. Es gelingt nun, besonders beim Anschauen eines näher gehaltenen Objektes, die Augenachsen zu kreuzen; dann rückt das Muster scheinbar in die Ebene des fixierten Punktes, wobei sich die gekreuzt übereinander geschobenen Doppelbilder decken, und das Muster erscheint sofort kleiner. Meyer¹¹⁾ hat auch folgenden Versuch angegeben. Blickt man durch das Geflecht eines Rohrstuhles nach dem Fenster, so erscheinen die Maschen entfernt, in der Nähe des Fensters und sehr groß; blickt man auf eine in der Gegend des Nahepunktes vor dem Rohrstuhle gehaltene Bleistiftspitze, so erscheinen die Maschen des Rohrstuhles in der Nähe des fixierten Punktes und klein. Eine analoge Erscheinung fällt mir jedesmal auf, wenn ich ein durch ein Drahtgitter geschütztes Plakat lese. Da auf dem Korridor unserer Anstalt der Stundenplan in einem etwa 1 m langen, 60 cm breiten und 15 cm tiefen Kasten unter einem

⁹⁾ Aubert, Physiologie der Netzhaut. 1865. S. 330.

¹⁰⁾ H. Meyer in Roser und Wunderlichs Archiv für physiol. Heilkunde. 1842. Bd. I.

¹¹⁾ H. Meyer ebenda.

Drahtgeflecht, bei dem ungefähr 138 Maschen auf den Quadratdezimeter kommen, aushängt, so habe ich unzählige Male diese Beobachtung gemacht. Sowie ich einige Sekunden durch die Mitte des Geflechts hindurchgesehen habe, vergrößern sich vor meinen Augen die Maschen ungemein und zwar, ohne daß sie ihren Abstand von mir zu ändern scheinen. Sowie ich aber schnell nach rechts oder links blicke, erkenne ich, daß das Geflecht in der Mitte, wo ich durchgesehen habe, stark nach innen zu eingedrückt, die Seitenteile aber unter steilem Böschungswinkel nach außen gebogen und ihre Maschen um vieles kleiner als die der Mitte erscheinen.

Auch durch optische Hilfsmittel kann man die Konvergenz der Augen vermehren oder vermindern und somit eine Verkleinerung oder Vergrößerung des Objektes hervorrufen. Schiebt man nach Herm. Meyer¹²⁾ in einem Wheatstoneschen Spiegelstereoskop die beiden Bilder auf den Beobachter zu, so muß er die beiden Sehachsen stärker konvergieren, und das zusammengesetzte Bild erscheint kleiner. Das Kleinerwerden ist hierbei, wie ich mich überzeugt habe, sehr auffällig; es müßte sich aber auch entsprechend das Bild dem Beobachter nähern, was sich viel weniger erkennbar macht. Da bei dem von v. Helmholtz¹³⁾ erfundenen Telestereoskop die beiden Augenachsen gewissermaßen sehr weit voneinander gerückt sind, so muß natürlich auch zur Betrachtung von Objekten in gewissen Abständen die Konvergenz der Sehachsen stärker gemacht werden als beim normalen Sehen. Es erscheinen daher landschaftliche Objekte wie in kleiner Modellform. Da wir aber aus solcher Kleinheit auf eine weite Entfernung zu schließen gewohnt sind, so scheinen uns die Gegenstände auch hier zugleich auffallend in die Ferne gerückt. Hält man zwei Prismen mit kleinem, nur 5 bis 6 Grad betragenden, brechenden Winkel vor die Augen, so erscheint ein naher Gegenstand bei vermehrter Konvergenz der Sehachsen verkleinert, wenn die brechenden Kanten nach innen, also nasalwärts gerichtet sind, und größer bei verminderter Konvergenz, wenn sie temporalwärts liegen. Da das zweite Auge, auch wenn es verdeckt wird, die entsprechende Konvergenzbewegung des beschäftigten Auges mitmacht, so braucht man übrigens nur mit

¹²⁾ H. Meyer in Poggendorffs Annalen. Bd. 85. 1852. S. 198.

¹³⁾ v. Helmholtz, Handbuch d. physiol. Optik. 2. Aufl. 1896. S. 793.

dem einen Auge durch ein Prisma zu sehen, um die angegebene Wirkung wahrzunehmen. In dem Rollettschen Versuche¹⁴⁾ wirken ähnlich wie die Prismen zwei winklig gegeneinander gestellte dicke Glasplatten mit planparallelen Flächen, deren Winkelkante dem Beobachter ab- oder zugewendet wird. In Fig. 3 ist für beide Fälle der Gang der Lichtstrahlen, die eine

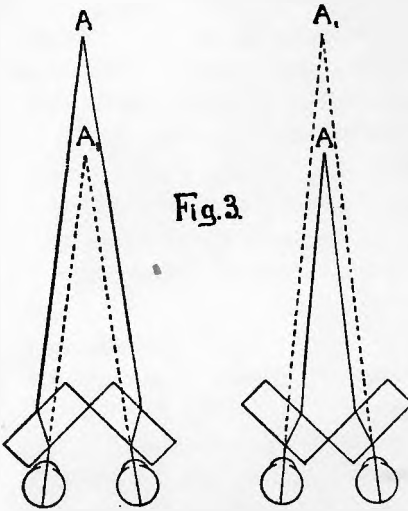


Fig. 3.

parallele Verschiebung erleiden, dargestellt. Ist die Winkelkante vom Beobachter abgewendet, so wird der Gegenstand mit vermehrter Konvergenz, also näher und kleiner gesehen, ist sie zugewendet, mit verminderter, also ferner und daher größer. Ich habe diese Versuche mit 22 mm dicken, 10 cm langen und $4\frac{1}{2}$ cm hohen Glasplatten vielfach selbst gemacht und andere machen lassen. Als Objekt diente eine Pappscheibe von 12 cm Durchmesser, die in

Abständen von 30 bis 100 cm vom Auge vertikal aufgestellt war. Die Verkleinerung respektive Vergrößerung der Scheibe fiel jedem sofort auf. Ob aber damit eine Annäherung oder Entfernung verbunden war, darüber waren sowohl ich wie die andern Beobachter stets in Unsicherheit. In den meisten Fällen war man geneigt, bei Verkleinerung des Objekts eine Vermehrung des Abstandes, und sobald es vergrößert erschien, eine Verminderung der Entfernung anzunehmen. Erst als ich ein Pendel, dessen kleine Kugel etwa 10 cm über der Scheibe schwebte, angebracht hatte, auf die über die Glasplatten hinweg ein kurzer Blick geworfen wurde, erkannte jeder sofort, daß die Verkleinerung durch Annäherung und die Vergrößerung durch eine scheinbare Entfernung des Objektes bewirkt wurde, die sich nun als von überraschender Deutlichkeit und Größe erwiesen. Auch bei diesen Versuchen genügte es, um die be-

¹⁴⁾ Rollett, Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Bd. 42. 1860. S. 488. Desgleichen: Rollett, Physiologische Versuche über binokulares Sehen. Wien 1862.

sprochene Wirkung zu erzielen, nur vor das eine Auge eine Glasplatte in der angegebenen Lage zu halten. Wie die Prismen so wirkten auch die Platten nur auf einige Meter Entfernung. Bei vier Meter konnte ich durch die Platten nicht die geringste Größenänderung mehr erkennen.

Auf die Beanspruchung des Konvergenzmechanismus der Augen wird auch von Zoth¹⁵⁾ die angebliche Wirkung der Blickrichtung zurückgeführt, die in horizontaler Richtung Vergrößerung, in vertikaler Verkleinerung der gesehenen Objekte bewirken soll, da, wie die Berechnung der Drehmomente der Augenmuskeln bestätigt, Senkung der Blickebene eine Vergrößerung, Hebung eine Verkleinerung des Konvergenzwinkels der Gesichtslinien begünstigt. Man ist soweit gegangen, den scheinbaren Größenunterschied des Mondes am Horizont und bei der Kulmination als eine primäre, von der Gestalt des Himmels unabhängige Erscheinung, ja letztere selbst durch die Blickrichtung erklären zu wollen, ein völlig verfehelter Versuch, dem leider auch Pernter, nicht zum Vorteil seiner sonst so verdienstlichen Meteorologischen Optik, gehuldigt hat. Da ich¹⁶⁾ immer und immer wieder in den verschiedensten Körperlagen und mit den verschiedensten Blickrichtungen den Himmel, die Sternbilder und den Mond betrachtet und niemals auch nur den geringsten Unterschied wahrgenommen, auch andere Beobachtungen mir absolut keinen Einfluß derselben bewiesen haben, so nehme ich keinen Anstand, auszusprechen, daß ich die Wirkung der Blickrichtung auf die genannten Objekte wie überhaupt auf ferne Gegenstände für illusorisch und die Größenänderung des Mondes, die Gauß bemerkt haben will, für eine Einbildung erkläre. Es ist charakteristisch, daß bis zum Jahre 1884 kein anderer Gelehrter, weder Astronom noch Physiologe, irgend etwas von besagten Wirkungen gespürt hat, außer Gauß, auf dessen in einem im Jahre 1830 an Bessel gerichteten Briefe hingeworfene Ideen dieser gar nicht eingegangen ist und geantwortet hat, da er wohl sofort die Grundlosigkeit der Angaben und Argumente von Gauß erkannt haben dürfte. Nun

¹⁵⁾ O. Zoth, Über den Einfluß der Blickrichtung etc. Pflügers Archiv. Bd. 78. 1899 und Bd. 88. 1902.

¹⁶⁾ E. Reimann, Die scheinb. Vergr. etc. Progr. d. K. Gymnasiums zu Hirschberg 1901 u. 1903. Desgl. Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane. B. 30. 1902 — auch als Gratulationsschrift zum 90. Geburtstage von Geheimrat Prof. Dr. Galle erschienen — und Bd. 37. 1905.

war im Jahre 1880 der Briefwechsel zwischen Gauß und Bessel veröffentlicht worden. So kam es, daß im Jahre 1884 zuerst der Astronom Stroobant¹⁷⁾ die Idee von der Blickrichtungswirkung, wenn er auch nicht den Namen von Gauß nennt, aufgegriffen und dieser gemäß, ohne die geringsten Kontrollversuche anzustellen, seine Beobachtung an Funkenpaaren im dunklen Zimmer gedeutet hat. Noch dauerte es 15 Jahre, bis es auch den Physiologen einfiel, der Blickrichtung eine vergrößernde oder verkleinernde Wirkung beizulegen und Versuche anzustellen, wie Gauß sich dieselben überflüssiger Weise gedacht und damit mehr Verwirrung als Aufklärung angestiftet hat. Die Mühe, die sich Zoth mit der Anstellung seiner Versuche gegeben hat, seine lebhafteste Darstellungsweise und die Zurückführung seiner Ansichten auf anerkannte Sätze der Physiologie sind Momente, die zusammen mit der blendenden Wirkung des Namens Gauß die Theorie so verbreitete, daß sogar noch in neueren Auflagen physiologischer Lehrbücher¹⁸⁾ die Blickrichtung als wesentlicher Faktor der Vergrößerung des Mondes am Horizont und der Bildung der Flachheit des Himmelsgewölbes bezeichnet wird, wo sie selbst dann, wenn die minutiöse Vergrößerung von etwa 3%, die Guttman¹⁹⁾ für den geringen Abstand von 25 bis 30 cm gefunden haben will, auch noch für größere Entfernungen bestände, nichts zu bedeuten hätte, da es sich um die Erklärung einer Vergrößerung von mehreren hundert Prozent handelt! Übrigens hat Bourdon²⁰⁾, entgegen dem Resultate Guttmanns, keinen Unterschied in der anscheinenden Größe eines bei gleicher Entfernung in horizontaler Richtung und unter einer Elevation von 45° beobachteten Objektes zu konstatieren vermocht. Daß die Stroobantschen sowie die Spiegelversuche anders zu deuten sind, habe ich wiederholt betont. Es bleibt noch übrig zu erklären, wie Gauß überhaupt auf seine Idee kommen konnte. Wir begreifen es aus dem damaligen Stande der Wissenschaft und seiner mathematischen Art, zu denken und Probleme an-

¹⁷⁾ Stroobant, Sur l'agrandissement apparent des Constellations etc. Bull. de l'Académie Royale de Belgique. 3^m série. t. 8. 1884. Desgl. Nouvelles recherches etc. Ebenda t. 10. 1885.

¹⁸⁾ Landois-Rosemann, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. 12. Auflage. 1909.

¹⁹⁾ A. Guttman, Blickrichtung und Größenschätzung. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. 32.

²⁰⁾ B. Bourdon, La Perception visuelle de l'espace. 1902. S. 418.

zugreifen. Diejenige Periode, in der sich vorzugsweise Optiker und Mathematiker mit dem Sehen beschäftigten, die physikalische Periode der Optik, war eben überwunden und eine neue Ära, die physiologische, angebrochen, die von Goethe, Troxler, Steinbuch, Purkinje und Himly, dem Kollegen von Gauß an der Göttinger Universität, eingeleitet wurde. Der Einsicht, daß nicht nur die physikalischen Bedingungen des Sehens in Betracht zu ziehen sind, vermochte sich natürlich auch Gauß nicht zu verschließen. Schreibt er doch an Bessel, es käme ihm jetzt so vor, als ob das Physiologische bei manchen optischen Phänomenen eine wichtigere Rolle spiele, als man sonst wohl gedacht hat. Er stellt daher das Physiologische dem Physikalischen gegenüber und macht den Schluß, daß etwas Physiologisches im Spiele sein muß, da der Sehwinkel des Physikers nicht die anscheinende Größe des aufgehenden Mondes zu erklären vermag. Auf der Suche nach diesem Physiologischen verläßt ihn aber nicht seine rein mathematische Denkweise. Tut es nicht der Sehwinkel, dem es physikalisch zuzufiele, so kann es physiologisch nur die Richtung sein. Andre Ursachen kommen für ihn gar nicht in Betracht. Die gewöhnlichen Erklärungen hätten ihn, wie er schreibt, niemals befriedigt. Sie sind ihm sämtlich zu unmathematisch und „nur bei Personen entscheidend, welche die Mondgröße nach Teller- oder Wagenräderbreite schätzen, aber nicht bei Astronomen, die nur gewohnt sind, Winkel zu sehen“. Da andre als mathematische Ursachen ihm nicht begreiflich sind, wird er von seiner Idee, die Richtung sei der physiologische Grund der Erscheinung, so beherrscht, daß er durch eine einfache Änderung seiner Körperhaltung gegen die Sehrichtung Änderungen der anscheinenden Größe des Mondes erzielt zu haben glaubt. Doch ist er keineswegs von der absoluten Zuverlässigkeit seiner Wahrnehmungen überzeugt. Schwächt er doch das „viel“ größer unmittelbar darauf in ein nur „merklich“ ab. Er fühlt, daß sie unter dem Einfluß seiner Erwägungen zustande gekommen sind, und mißtraut sich selbst. Da er sich doch getäuscht haben könne, will er auch noch eine Reihe von Versuchen machen, wie den Spiegelversuch und allerlei andre Experimente, was alles total überflüssig wäre, wenn ihm die einfache Beobachtung bereits beste und sicherste Gewähr gegeben hätte. Und daß der vorgeschlagene Spiegelversuch doch auch noch eine andre Deutung

erfahren und andres beweisen könne, daran zu denken lag ihm unter der Herrschaft seiner Idee völlig fern.

Was die Entstehung der Mikropie und Makropie durch fehlerhafte Beurteilung der Entfernung, die auf Zuständen der Akkommodation beruht, anbetrifft, so hat man wohl in vielen Fällen an eine Mitwirkung der Konvergenz, wie auch umgekehrt bei manchen oben erwähnten Fällen, in denen wir die Konvergenz verantwortlich gemacht haben, an eine solche der Akkommodation zu denken. Es pflegt nämlich mit einer verstärkten Akkommodation eine Konvergenzbewegung der Sehachsen nach innen, wie auch umgekehrt mit einer verstärkten Konvergenz eine vergrößerte Akkommodationsanstrengung verbunden zu sein. Doch werden folgende Fälle gewöhnlich nur auf eine größere oder geringere Anspannung des Akkommodationsapparates zurückgeführt. Landois²¹⁾ gibt folgenden Versuch an: Betrachtet man mit einem Auge einen möglichst nahe vor demselben gehaltenen schmalen Körper, so erscheint ein dahinter liegender, indirekt mitgesehener kleiner zu sein. Dieser entspricht dem ersten Teile des von Ludwig²²⁾ beschriebenen: Vergleicht man die Größe zweier in beträchtlicher Entfernung voneinander gehaltenen Gegenstände, z. B. das Fenster eines gegenüberstehenden Hauses mit einem in der Hand gehaltenen Bleistifte, so wird der nähere Gegenstand scheinbar größer, wenn man auf das Fenster akkommodiert, und umgekehrt das Fenster auffallend kleiner, wenn man auf den Bleistift akkommodiert. Förster²³⁾, der dieses den Physiologen wohlbekannte Experiment nach Ludwig zitiert, setzt hinzu, daß es hierbei nicht sowohl darauf ankommt, daß sich die beiden Gegenstände in beträchtlicher Entfernung voneinander befinden, als vielmehr darauf, daß der eine in der Nähe des Nahepunktes, der zweite in solcher Entfernung liegt, für die eine irgend erhebliche Akkommodationsanstrengung nicht erforderlich ist. Reddingius²⁴⁾ sieht monokular den in geringer Distanz gehaltenen Finger größer, wenn er neben dem Finger nach einem wirklichen oder auch nur imaginären Punkt in der Ferne blickt. Von

²¹⁾ Landois-Rosemann, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. 12. Auflage. 1909.

²²⁾ Ludwig, Physiologie. Bd. I. S. 336.

²³⁾ Förster, Ophthalmol. Beiträge. 1862. S. 95.

²⁴⁾ Reddingius, Das sensumotorische Sehwerkzeug. 1898. S. 133.

Hering²⁵⁾ rührt folgender Versuch her: Wenn man monokular seine Hand, die man von sich ab und später wieder auf sich zu bewegt, fixiert, und dabei stets auf einen Gegenstand von bekannter Größe in einiger Distanz achtet, so scheint im ersten Fall der Gegenstand größer, im zweiten kleiner zu werden. Wenn man dagegen den Gegenstand fixiert und dabei auf die bewegende Hand achtet, so scheint diese beim Entfernen kleiner, beim Nähern größer zu werden. Zu dem ersten Teile dieses Versuchs bemerkt Reddingius²⁶⁾: Es gelingt mir leicht, diese Erscheinung wahrzunehmen, aber eben so leicht geht es, wenn ich anstatt des Gegenstandes von bekannter Größe mir unbekannte Gegenstände nehme, ja es gelingt sogar, wenn ich, anstatt die Hand zu fixieren, einfach ohne Fixationspunkt das Auge willkürlich für größere oder kleinere Distanz einstelle. Zu dem zweiten Teile aber bemerkt er, daß ihm der Versuch mit Sicherheit nicht gelingt. Förster²⁷⁾ rechnet hierher auch die von Panum gemachte Beobachtung, daß jeder Anfänger im Mikroskopieren die gesehenen Objekte viel zu klein zeichnet, während nach längerer Übung die Zeichnungen um das Vierfache und darüber größer ausfallen. Denn es strengen der Anfänger durch unpassende Einstellung des Mikroskops seinen Akkommodationsapparat viel mehr an als der Geübte, und er verlege deshalb die Objekte in zu große Nähe. Eine ganz ähnliche Erfahrung machen auch diejenigen, die sich im Gebrauch des Augenspiegels üben. Aus den Bemerkungen, die ich öfters von Laien gehört habe, wenn sie den Mond oder sonst ein Himmelsobjekt durch ein Fernrohr betrachten, schließe ich, daß es diesen auch so geht. Bekannt ist die hierher gehörige bereits von Lehot gemachte Entdeckung²⁸⁾, daß ein im Auge erzeugtes Nachbild, z. B. einer Kerzenflamme, größer erscheint, wenn das Auge für die Ferne, und kleiner, wenn es für die Nähe akkommodiert ist.

Wir kommen nun zu einer Erscheinung, die zuerst von Donders in einer Notiz in der Neederlandsch Lancet. Apr. 1851 erwähnt und dort bereits aus einer falschen Abschätzung der Entfernung erklärt wird, nämlich zu der durch Einwirkung von

²⁵⁾ Hering, Beiträge zur Physiologie. 1. Heft. 1861. S. 14.

²⁶⁾ A. a. O. S. 132.

²⁷⁾ A. a. O. S. 94.

²⁸⁾ Fechner, Repertorium. 1832. S. 229.

Belladonna erzeugten Mikropie. Direkt mit Einträufelung einer schwachen Atropinlösung in das eine Auge experimentiert und die Atropinmikropie eingehend studiert hat erst Förster in Breslau, für dessen Versuche sich Prof. Aubert, Dr. Goldstücker und cand. med. Wurm zur Verfügung gestellt hatten. Veröffentlicht hat Förster die Ergebnisse seiner Versuche und Studien in seinen Ophthalmologischen Beiträgen, die 1862 erschienen sind. Seine Darlegung ist im wesentlichen folgende: Wir haben es hier nur mit dem monokularen Sehakt zu tun, bei dem die Wirkung der Akkommodationsmuskeln allein in Anschlag zu bringen ist. Der Einfluß der Akkommodation auf das Urteil über die dritte Dimension wird sich beim monokularen Sehakt vorzüglich auf Gegenstände erstrecken, die nicht allzuweit vom Nahepunkt liegen, da alle Objekte, die weiter als etwa 36 Fuß entfernt sind, in einem normalen Auge merkbare Zerstreungskreise nicht entwerfen, also auch ohne akkommodative Tätigkeit deutlich gesehen werden. Wenn wir annehmen, daß bei diesem Abstände des Objekts die Funktion des Akkommodationsmuskels beginnt, so wird seine Energie doch bei 20, 10, ja bei 5 Fuß Abstand noch wenig in Anspruch genommen. Erst bei größerer Annäherung muß die für den Akkommodationsakt aufzuwendende Kraft rasch wachsen, dergestalt, daß der Akkommodationsbereich von 24 bis 8 Zoll Objektabstand gleichwertig ist mit dem von 6 bis 4 Zoll oder von 4 bis 3 Zoll reichenden. Es dürfte nun die Annahme genügen, daß uns beim Akkommodationsakt zum Bewußtsein kommt, wie stark der jedesmalige Impuls ist, der dem Akkommodationsmuskel erteilt wird. Den Regulator für die Stärke dieses Impulses gibt die durch die Netzhaut vermittelte Empfindung ab. Wir haben die millionenfache Erfahrung gemacht, daß für ein Objekt in einer bestimmten Entfernung ein bestimmter Akkommodationsimpuls vom Nervenzentrum ausgehen muß, wenn die störenden Zerstreungskreise wegfallen sollen. Nach dieser Erfahrung urteilen wir rückwärts von dem erteilten Akkommodationsimpulse auf die Entfernung. Wir halten also, wenn in Fig. 1 O das beobachtende Auge ist, das Objekt CD für näher als AB, weil für das scharfe Sehen von CD ein stärkerer Akkommodationsimpuls nötig ist als für AB. Nun haben wir aber ferner die millionenfache Erfahrung gemacht,

daß C D, wenn es unter demselben Sehwinkel α erscheint wie A B, aber eine stärkere akkommodative Anstrengung erfordert, kleiner ist als A B. Hieraus resultiert folgendes Schema für unser Urteil, in dem der Schlüssel zu dem Phänomen liegt. Bei gleich großen Sehwinkeln beurteilen wir die Größe der Gegenstände nach der akkommodativen Anstrengung, und wir halten den Gegenstand für kleiner, bei dem wir eine stärkere akkommodative Anstrengung gemacht haben. Es steht daher von vornherein zu vermuten, daß, wenn der Effekt der akkommodativen Anstrengung pathologisch pervertiert wird, auch unser Urteil über die Größe eines Gegenstandes sofort alieniert sein muß. Wird nun ein normales Auge schwach atropinisiert, so wird hierdurch seine Fähigkeit, sich für die Nähe zu akkommodieren, geschwächt, der Nahepunkt rückt mehr in die Ferne, und der Effekt der dem Akkommodationsmuskel erteilten Impulse erscheint herabgesetzt. Es muß daher, damit der notwendige Effekt erreicht werde, ein stärkerer Impuls erteilt werden als unter normalen Verhältnissen. Wenn also in Fig. 1 der Gegenstand C D im Nahepunkt des Auges O liegt und dieses nun atropinisiert wird, so rückt sein Nahepunkt in größere Ferne, so daß jetzt A B in ihm liegt. Es sieht also den Gegenstand A B jetzt unter denselben Bedingungen, wie es früher C D sah, d. h. unter demselben Gesichtswinkel und mit höchster akkommodativer Anstrengung, folglich wird A B für ebenso groß gehalten wie früher C D, d. h. für kleiner, als es bisher unter normalen Verhältnissen geschätzt wurde. Auffallend mag es vielleicht erscheinen, daß die Objekte, indem sie kleiner werden, zugleich in die Ferne zu rücken scheinen, da ja gerade die starke akkommodative Anstrengung unser Urteil dahin bestimmt, die Objekte für nahe und daher für klein zu halten. Doch liegt in dieser Erscheinung nichts, was gegen die bisherige Auffassung spräche. Wenn bei diesem Kleinsehen die Gegenstände in die Ferne zu rücken scheinen, so ist dies erst ein sekundärer Urteilstvorgang, dem das unmittelbare Urteil über die Größe vorausgeht, und der gewissermaßen bloß eine Erklärung für das Kleinsehen liefert. Die Objekte sind bekannt; erscheinen sie auffallend klein, so bedürfen wir sofort einer Erklärung dazu. Eine Hand von auffallender Kleinheit vergleichen wir daher entweder mit einer Kinderhand oder mit einer weiter entfernten.

Bei Gegenständen von bestimmter Größe schließen wir aus der scheinbaren Größe auf die Entfernung. Dies beweist uns u. a. eine sehr hübsche Erscheinung, die herumziehende Optiker bisweilen dem schaulustigen Publikum mittelst der *Laterna magica* vorführen. Die Zuschauer befinden sich im finstern Raume vor einer transparenten, finster gehaltenen Wand. An dieser taucht ein Lichtpüchtchen auf, es wird größer, und man erkennt in ihm ein menschliches Antlitz. Indem dieses rasch an Größe zunimmt und zuletzt Riesendimensionen gewinnt, scheint es sich gleichzeitig dem Zuschauer bedeutend zu nähern. Hierauf wird es wieder kleiner und schrumpft allmählich zu einem Punkte zusammen. Alle Zuschauer aber schwören darauf, daß es sich rasch immer weiter entfernt habe, bis man es in weitester Ferne nur noch als Punkt habe erkennen können. Trotzdem befand sich das Lichtpüchtchen gerade ebenso weit von ihnen, als der riesenhafte Kopf, nämlich auf der transparenten Wand. Übrigens ist die Angabe, daß die mikropisch gesehenen Gegenstände ferner zu liegen scheinen, durchaus nicht konstant und hängt sehr davon ab, wie der Beobachter die Erscheinung aufzufassen geneigt ist. Aubert schreibt in seiner Physiologie der Netzhaut folgendes: „Daß die Akkommodation an sich einen großen Einfluß auf die Schätzung der Entfernung übt, geht aus den Störungen hervor, die den Akkommodationsapparat allein affizieren. Förster hat hierüber Versuche an gestellt, indem er durch Einträufeln einer schwachen Atropinlösung eine Lähmung des akkommodativen Apparates herbeiführte. Bei mir war 30 Minuten nach dem Einträufeln von etwa $\frac{1}{500}$ Gramm Atropin in das linke Auge schon Mikropie eingetreten, d. h. ich sah Objekte in 15 bis 25 cm Entfernung mit dem linken Auge kleiner als mit dem rechten, und zugleich schätzte ich sie entfernter. Die Netzhautbilder der Objekte waren gleich groß im linken und im rechten Auge, die Konvergenz der Sehachsen dieselbe, und doch erschienen mir Buchstaben in 65 cm Abstand, mit dem atropinisierten linken Auge gesehen, halb so groß und weiter entfernt als mit dem rechten. Da die Buchstaben, wenn sie kleiner erschienen, vollkommen scharf begrenzt waren, so war auch das atropinisierte Auge vollkommen akkommodiert, aber es bedurfte nach Förster eines stärkeren Akkommodationsimpulses für dieses Auge als für das

gesunde, eines Akkommodationsimpulses, wie er für viel nähere Objekte nötig gewesen wäre bei normalem Zustande. Wenn wir also für Objekte in 20 cm Entfernung eine Akkommodationsanstrengung machen, wie sonst für Objekte in 10 cm, so halten wir im ersten Falle die Objekte für halb so weit entfernt und deswegen für halb so groß. Daß mir umgekehrt die Buchstaben ferner erschienen, erklärt Förster mit Recht aus einem sekundären Urteile: Die Größe des Objektes ist bekannt; da es kleiner erscheint, so urteilt man, daß es weiter entfernt sei, denn unter dieser Bedingung würde es kleiner erscheinen. Ist das Objekt unbekannt, so erscheint es nur kleiner, nicht entfernter, wie z. B. ein Taler so groß wie ein Silbergroschen erscheint usw.“ Koster²⁹⁾ erklärt die Entstehung der Mikropie wie Donders, Förster, Aubert, Schirmer, Einthoven, und die bekannteren Lehrbücher der Physiologie und Ophthalmologie. Da ihm aber die mikropisch gesehenen Objekte stets näher und nicht ferner erscheinen, geht er so weit, die Möglichkeit des Fernersehens ganz zu leugnen und seinen Zweifel auszusprechen, ob Förster und Aubert überhaupt die richtige Mikropie wahrgenommen haben, was sich etwas eigentümlich anhört. Sachs³⁰⁾, der das Fernersehen zugibt, bezweifelt die Richtigkeit der Försterschen Theorie von der Entstehung der Mikropie und gibt eine neue, die auf den Grundsätzen der Raumschauung von Hering beruht. Schließlich gesteht er aber doch zu, daß solche, die psychologische Deutungen vorziehen, das In-die-Fernerücken als eine sekundäre Erscheinung nach Analogie des Kleinerwerdens eines in die Ferne rückenden Gegenstandes auffassen mögen. Isakowitz³¹⁾ neigt dem Standpunkte von Sachs zu, meint aber, daß ohne Zweifel individuelle Unterschiede eine Rolle spielen und persönliche Faktoren mitsprechen.

Bald nach Veröffentlichung der Förster-Aubertschen Versuche entdeckte Dr. Robertson³²⁾ die durch Einträufelung eines Extrakts der Kalabarbohne bewirkte, mit Myose (Pupillen-

²⁹⁾ W. Koster, Zur Kenntnis der Mikropie u. Makropie. v. Graefes Archiv. Bd. 42. 1896.

³⁰⁾ M. Sachs, Zur Erklärung der Mikropie. v. Graefes Archiv. Bd. 44. 1897.

³¹⁾ J. Isakowitz, Messende Versuche über Mikropie etc. v. Graefes Archiv. Bd. 66. 1907.

³²⁾ Argyll Robertson, The Calabar-Bean etc., read before Edingburgh Medico-chirurgical society 4. Febr. 1863.

verengerung) verbundene Makropie. Auch Robertson erschienen die Objekte, analog der Erscheinung des Fernerererscheinens bei Mikropie, nicht bloß „larger“, sondern auch „nearer“. A. v. Graefe³³⁾, der sofort die so erzeugte Makropie untersuchte, schreibt: „Die Makropie ist der durch Atropin herbeigeführten Mikropie vollständig analog und auch so wie diese zu begründen. Der mittlere Spannungszustand des Tensor ist vermehrt, die Einstellung des Auges für eine bestimmte Entfernung wird mit einem größeren Aufgeben willkürlicher Akkommodationsanstrengung, demnach auch unter Empfindung erwirkt, wie sie gewöhnlich erst bei größeren Entfernungen eintreten. Wird nun auf Grund der veränderten Akkommodationsempfindung der Objektabstand überschätzt, so bezieht sich dieselbe Täuschung auf die Dimensionen des Objekts, die wir bei gleichbleibendem Sehwinkel mit dem vermuteten Abstände zu proportionieren gewohnt sind.“ Das Nähersehen findet sich nicht bei ihm erklärt.

Das wirksame Alkaloid der Kalabariohne ist das Eserin. Es gehört somit neben Pilocarpin, Nicotin, Muscarin u. a. zu den Myoticis (pupillenverengernden Mitteln), während Atropin, Homatropin, Scopolamin und andre Gifte eine Erweiterung der Pupille bewirken und Mydriatica genannt werden.

Von Förster sind mikropische Erscheinungen auch bei Mydriasis, der krankhaften Vergrößerung der Pupille, bei der sie schon lange bekannt war, bei beginnender Presbyopie (Altersweitsichtigkeit) und bei verschiedenen Arten von Augemattigkeit und Schwachsichtigkeit, besonders bei einseitiger Augenschwäche, die durch Nichtgebrauch des betreffenden Auges entstanden ist, beobachtet worden. Nach Panum³⁴⁾ tritt Mikropie auch unter dem Einflusse von Äther, Haschisch und bei cerebralen Störungen auf, sowie bei einzelnen Menschen auch vor dem Einschlafen. Daß sie auch bei Beginn einer Ohnmacht sich einstellen kann, weiß ich aus eigener Erfahrung. Ich war, obgleich ich stark fieberte, ausgegangen und passierte eine kurze Nebenstraße, als ich merkte, daß mich meine Kräfte verließen. Zugleich schien die Straße sich immer länger und länger vor

³³⁾ v. Graefe, Über Calabar-Bohne. Archiv für Ophthalmologie. Bd. 9. 1863.

³⁴⁾ Panum, Die scheinbare Größe der gesehenen Objekte. Archiv für Ophthalmologie. Bd. 5. 1859.

mir auszudehnen und das Haus der Hauptstraße, auf welches zu die Nebenstraße führte, immer kleiner und kleiner zu werden, bis es in der fernsten Ferne verschwand und ich überhaupt nichts mehr sah, da es mir dunkel vor den Augen wurde und ich mich an dem Zaun eines Vorgartens festhalten mußte. Als meine Kräfte wiederkehrten, hatte das Kleinsehen aufgehört. Einen Fall von Makropie bei Hysterie teilt Fischer⁸⁵⁾ mit, der deshalb interessant ist, weil mit ihr eine auffallend kleine Handschrift in Zusammenhang stand, an welcher der Einfluß verschiedener, Makropie und Mikropie erzeugender Mittel studiert werden konnte.

Beruhten die bisher besprochenen Fälle von Klein- und Großsehen auf einer fehlerhaften Projektion infolge irriger Beurteilung der Entfernung des Objektes, so entstehen die Erscheinungen, die wir beim Sehen durch sehr enge Öffnungen wahrnehmen, durch eine Änderung der Größe des Netzhautbildes. Schon als Kinder wußten wir, daß die durch einen kleinen, runden Nadelstich in einem Kartenblatt gesehene Landschaft verkleinert, die Buchstaben aber eines nahe ans Auge gehaltenen Buches vergrößert erscheinen, und zwar sowohl die Landschaft als auch die Buchstaben deutlich und scharf. Auch das hatten wir schon früh herausgefunden, daß man durch das punktförmige Loch ein zwar stetig an Größe abnehmendes Areal, die Gegenstände aber im ersten Falle um so kleiner und im zweiten um so größer erblickt, je weiter man das Diaphragma vom Auge entfernt. Sieht man durch die enge Öffnung nach einer wenige Schritte entfernten Person, so kann man es durch allmähliche Entfernung des Kartenblattes vom Auge leicht dahin bringen, daß ihr Gesicht, welches nun in minimaler Kleinheit erscheint, die Öffnung gerade ausfüllt. Die Verkleinerung der durch das enge Diaphragma gesehenen Gegenstände tritt aber nur ein, wenn das Auge für die Nähe akkommodiert ist. Interessant sind die Erscheinungen, die man beim Sehen durch einen engen Spalt wahrnimmt und die von mir noch nirgends beschrieben oder erwähnt gefunden worden sind. Wird der Spalt mit seiner Längsrichtung vertikal gehalten, so sieht eine Person oder ein Porträt bei unveränderter Höhe ganz schmal, und hält man ihn horizontal, bei unveränderter

⁸⁵⁾ Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie. 19. S. 290 u. f. 1906

Breite stark verkürzt aus, so daß sich ein Anblick bietet wie in einem zylinderförmigen Spiegel, den man mit der Zylinderachse abwechselnd vertikal oder horizontal stellt. Eine kreisförmige Papierscheibe nimmt durch den Spalt die Gestalt einer Ellipse an, deren große Achse parallel der Schneide des Spaltes liegt und sich in gleichem Sinne und gleicher Geschwindigkeit mitbewegt, wenn man den Spalt vor dem Auge dreht. Ein Quadrat wird zu einem Rhombus, wenn man den Spalt parallel einer Diagonale richtet, und unter derselben Bedingung ein Rechteck zu einem schiefwinkligen Parallelogramm. Diese Erscheinungen, sowohl am Kreise als am Quadrat und Rechteck, zeigen, daß das Objekt der Breite des Spaltes nach in allen Teilen in demselben Verhältnis verkleinert wird, was auch direkt an einem System paralleler, in gleichen Abständen gezogener Geraden oder an einer durch sich senkrecht schneidende Linien in lauter gleiche kleine Quadrate zerlegte Fläche zu erkennen ist; sind die Spaltschneiden dem einen Linien-system parallel, so erblicken wir lauter kongruente Rechtecke. Sieht man nach dem Vollmonde, welcher durch eine enge runde Öffnung in winziger Größe erscheint, so löst er sich, wenigstens für mich und einige andere Personen, die ich die Beobachtung machen ließ, längs der Spaltrichtung in eine Reihe Zerstreungsbilder auf, die als eine Anzahl kleiner, sich größtenteils deckender und mit ihren Mitten auf einer Geraden gelegener Kreise erscheinen.

Die Theorie der Erscheinungen, die eine punktförmige Öffnung erzeugt, findet sich bereits von Henle in Müllers Handbuch der Physiologie³⁶⁾ erörtert. Später ist sie von J. Czermak³⁷⁾ und endlich von Helmholtz in seinem Handbuch der Physiol. Optik³⁸⁾ behandelt worden.

Wir wollen uns zunächst klarmachen, wie die Verkleinerung zustande kommt, die entfernte Gegenstände erleiden, wenn sie durch ein enges rundes Diaphragma betrachtet werden, während

³⁶⁾ J. Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen. Bd. II. Coblenz 1837—40.

³⁷⁾ J. Czermak, Physiologische Studien. Sitzungsberichte der Wiener K. Akad. d. W. Bd. XII. 1854 und Bd. XV. 1855.

³⁸⁾ 2. Auflage 1896. S. 118.

das Auge für die Nähe akkommodiert ist. In Fig. 4 sei AB der Gegenstand und $\alpha\beta$ das Bild, welches die Medien des für die Ferne adaptierten Auges O von ihm auf der Retina entwerfen, so daß die Strahlen $A\alpha$ und $B\beta$ durch den Knotenpunkt K des Auges gehen. Wird nun das Auge für die Nähe akkommodiert, so fällt das Bild von AB nicht mehr auf, sondern vor die Netzhaut, etwa in a, b , wenn wir die geringe Verschiebung, die der Knotenpunkt durch die Akkommodation erleidet, unberücksichtigt lassen. Schiebe ich darauf den Schirm S mit der kleinen Öffnung vor das Auge, so gehen durch diese von A und B aus die schmalen Strahlenkegel A, c und B, d . Zieht man c, a und d, b , welche die Netzhaut in α, α_1 und β, β_1 schneiden, so

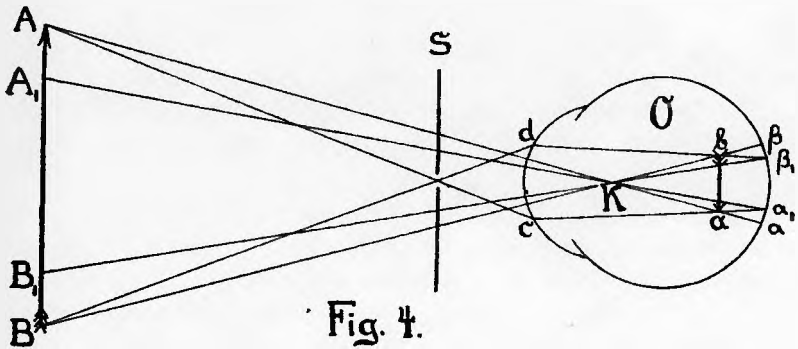


Fig. 4.

ist α, β , das nun auf der Netzhaut erzeugte Bild des Gegenstandes AB . Man erkennt, daß dieses kleiner ist als $\alpha\beta$. Zieht man schließlich durch K die Geraden α, A , und β, B , so geben diese die Richtungen an, in welchen leuchtende Punkte beim gewöhnlichen Sehen liegen müssen, um sich auf der Retina in α , und β , abzubilden. In diese Linien verlegt unser Urteil deshalb auch die Punkte A und B . Wir sehen daher AB kleiner als mit richtig adaptiertem Auge ohne Schirm. Wir sehen es aber auch deutlich und scharf, da die von den schmalen, durch die enge Öffnung gegangenen Strahlenkegeln herrührenden Zerstreuungskreise minimal sind. Daß die Punkte α , und β , immer näher zusammenrücken und das gesehene Bild somit immer kleiner wird, je weiter wir den Schirm vom Auge entfernen, ist ohne weiteres klar. Desgleichen auch, daß der bisher durch die

Öffnung in seiner ganzen Ausdehnung gesehene Gegenstand sich bald nicht mehr vollständig, sondern zu einem immer geringeren Teile dem Auge zeigen wird; denn mit dem Abstände des Schirmes vom Auge vergrößert sich auch die Distanz $c d$, und die Linien $c a$ und $d b$ gehen nicht mehr durch die Pupillenöffnung. Es scheint, da allen Personen, die ich durch ein Diaphragma sehen ließ, das Kleinerwerden entfernterer Objekte auffiel, als ob das Auge bei diesem Versuche sich sofort von selbst für die Nähe akkommodierte. Ich selbst fühle sogar einen gewissen Zwang, wenn ich es, um die Verkleinerung schwinden zu machen, für die Ferne einzustellen willens bin. Auch gelingt mir dieses überhaupt nur, wenn ich die Öffnung relativ groß nehme. Ich denke, daß die starken Zerstreungskreise, in denen die Ränder der Öffnung erscheinen, das Auge, um sie fortzuschaffen, gleichsam zwingen, sich möglichst für die Nähe zu akkommodieren.

Die oben geschilderte Wirkung einer schmalen Spaltöffnung ist nun leicht zu erklären. Sie liefert zugleich den Beweis, da hier eine Verkleinerung nicht in der Längsrichtung des Spalts eintritt, daß die durch ein enges Diaphragma zu beobachtende Mikropie allein durch die Verkleinerung des Retinabildes erzeugt wird. Hiernach muß Reddingius⁸⁹⁾, welcher Helmholtz, Tscherning und Einthoven gegenüber erklärte, daß dies seiner Meinung nach nicht wahr sei, unrecht haben.

Gehen wir nun zu der Erscheinung über, daß ein sehr nahe an das Auge gehaltener Gegenstand, wenn er durch ein enges Diaphragma betrachtet wird, deutlich und vergrößert, ohne solches aber um vieles kleiner und in einem starken Zerstreungsbilde, also höchst undeutlich erscheint. In Fig. 5 stelle $A B$ den Gegenstand, O das Auge, K den Kreuzungspunkt der Sehstrahlen und p die Mitte der Pupille vor. Da vorausgesetztmaßen der Gegenstand dem Auge sehr nahe, also zwischen Auge und Nahepunkt gebracht ist, so ist hierbei das Auge stets als für die Ferne akkommodiert zu betrachten. Das Bild, das die Medien des Auges von $A B$ erzeugen, liegt also hinter der Netzhaut, etwa in $a b$, wo a und b mit K und resp. A und B in einer Geraden liegen. Die Linien $p a$ und $p b$ sind

⁸⁹⁾ A. a. O. S. 127.

für a und b die Achsen der Strahlenkegel, deren Basis die Pupillenöffnung ist. Die Schnittpunkte α und β dieser Linien mit der Netzhaut sind daher die Mitten der Zerstreuungskreise, in denen A und B sich auf der Netzhaut abbilden. $\alpha\beta$ ist somit die Größe des Netzhautbildes des ohne Diaphragma gesehenen Gegenstandes AB . Wird nun der Schirm S mit der engen Öffnung zwischen Auge und Objekt gehalten, so werden die von A und B aus durch die Öffnung gehenden Strahlen, die in c und d das Auge treffen, nach a und b gebrochen. ca und db treffen die Netzhaut in α , und β , so daß der durch das Diaphragma gesehene Gegenstand jetzt auf der Netzhaut das Bild

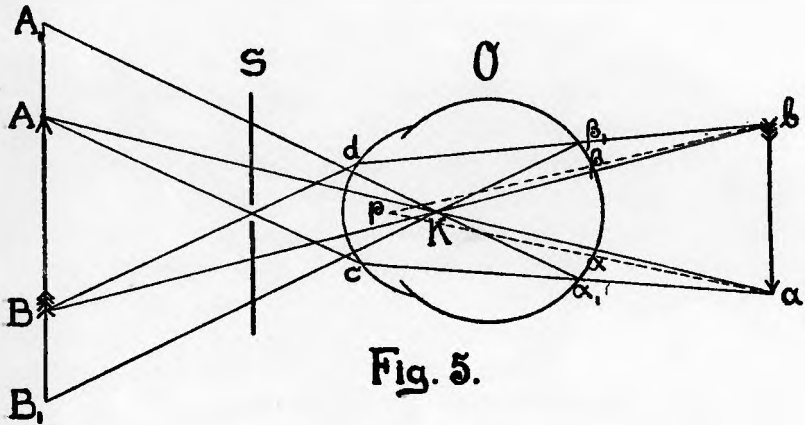


Fig. 5.

α, β , erzeugt. α , und β , liegen aber weiter auseinander als α und β . Zieht man durch den Knotenpunkt K die Geraden α, A , und β, B , so sind dies die Richtungen, in denen die Punkte A und B erblickt werden. Wir sehen also den Gegenstand vergrößert. Da wir die Öffnung in dem Schirm um vieles kleiner als die Pupille voraussetzen, so sind die durch jene gegangenen Strahlenkegel auch um vieles schmäler als diejenigen, deren Basis die Pupille ist, und somit das durch das Diaphragma gesehene Bild viel schärfer, als das ohne dieses. Da c und d und somit auch α , und β , um so weiter auseinander rücken, je weiter wir den Schirm vom Auge nach dem Objekt zu schieben, so wird hierdurch die Vergrößerung immer stärker. Zugleich ist aber auch hier ersichtlich, daß das durch die Öffnung übersehene Flächenstück immer mehr an Ausdehnung abnehmen muß.

Czermak ist der Ansicht, daß auch die Dispersion der Strahlen, die sie durch die von dem Rand der Öffnung ausgeübte Ablenkung erfahren, bei diesen Erscheinungen mitspricht. Doch hat Helmholtz⁴⁰⁾ bewiesen, daß hierdurch nur kleine Zerstreuungskreise entstehen können, die die Genauigkeit des Sehens nicht weiter beeinträchtigen.

In ausgedehnter Weise ist von Czermak untersucht worden, weshalb durch eine enge Öffnung ein entfernterer Gegenstand nicht bloß kleiner, sondern auch in größerem Abstände gesehen wird. Ich muß hier auf die Originalabhandlung verweisen. Meiner Ansicht nach ist der Grund derselbe, den Förster bei der Atropinmikropie auseinandergesetzt hat. Bei Verwendung eines Spaltes habe ich nie eine Änderung der Entfernung bemerkt, beim Sehen durch eine runde Öffnung oft, jedoch nicht immer. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ein mir seiner absoluten Größe nach bekannter Gegenstand bei seiner scheinbaren Verkleinerung für mich stets in die Ferne rückt, daß dieses aber zuweilen nicht der Fall ist, wenn ich vorher nicht gesehene Objekte aufstellen lasse, und zwar von solcher Art, daß ich sie mir von der verschiedensten Größe denken kann, wie z. B. Papierscheiben, Blumentöpfe, Geldstücke, deren Prägung in der Entfernung nicht mehr erkennbar ist, etc. Wie subjektive Momente hierbei ihren Einfluß geltend machen können, beweist mir folgende Erfahrung. Ich hatte ein reizendes lebendes Bild „Schneewittchen bei den Zwergen“ gesehen. Als ich bald darauf einmal Versuche mit dem engen Diaphragma anstellte, fiel mein Blick auch auf unsern gedeckten Eßtisch. Ich mußte sofort an das Tischchen und die Schüsseln der Zwerge denken und sah nun den Tisch nur klein, aber nicht mehr zugleich entfernter wie früher.

Mit einer photographischen Kamera, die so oft mit dem Auge verglichen wird, lassen sich alle Erscheinungen, die feine Öffnungen erzeugen, objektiv zur Anschauung bringen. Ich benutzte eine Landschaftslinse von 4 cm Durchmesser und 23 cm Brennweite mit einer 3,8 cm von ihrer vorderen Fläche entfernten Blende von 16 mm Öffnung und stellte auf ein 17 m entferntes Haus ein. Das auf die Mitte der mattierten

⁴⁰⁾ Handbuch der Physiologischen Optik. 2. Aufl. S. 180.

Scheibe fallende Bild des einen Fensters hatte eine Höhe von 2,9 und eine Breite von 2,4 cm. Ohne den Abstand der Linse von der mattierten Scheibe zu ändern, befestigte ich nun unmittelbar vor die Linse eine zweite von 32,5 cm Brennweite. Dann wurde das Objektivrohr durch eine ausziehbare Papp-
röhre verlängert, die vorn durch eine Scheibe von Stanniol geschlossen war, in deren Mitte ich ein kleines rundes Loch von 1 mm Durchmesser gestochen hatte. Durch Ausziehen der Röhre wurde zunächst das kleine Loch in einen Abstand von 5,5 cm von der Linse gebracht. Auf der matten Glasplatte erschien ein heller Kreis mit unscharfen Rändern, also das Bild der engen Öffnung, und inmitten desselben das scharfe Bild unsers Fensters, das aber den Kreis bei weitem nicht ausfüllte, so daß noch rings ein großer Teil der übrigen Hausfassade zu sehen war. Die Messung ergab, bei einem Durchmesser des Kreises von 8 cm, eine Höhe des Fensterbildes von 2,4 cm und eine Breite von 2,0 cm, d. h. eine lineare Verkleinerung des Fensters gegen die erste Messung um 17 %. Als darauf der Abstand der Öffnung von der Linse auf 9,35 cm erhöht worden war, hatte sich das Bild des Diaphragmas stark verkleinert, zugleich aber auch das des Fensters an Größe abgenommen, so daß der Kreis nur noch einen Durchmesser von 4,6 cm besaß, während dem Fenster eine Höhe von 2,1 cm und eine Breite von 1,7 cm zukam. Die Verkleinerung des Fensters betrug nun etwa 28 %. Bei einem Abstände des Diaphragmas von der Linse von 13,2 cm erschien schließlich das weiter verkleinerte Fensterbild bei einer Höhe von 1,75 cm und einer Breite von 1,42 cm dem Kreise, dessen Durchmesser sich auf eine Länge von 2,4 cm reduziert hatte, grade einbeschrieben. Das Fenster hatte jetzt eine lineare Verkleinerung gegen die erste Messung (ohne die vorgesezte Linse und ohne das enge Diaphragma) von zirka 40 % erlitten. Ersetzte ich die runde Öffnung in der Stanniol-scheibe durch einen 0,6 mm breiten, langen Spalt, der 13,2 cm von der Linse abstand und mit seiner Längsrichtung vertikal gestellt war, so zeigte sich auch hier alles mit den Erscheinungen, die sich dem durch einen engen Spalt blickenden Auge bieten, in Übereinstimmung. Das Fenster erschien oben und unten etwas unklarer als bei der runden Öffnung, seitwärts aber scharf begrenzt. Die Höhe von 2,9 cm war unverändert die

der ersten Messung geblieben, die Breite jedoch um 40 % kleiner geworden, nämlich von 2,4 auf 1,43 cm heruntergegangen. Bei einem Vorversuche, bei dem ich die zweite Linse vor der Objektivblende angebracht und die Entfernung der runden und der spaltförmigen Öffnung von den Linsen nicht genau gemessen hatte, sind die Bilder des Fensters photographiert und die Messungen an den Photographien ausgeführt worden. Bei dem runden Diaphragma erhielt ich eine Verkleinerung in der Höhe und Breite um je 26 % und bei dem spaltförmigen in der Breite um 30 %, während auch hier die Höhe bei vertikaler Lage der Spaltlänge unverändert geblieben war. Für Versuche, um die Vergrößerung durch ein enges Diaphragma objektiv darzustellen, erwies sich die Landschaftslinse als zu lichtschwach. Auch ein Panorthoskop von 3 cm Öffnung und mit größter Blende von 2,5 cm gab für unsern Zweck auch keine zu direkten Messungen auf der mattierten Scheibe geeignete Bilder von genügender Helligkeit. Doch konnten photographische Aufnahmen gemacht werden. Es wurde auf das 17 m entfernte Haus eingestellt und dann das Diaphragma mit der runden Öffnung von 1 mm Durchmesser zuerst in einem Abstände von 6 cm, dann von 10 cm von der vorderen Linse des Objektivs vorgesetzt. Das Blatt mit der zu vergrößernden Druckschrift hatte im ersten Falle 8,8, im zweiten 6,2 cm Entfernung von der engen Öffnung. Die Ausmessung der photographischen Platten ergab eine 2,3 resp. 3,2fache lineare Vergrößerung der Buchstaben bei einem Durchmesser des Bildes der engen Diaphragmaöffnung von 7,4 resp. 4,7 cm. Natürlich ist bei unsern Versuchen die Stärke der Verkleinerung von der Brennweite der vorgesetzten Linse, und die der Vergrößerung von der ursprünglichen Einstellung abhängig.

Desgleichen hatten wir schon oben bemerkt, daß beim Sehen durch die enge Öffnung nach einem entfernteren Gegenstande die Verkleinerung sich mit der Akkommodation ändert und bei der Ruhelage des Auges ganz verschwindet. Fragen wir also hier nach dem Prozentsatz der Verkleinerung, so kann sich dieser immer nur auf eine bestimmte Akkommodation beziehen. Ich habe versucht, diesen Prozentsatz für die stärkste Akkommodation meines Auges zu bestimmen, und benutzte hierzu die Eigenschaft eines Spaltes, die Größe des Objektes nur in der

Richtung der Spaltbreite und nicht in der der Spaltlänge zu beeinflussen. Als Objekt dienten rechteckige Streifen aus weißem Papier von 10 und 20 cm Breite, die in der Längsrichtung durch einen Schieber von einem Gehilfen so weit verdeckt oder geöffnet wurden, bis durch den bald der Basis, bald der Höhe des Rechtecks parallel gehaltenen Spalt die Figur des Streifens quadratförmig erschien. Die benützte Spaltbreite betrug 0,25 und 0,125 mm, der Abstand meines Auges vom Papierstreifen 2 und 4 m. Ein von der Breite des Streifens, des Spaltes und von der Entfernung des Auges abhängiger Unterschied war nicht erkennbar. Als Mittel aus 53 Einzelschätzungen ergab sich eine Verkleinerung um 16 %. Die Schätzungen eines Oberprimaners, welcher, mit den Augen wechselnd, mit dem einen durch eine runde Öffnung von 1 mm Durchmesser nach einem Rechteck von bestimmter Höhe und mit dem andern durch eine Röhre nach einem etwas seitwärts von jenem angebrachten andern Rechteck sah, dessen Höhe durch den Schieber geändert wurde, bis beide gleich hoch erschienen, ergaben nur eine zwischen 5 und 9 % schwankende Verkleinerung. Auf absolute Genauigkeit kann meine obige Bestimmung allerdings auch keinen Anspruch erheben, da die in der Richtung der Spaltlänge auftretenden Zerstreuungskreise immerhin bemerkbar sind.

Auf der Verkleinerung resp. Vergrößerung des Netzhautbildes beruht auch die Mikropie und Makropie beim Sehen durch konkave und konvexe Linsen, jedoch nur zum Teil, wie bereits Förster auseinandergesetzt hat. Er schreibt darüber folgendes⁴¹⁾: Man sieht die Gegenstände bedeutend verkleinert, wenn man sie durch eine Konkavbrille von der Stärke betrachtet, daß das Akkommodationsvermögen dabei kräftig in Anspruch genommen wird. Es ist aber undenkbar, daß die hierdurch bewirkte geringe Änderung in der Größe des Netzhautbildes allein die Ursache für die bedeutende Verkleinerung abgibt. Die alte Regel, daß Kurzsichtige keine solchen Brillen tragen sollen, die ferne Gegenstände verkleinern, ist somit sehr richtig, denn dieses Kleinersehen ist eben ein Zeichen, daß der Akkommodationsapparat stark beansprucht wird. Dagegen erscheinen durch schwache Konvexgläser dieselben Gegenstände

⁴¹⁾ Förster, Ophthalmologische Beiträge. 1862. S. 93 u. 94.

manchen Personen viel auffallender vergrößert, als sie der wachsenden Netzhautbildgröße nach sein könnten. So erzählte ein etwas presbyotischer Herr, der sich aber am Tage keiner Brille bedient, daß er des Abends mit seiner schwachen Konvexbrille häufig Silbergroschenstücke für Zweieinhalbsilbergroschenstücke angesehen habe. Eine solche Vergrößerung des Netzhautbildes ist aber nicht möglich, und es läßt sich dieser Irrtum nur als dadurch zustande kommend erklären, daß die Konvexbrille dem Auge eine akkommodative Anstrengung erspart und daß diese geringere Anstrengung in der Weise zum Bewußtsein kommt, daß das Objekt als in größerer Entfernung befindlich beurteilt wird. Da das größere Geldstück in größerer Entfernung denselben Sehwinkel hat als das kleinere in geringerer Entfernung, so wird die Verwechslung möglich, zumal wenn die Beleuchtung nicht hinreicht, das Gepräge zu erkennen.

Messende Versuche über Makropie durch Konvexgläser sind mir nicht bekannt geworden, solche aber über Mikropie durch Konkavgläser hat Isakowitz⁴²⁾ angestellt. Die durch die Linse bewirkte Verkleinerung des Netzhautbildes bezeichnet er als objektive Verkleinerung, die wirklich beobachtete als totale und die Differenz zwischen der totalen und objektiven Verkleinerung als subjektive. Die Berechnung ergab, daß die objektive Verkleinerung des Netzhautbildes auch bei den höchsten Akkommodationsgraden eine relativ geringe ist. Sie wird bei weitem übertroffen von der subjektiven Verkleinerung. Zur Messung der totalen Verkleinerung bediente er sich folgender Methode. Ein Auge der Versuchsperson diente als Versuchsaug und betrachtete das Probeobjekt, während mit dem andern nach einer Reihe von Vergleichsobjekten gesehen wurde. Als Probeobjekt wählte er einen schwarzen Papierstreifen von 60 cm Länge und 6 cm Breite, als Vergleichsobjekte eine Reihe von zwölf ebenfalls im Verhältnis 1 : 10 geschnittener Papierstreifen, deren Länge um je 5 cm und deren Breite um je 0,5 cm abnahm, so daß der letzte Streifen 5 cm lang und 0,5 cm breit war. Die Versuchsperson blickte durch zwei kurze Röhren, die so eingerichtet waren, daß ihre Gesichtsfelder nebeneinander

⁴²⁾ Isakowitz, Messende Versuche über Mikropie durch Konkavgläser etc. v. Graefes Archiv. Bd. 66. 1907.

lagen, nach einer 4 m entfernten Wand, auf der im Gesichtsfeld des Versuchsauges der Probestreifen befestigt war, während sich vor dem andern Auge die Reihe der Vergleichsobjekte befanden. Während das Vergleichsauge verdeckt gehalten wurde, blickte das andere nach dem Probeobjekt, wurde dann durch ein vorgehaltenes Konkavglas zur Akkommodation gezwungen und beobachtete dabei die Verkleinerung. Dann wurde das Versuchsauge verdeckt und mit dem andern derjenige Streifen bestimmt, dessen Länge am besten mit dem verkleinert gesehenen Probestreifen übereinstimmte. Bei den niedrigen Akkommodationsgraden ergibt sich der objektive Bestandteil der totalen Verkleinerung noch relativ groß. Er tritt aber mit steigender Akkommodation immer mehr zurück, während das subjektive Moment von überwiegender Bedeutung wird, so daß bei den höheren Graden, soweit sie Isakowitz untersucht hat, die totale Verkleinerung eine mehr als vierfache der objektiven wird. Im übrigen müssen wir besonders auch in Betreff der Frage, wie sich Isakowitz die Entstehung der Mikropie denkt, auf seinen Artikel verweisen.



Der gegenwärtige Stand der johanneischen Frage.

Von Professor Dr. **Otto Grundke.**

Seit länger als einem Menschenalter herrscht gerade auf dem Gebiete der neutestamentlichen Forschung eine äußerst rege Tätigkeit. Es scheint fast, als könne man es kaum noch erwarten, die Rätsel gelöst zu sehen, die bereits seit 19 Jahrhunderten die Christenheit in Spannung erhalten, und tatsächlich ist man auch in mancherlei wichtigen Fragen zu gesicherten Ergebnissen gekommen. Über die Entstehungsgeschichte der drei ersten Evangelien sind wir genauer unterrichtet worden; der Lebensgang des großen Heidenapostels Paulus, seine Entwicklung, sein Lehrgebäude, seine schriftstellerische Betätigung liegt heute in den Hauptzügen klar vor unsern Augen, und auch in der Auffassung der Apostelgeschichte haben sich die Forscher von rechts und links einander bedeutend genähert. Ist doch erst vor wenigen Jahren Harnack als Verteidiger ihrer Echtheit auf den Plan getreten.

Selbst in der wichtigen Gruppe der Schriften, die den Namen des Johannes tragen, haben die Untersuchungen der Gelehrten vielfach zu gleichen Zielen geführt. Man kann wohl sagen: über den Inhalt, den Sinn und die eigentümliche Färbung dessen, was uns schriftlich vorliegt, herrscht heute im wesentlichen Übereinstimmung; diese hört aber sofort auf, wenn es gilt, die Voraussetzungen aufzubauen, die zur Er-

klärung des überlieferten Berichtes nötig sind, oder die Schlüsse zu ziehen, die sich aus den einzelnen Abschnitten ergeben. So weiß man, um nur ein naheliegendes Beispiel anzuführen, genau, wodurch sich das vierte Evangelium von den drei ersten unterscheidet. Woher kommt aber diese Verschiedenheit? Hier trennen sich die Wege.

Dagegen ist kaum daran zu zweifeln, daß unser viertes Evangelium und der sogen. erste Johannesbrief von demselben Verfasser herkommen; die Verwandtschaft zwischen beiden Schriftwerken ist geradezu auffallend; in der Begriffswelt, im Wortschatze, sogar in einzelnen Sätzen und in der doch so ganz eigenartigen Schreibweise besteht eine unübertroffene Ähnlichkeit. Forscher wie Holtzmann und Schmiedel (Religionsgesch. Volksbücher I, 8. 10. 12) stehen daher mit ihrer gegenteiligen Ansicht ziemlich vereinzelt da.

Auch Joh. 21, ein Nachtragskapitel, wie Joh. 20, 30 und 31 deutlich erkennen läßt, ist mit Ausnahme von V. 30 und 31 aus derselben Feder geflossen. Dafür spricht schon die Textgeschichte, die kein viertes Evangelium ohne Kap. 21 kennt. Außerdem müßte der Schüler, — denn nur ein solcher könnte es gewesen sein, — der unsere Schrift ergänzt haben sollte, sich fast wunderbar in die Denk- und Schreibweise seines Meisters eingelebt haben.

Vollends ist es unmöglich, das erhabene Eingangslied (1, 1—18), das uns bis in die Tiefen der Gottheit führt, auszuschalten, etwa deshalb, weil es, wie Harnack behauptet, mit den übrigen Abschnitten gar keine Berührung habe. Es erinnert durchaus an die Art der sonstigen Johanneischen Reden Jesu. Was dieser Mann schreibt, das läßt sich nicht verleugnen; es trägt zu deutlich den Stempel seiner Persönlichkeit.

Ob dieses Urteil auch auf den 2. und 3. Johannesbrief und auf die sogen. Offenbarung des Johannes anzuwenden ist, mag hier dahingestellt bleiben, zumal diese drei Schriften für unsere heutige Auffassung vom Christentum nicht von ausschlaggebender Bedeutung sind. Doch besitzt gerade die Offenbarung ihre eigenartigen Reize; sie ist nun einmal von besonderem Schlag. Seit Papias und Justin dem Mär-

tyrer (um 150) gilt sie als ein Werk des Apostels Johannes. Es fragt sich nur, ob sich diese Ansicht nicht vielleicht aus den Angaben der Offenbarung selbst gebildet hat, wie Jülicher und andere Forscher behaupten. Nicht zu leugnen ist dagegen, daß sich diese Schrift und das vierte Evangelium nach Inhalt und Darstellung vielfach berühren, ebenso aber auch, daß sie sich nicht unwesentlich voneinander unterscheiden. So nachdrücklich nun auch das letztere von den mehr links stehenden Forschern betont wird, so haben doch andere Gelehrte (Barth, Bibl. Zeit- und Streitfragen I, 4, S. 24 ff.) immer wieder die nahe Verwandtschaft in den Grundanschauungen stark betont. Danach ist es sehr leicht denkbar, daß ein Mann, der ums Jahr 70 die Offenbarung herausgab, etwa 20 Jahre später wieder zur Feder griff, um der Christenheit ein Werk in der Form und im Geiste des vierten Evangeliums zu schenken; und wenn er auch in der Offenbarung noch mit der ihm weniger vertrauten griechischen Sprache ringt, so ist es doch nur wahrscheinlich, daß er allmählich zu besserer Beherrschung derselben gelangen mußte. Wir nehmen ja sonst überall Entwicklung wahr. Warum sollten wir uns sträuben, eine solche auch in diesem Falle anzuerkennen? Man erwäge, wie oft sich ein Goethe in seinem Denken und Dichten gewandelt hat und wie grundverschieden die Dramen Götz, Tasso und Faust sind.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem vierten Evangelium selbst zu. Hier ist vor allem zu entscheiden, ob wir diese Schrift als Quelle für das Leben Jesu benützen können, oder ob der scheinbar geschichtliche Inhalt des „Johannesevangeliums“ zum größten Teile, wenn auch vielleicht in der besten Absicht erdichtet ist. Wir betreten damit ein viel und heiß umstrittenes Gebiet der theologischen Forschung.

Die soeben erwähnte Frage verwandelt sich für unsere Untersuchung in die: Wer hat das Evangelium geschrieben? Nur drei Möglichkeiten kommen in Betracht. Entweder war es der Apostel Johannes, der Zebedäussohn, oder der von Papias erwähnte Johannes der Alte in Ephesus, der in seiner Jugend ebenfalls ein Jünger und Begleiter Jesu war,

oder ein Unbekannter, der natürlich nicht vor 110 zur Feder gegriffen haben könnte.

I. Welche Gründe sprechen für den Apostel Johannes? Wir begnügen uns damit, die wichtigsten kurz zusammenzustellen und zu beleuchten.

a. Fragen wir zunächst das Evangelium selbst. Da finden wir denn, daß es sich deutlich als das Werk eines Augenzeugen bezeichnet (1. Joh. 1, 1 ff.; Joh. 1, 14; 19, 35). Nun könnte allerdings Joh. 1, 14 („wir sahen seine Herrlichkeit“) nach dem Urtexte ein geistiges Schauen gemeint sein. Dagegen erscheint es fast selbstverständlich, daß der 19, 35 genannte Augenzeuge („der es gesehen hat, der hat es bezeugt“ usw.) zugleich der Verfasser ist. Er verschweigt seinen Namen, nennt sich aber den „andern“ Jünger, der an der Brust Jesu lag, den der Herr lieb hatte (1, 37—42; 13, 23). Er gehört zur nächsten Umgebung Christi und steht mit Petrus in enger Berührung. Ausgeschlossen ist, daß damit Andreas, Philippus, Nathanael, Thomas (1, 37 ff.; 14, 5), Matthäus, der Verfasser der „Redequelle“, oder schließlich Jakobus, der Zebedäussohn, der schon 44 starb, gemeint sein könnte. So bleibt nur noch Johannes übrig, wie außerdem aus Joh. 21, 20 ff. hervorgeht; denn nur dieser Apostel hat (nach der bis vor kurzem allgemein anerkannten Ansicht, die durchaus noch nicht „schlagend“ widerlegt ist), ein so hohes Alter erreicht, daß sich das Gerücht bilden konnte, er würde die Wiederkunft Christi erleben. Schließlich wird Joh. 21, 24 dieser Mann als Augenzeuge (vergl. 19, 35) und Verfasser unserer Schrift bezeichnet, während er sonst nach seiner ganzen Art nichts mehr scheut, als sich hervorzudrängen.

Warum nennt sich aber unser Evangelist nicht lieber ganz deutlich mit seinem ehrlichen Namen? Warum kämpft er gewissermaßen mit geschlossenem Visier? Zunächst ist darauf zu antworten, daß sich auch in den drei ersten Evangelien keine Angabe über den Verfasser findet. Wenn jedoch Johannes bei einzelnen Ereignissen, an denen er selbst so lebhaft beteiligt war, den Schleier ein wenig lüftet, wer möchte es ihm da verargen? Jedenfalls

sucht er nicht seinen Ruhm, sondern darauf kommt es ihm an, daß Christus geehrt und verherrlicht werde. Wie paßt es aber dazu, wenn er sich als den Jünger bezeichnet, den Jesus lieb hatte? Sieht das nicht ganz wie Hochmut aus? Vielleicht hat er diesen Ausdruck aus dem Schatze seiner Erinnerung an die Tage seines höchsten Glückes und eines gewissen Glanzes entnommen; er stand doch einst wirklich seinem Herrn näher wie andere Jünger; es war eine unleugbare Tatsache, deren er sich noch im Alter freut; warum sollte er sie aus übergroßer Furcht, in einen falschen Verdacht zu kommen, verschweigen? Übrigens wird auch von Maria, Martha, Lazarus und anderen gesagt, daß Jesus sie liebte (11, 5; 13, 1 usw. Barth, Einl. in d. N. Test., 1911, S. 291). Andre meinen, der Verfasser nenne sich deshalb nicht, weil es eben gar nicht Johannes war, sondern einer seiner Schüler, ein begeisterter Verehrer des alten Meisters, der aber unter dem Namen und unter der Autorität des Apostels schrieb. Solche absichtliche Fälschungen in guter Absicht sind vorgekommen. Aber die fast „raffinierte“ Art, mit der hier der Verfasser die Rolle des Lieblingsjüngers zu spielen sucht, möchten wir ihm nicht gern zutrauen; sie verträgt sich nicht mit dem Geiste der Schrift, aus der uns oft eine wunderbare Zartheit und Tiefe, oft wieder eine fast überirdische Erhabenheit und Hoheit entgegenleuchtet. Dazu kommt, daß der Autor nicht nur selbst ein Fälscher und Betrüger wäre, sondern auch noch gute Freunde dazu veranlaßt hätte, auf seinen Betrug ihr Siegel aufzudrücken (21, 24. 25). Diesen müßte es auch durchaus an Takt und Geschick gefehlt haben; denn 21, 25 ist doch nur eine vergrößerte Auflage von dem schlichten Worte, das wir 20, 30 lesen. („Viele andere Zeichen tat Jesus, die nicht geschrieben sind in diesem Buche.“) Andererseits beobachten wir bei unserm Evangelisten feinen Takt und richtiges Gefühl für das, was sich gebührt. So vermeidet er es, zur Bezeichnung für Christus den Ausdruck „Logos“, den er der heidnischen Philosophie entnommen hat, Jesu selbst oder einem seiner Jünger in den Mund zu legen.

b. Dieser Mann paßt auch zu dem synoptischen Johannes. Wir bekommen bald den Eindruck, daß wir dieselbe Person vor uns haben. Wir lernen ihn dort kennen als einen Jüngling von hoch emporstrebendem Sinne und von ent-

geschlossenem Ernste (Mark. 3, 17). Eine halbe Jüngerschaft ertrug er nicht (Mark. 9, 38. Luk. 9, 54). Als für seinen Meister die Tage des Leidens kamen, war er bereit, alles mit ihm zu dulden, aber auch begierig, alles mit ihm zu teilen, was des Reiches Herrlichkeit in sich bergen würde (Matth. 20, 20 ff.). Dieselbe starke Entschiedenheit zeigt uns auch das vierte Evangelium an ihm. Als Jesus gefangen weggeführt wurde, folgte ihm Johannes in den Hof des Hohenpriesters, und als der Herr starb, stand er dem Kreuze nahe (Joh. 18, 15; 19, 26). (Schlatter, Einl. in die Bibel, S. 364). Schließlich könnte man sogar in der Bezeichnung, „der Jünger, den Jesus liebte,“ noch einen Rest seines früheren Ehrgeizes erblicken.

Nur kurz sei noch darauf hingewiesen, daß auch im ersten Hauptteile der Apostelgeschichte Johannes eine hervorragende Rolle spielt. Er gehört dort zu den Hauptstützen der jungen Gemeinde.

c. Als weiteren Beweis für die Abfassung unseres Evangeliums durch den Apostel Johannes pflegt man die kirchliche Überlieferung anzuführen, die seit 180 dieses biblische Buch als Werk des Zebedäussohnes ansieht. Allerdings suchen neuere Forscher (Jülicher, Einl. in d. Neue Testament. Schmiedel, Religionsgesch. Volksbücher, I, 8. 10. 12) den Wert dieser Tradition zu entkräften; doch sie haben tapfere Gegner gefunden. Aus ihrer Zahl sei hier nur der ebenso scharfsinnige als besonnene Berner Universitätsprofessor Fritz Barth genannt, der ganz unerwartet am 25. Februar dieses Jahres nach kurzer, schwerer Krankheit entschlafen ist.

d. Im übrigen ist die Wissenschaft für die Lösung unserer Frage auf indirekte Beweise angewiesen.

1. Wie man zugeben muß, zeigt die ganze Ausdrucks- und Darstellungsweise und die Denkungsart des Verfassers unserer Schrift, daß er dem semitischen Sprachgebiete entstammt.

2. Für einen wirklichen, nicht nur „fingierten“ Augenzeugen spricht auch die Menge von Einzelheiten und nebensächlichen Zügen. Was kommt es für die Geschichtsschreibung oder für Zwecke der Erbauung darauf an, ob

sich eine Begebenheit um die 6. oder 9. Stunde, ob am Gotteskasten oder an einer anderen Stelle des Tempels abgespielt hat, ob der von Petrus verwundete Knecht Malchus oder sonstwie hieß? Aber die lebendige Erinnerung eines Erzählers, der wirklich etwas erlebt hat, fragt nicht nach wichtig und unwichtig; auch das an sich Unbedeutende will sie in dem lieb gewordenen Bilde nicht missen. Ferner legt das Evangelium eine genaue Kenntnis aller damaligen Verhältnisse an den Tag. „Es kennt die Zustände der heiligen Stadt vortrefflich. Das dortige Gemisch von Ehrgeiz und Frömmigkeit, von heißem Verlangen nach Gottes Hilfe und von stolzem Übermut, die Stellung der Pharisäer zu den Obersten, die Erwartungen, die das Volk von Christus hegte, das Verhältnis zwischen Kaiphas und Hannas, zwischen dem Statthalter und den regierenden Priestern, all das wird mit durchdringendem Verständnis zur Darstellung gebracht. Dergleichen erfindet man nicht, auch nicht mit der größten dichterischen Gestaltungskraft. Der Evangelist hat das jüdische Gemeinwesen vor Jerusalems Zerstörung selbst gesehen und gründlich gekannt.“ (Schlatter. Vergl. auch Grundke u. Schmidt, Die evangel. Religionsfakultas, Breslau 1906, S. 120.) Dieses in der Hauptsache richtige Urteil bedarf freilich noch einer eingehenden Begründung; denn gerade auf diesem Gebiete haben die Gegner der Echtheit ihr kritisches Messer eingesetzt.

II. Neuerdings ist von Bousset, Delff, Harnack und vielen anderen höchst geschickt die Anschauung vertreten worden, daß der von Papias erwähnte kleinasiatische Presbyter Johannes der Verfasser der Johanneischen Schriften sei, der (ebenfalls nach Papias) in seiner Jugend ein Schüler des Herrn und ein Mitglied der Urgemeinde in Jerusalem war. Dagegen soll nach der Ansicht der genannten Gelehrten der Apostel Johannes frühzeitig von den Juden getötet worden sein. Sie berufen sich zum Beweise dafür auf eine Andeutung bei Markus (10, 39) und auf eine Bemerkung des Papias, die uns erst in neuester Zeit bekannt geworden ist. Nach dieser Annahme würde das vierte Evangelium zum großen Teile seine Bedeutung behalten; es bliebe dann eine wichtige Quelle für die Erkenntnis des Lebens Jesu.

Vielleicht ist das der Hauptgrund dafür, daß die mehr links stehenden Forscher diese neue Wahrheit zwar hören, daß ihnen aber der Glaube daran fehlt. Jedoch auch Gelehrte anderer Richtung wollen von diesem Vermittelungsversuche nichts wissen, zumal es doch fast als sicher angesehen werden kann, daß mit Johannes dem Alten in Ephesus kein anderer als der Apostel dieses Namens gemeint ist. So schreibt Barth (a. a. O. S. 13) folgendes: „Aus Behauptungen des leichtgläubigen Papias Schlüsse ziehen heißt Kartenhäuser bauen und Dunkles mit Dunklerem erhellen; den Apostel Johannes von Kleinasien fernhalten zu wollen, ist ein Verzweiflungstreich, da sich die Aussagen eines Irenäus, Polykrates und Apollonius im 2. Jht. nicht beseitigen lassen; von einem beliebigen alten Jünger hätte sich die kleinasiatische Kirche schwerlich eine so starke Änderung der evangelischen Überlieferung gefallen lassen.“ (Vergl. auch Barth, Einl. in d. N. Test., S. 306 ff.) Mit diesen letzten Worten haben wir zugleich schon ein schwerwiegendes Bedenken gegen die Behauptung angeführt, daß unser Evangelium von dem „großen Unbekannten“ herrühre.

III. Seitdem 1820 der damalige Generalsuperintendent Bretschneider die Echtheit des vierten Evangeliums geleugnet hat, ist der Kampf der Meinungen bis zur Gegenwart nicht zur Ruhe gekommen. Zwar hat Bretschneider später seine Bedenken zurückgenommen, aber andere haben sie mit größerer Entschiedenheit aufrecht zu erhalten gesucht.

Wer soll nun der Verfasser des Evangeliums sein? War es nicht der Apostel Johannes selbst, dann kann es nur ein Schüler, ein begeisterter Verehrer des alten Meisters gewesen sein. Er schrieb die Schrift, so nimmt man weiter an, unter dessen Namen und Autorität im Anfange des 2. Jahrhunderts, und zwar in apologetischer Absicht. Es tat ihm leid, daß Juden und Heiden doch manches Ungünstige über Christus berichten konnten. Dieser hatte in Gethsemane vor dem Tode gezittert (Mark. 14, 33), hatte am Kreuze geklagt, daß Gott ihn verlassen habe, und war mit einem lauten Schrei verschieden (Mark. 15, 37). Die Kirche bedurfte eines Stifters, der höher stand, der nicht ein bloßer Mensch war wie der Täufer,

der sich vielmehr von Anfang bis zu Ende als ein göttliches Wesen fühlte. (So besonders Jülicher.) Andere Forscher wollen in dem Evangelium zugleich die Bekämpfung gnostischer Irrlehren finden. (So schon Wrede, Charakter und Tendenz des Johannesevangeliums, S. 30.) Mit Aufwendung von großer Gelehrsamkeit und Verstandeskraft hat besonders Schmiedel diesen Standpunkt verteidigt, indem er äußerst geschickt alle Gedanken und Erwägungen, die für ihn sprechen, zusammenträgt. Fast restlos scheint danach die Rechnung aufzugehen.

Dennoch wird man behaupten dürfen: Schmiedel hat aus dem Inhalte des Evangeliums seine persönlichen (subjektiven) Schlüsse gezogen und die dazu nötigen Voraussetzungen nach seinem Ermessen konstruiert. Es ist also erklärlich, wenn andere Männer nach ihrem Forschen und Empfinden sich den Inhalt dieser Schrift anders erklären, wenn sie also von andern Voraussetzungen ausgehen und zu andern Schlüssen gelangen.

Überhaupt bietet die Abfassung des Evangeliums durch „einen großen Unbekannten“ immer noch mehr Rätsel und Schwierigkeiten, als man für gewöhnlich zugeben möchte. Was gab einem solchen den Mut, sein Christusbild so abweichend von dem Gesamteindruck der synoptischen Vorlage zu zeichnen, die doch bereits 80—100 Jahre in der Gemeinde bekannt war? Wie schon erwähnt, hätte sich die Christenheit auch kaum von einem beliebigen alten Jünger eine solche Veränderung gefallen lassen. Wenn diesem daran lag, Jesus höher zu heben, so fand sich auch im Rahmen der synoptischen Erzählung Gelegenheit genug dazu. Auch die Wunder, von denen die drei ersten Evangelien berichten, sind doch schon recht staunenswert. Oder Christus konnte als der unerreichte Volksredner und der große religiöse Reformator verherrlicht werden. Man denke an die „Lehre der 12 Apostel“, und man wird anerkennen müssen, daß gerade die Reden und Gedanken Jesu, die in der Bergpredigt zusammengefaßt sind, so hoch bewertet wurden und darum im christlichen Gemeindeleben und im Gottesdienste im regen Gebrauch waren.

Aber wird nicht von allen Forschern heute zugegeben, daß der Johanneische Christus fast ganz dem Philonischen „Logos“ ähnlich ist? Wie kann da der Apostel, der einst den geschicht-

lichen Jesus gekannt hatte, der Verfasser unserer Schrift sein? Das scheint undenkbar. (So u. a. Weizsäcker.) Und doch ist das nicht so unerklärlich. Der Jünger, der einst Zeuge alles dessen gewesen war, was Jesus getan und geredet hatte, mußte, je älter er wurde, um so eifriger auf die Gestalt seines Meisters zurückblicken, um das Geheimnis, das sich ihm hier bot, zu enträtseln; denn auch nach den Synoptikern war Jesus so erhaben, so außerordentlich, daß man ihn nicht begreifen konnte. Da wurde der sinnende Jünger mit der Philonischen Logoslehre bekannt. Nun hatte er die Formel, nach der er suchte; jetzt kam er zur Ruhe. Ja, Jesus war das Mensch gewordene Gotteswort, die Selbstoffenbarung des himmlischen Vaters. Damit hat der Evangelist nicht an die Stelle des geschichtlichen Jesus ein göttliches Wunderbild gestellt, sondern er hat nur das Bild Jesu von Nazareth mit den Strahlen göttlicher Herrlichkeit umrahmt, die er und seine Mitjünger an ihm wahrgenommen hatten. — Wunderbar bleibt nun einmal die Persönlichkeit Christi; sie ragt hoch empor über die größten Heroen der Menschheit. Was diese auch in ihrem Berufs- und Wirkungskreise geleistet haben mögen, die Nachwelt ist doch bald wieder über sie hinausgeeilt, hinauf zu stolzeren Höhen. Dagegen bildet Jesus in sittlich-religiöser Beziehung den Gipfel der Menschheit. Aller Fortschritt auf diesem Gebiete kann uns nur immer tiefer hineinführen in sein Wesen und in das, was er uns gebracht hat.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit dem schärfsten Geschütz zu, das die Gegner der Echtheit des vierten Evangeliums für sich ins Feld führen. Da wird der Inhalt unserer Schrift mit den Synoptikern verglichen, und man kommt zu folgenden Ergebnissen:

1. Über Dauer und Schauplatz der Wirksamkeit Jesu wird von beiden so Verschiedenes erzählt, daß unbedingt der eine Bericht den andern ausschließt.

2. Bei den Synoptikern erscheint Jesus im allgemeinen menschlicher, natürlicher, während man von dem Johanneischen Christus sagen müsse, seine Würde, seine Höhe entferne die Vertraulichkeit; er

wandle fast wie ein Gott unter den Menschen; er sei allmächtig und allwissend; er habe Macht über Leben und Tod und durchschaue die innersten Regungen der Menschen.

3. Man findet bei Johannes zu große Gleichmäßigkeit in der Darstellung, fast ermüdende Eintönigkeit in der Entwicklung der Gespräche und Reden Jesu, eine auffallende Beschränktheit bei denen, die von Christus belehrt werden, und schließlich noch vielfache Unklarheiten, Mißverständnisse und Irrtümer.

Aus naheliegenden Gründen gibt man den drei ersten Evangelien den Vorzug. Von diesem Standpunkte aus haben z. B. Jülicher, Bousset, von Soden, Weinel, Schmiedel und P. W. Schmidt ihre Lebensbeschreibungen Jesu geschrieben.

So entschieden nun auch Gelehrte wie Schmiedel ihre Ansicht vertreten, sind doch immer noch viele Forscher der Ansicht, daß die synoptischen und Johanneischen Angaben zwar anders geartet, aber im Grunde doch vereinbar sind. Wir wollen daher die 3 angeführten Gründe einer kurzen Besprechung unterziehen.

1. Was die Dauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu anbetrifft, so hat sie nach den Synoptikern nicht ganz ein Jahr, nach Johannes länger als zwei Jahre gedauert. Ist das wirklich ein so unüberbrückbarer Gegensatz? Außerdem finden wir sehr häufig, daß Schriftsteller anderer Zeiten gar kein Interesse zeigen für Dinge, die wir gern wissen möchten. Im letzten Kap. der Apostelgesch. wird uns mitgeteilt, daß Paulus 2 Jahre in Rom weilte. Was wurde dann aus ihm? so fragen wir heute. Hätte der Verfasser dieser Schrift das bedacht, er hätte durch eine kurze Bemerkung unsern Gelehrten viel Kopfzerbrechen ersparen können.

Was weiter den Schauplatz der öffentlichen Tätigkeit des Herrn anbetrifft, so ist offenbar von den Synoptikern sein Wirken in Galiläa, von Johannes dasjenige in Judäa ausführlicher geschildert worden. Die beiden Quellen scheinen sich demnach nur zu ergänzen, und der alte Vorwurf, daß wir es hier mit einem scharfen Widerspruche zu tun hätten, wäre damit hinfällig geworden.

Aber wird nicht im geraden Gegensatze zu dem, was Markus (6, 4), Matthäus und Lukas berichten, von Johannes (4, 43 ff.) Judäa als Vaterland Jesu bezeichnet? Dort heißt es: „Nach zwei Tagen zog Jesus (von Samaritanen) nach Galiläa. Denn Jesus selbst hat bezeugt, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nicht geschätzt wird.“ Inwiefern nach dieser Stelle das gar nicht genannte Judäa Jesu Vaterland sein soll, ist wirklich schwer einzusehen. Nennt doch (Joh. 1, 46) Nathanael Christum einen Nazarener, und es ist sicher nicht anzunehmen, Johannes habe 4, 44 vergessen, was er 1, 46 Nathanael in den Mund gelegt hat. Die Stelle ist offenbar so gemeint: Jesus wollte sich auch in Galiläa als den Heiland bezeugen; hier mußte es für ihn fast noch schwerer sein, Anerkennung zu finden, als in Judäa, da man seine einfache Herkunft kannte. Doch die Galiläer nehmen ihn freundlich auf. Der bekannte Vers von dem Propheten, der im Vaterlande nichts gilt, will uns also nicht erklären, warum Christus Judäa (nach Schmiedel „sein Vaterland“) meiden, sondern warum er in Galiläa, seinem Vaterlande, wirken will. Allenfalls kann man an unserer Stelle ein Beispiel dafür finden, daß der vierte Evangelist in seiner ganzen Darstellungsart nicht immer mit peinlicher Ängstlichkeit und kleinlicher Genauigkeit verfährt, sondern daß er vielfach mit einer gewissen Freiheit und Großzügigkeit seinen Stoff behandelt.

2. Wir gehen zu dem Vorwurfe über, der oben an zweiter Stelle gegen Johannes erhoben worden ist. Da ist zuzugeben, daß uns der Christus der ersten drei Evangelien leicht menschlich näher tritt. Wir lieben und bewundern in ihm den warmblütigen Freund der Zöllner und Sünder und aller derer, die mühselig und beladen sind, den gewaltigen Volksredner, der so packend zu sprechen weiß von dem beseligenden, kindlichen Vertrauen zu Gottes Vatergüte, die sich offenbart durch Sonnenschein und Regen, durch der Lilien Pracht und der Vögelin Sorglosigkeit, durch alle frohen und auch strafenden Führungen und Geschehe.

Doch lebt auch in der Erinnerung des Johannes Christus durchaus nicht als Gott, sondern als Mensch. Als solchen bezeichnet er sich selbst (8, 40), und so wird er von den Samaritanern (4, 29), von den Dienern der Hohenpriester und Phari-

säer (7, 46) und von Pilatus (19, 5) genannt. Er redet nur, was ihm der Vater gelehrt hat (8, 28); er kann nichts von sich selber tun (5, 19, 30), sondern ist in seinem ganzen Wirken von Gott abhängig (4, 34; 6, 38; 8, 29); auch ist er menschlichen Bedürfnissen und irdischer Schwachheit unterworfen; ermüdet setzt er sich am Jakobsbrunnen nieder (4, 6), und am Kreuze wird er vom Durste gequält (19, 28); seinen Hunger kann er freilich einmal vergessen, wenn es gilt, eine Seele für Gott zu gewinnen. Mit heiliger Entrüstung tritt er den Geldmäklern im Tempel entgegen (2, 14 ff); jedoch am Grabe des Lazarus weint er stille Tränen (11, 35). Seine Seele ist erschüttert vor seinem Leiden. Das klingt deutlich heraus aus seinen Abschiedsreden (Kap. 14—17). Als er dem Tode entgegengeht, zeigt er sich besorgt um die Jünger, die nun bald verlassen sein werden. Da muß er denn die Seinen, die er gehegt und behütet hat, auf den himmlischen Vater verweisen. Zwar hat man versucht, manche der angeführten Stellen zu entwerten; trotzdem wird das Paulinische Wort: „Christus war wie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden,“ auch von dem Johanneischen Jesus gelten müssen.

Im Gegensatze dazu ist zu betonen, daß auch der Christus der Synoptiker oft eine unbeschreibliche Hoheit in seinem Wesen und Auftreten zeigt. Ganze Seiten ließen sich anfüllen, wollte man hierauf näher eingehen. (Vergl. Barth, *Bibl. Zeit- und Streitfragen* I, 4, S. 16—19.)

Wenn aber wirklich der vierte Evangelist sein Jesusbild etwas anders gestaltet hätte als die Synoptiker, wäre es so unerklärlich? Machen wir nicht auch bei den Großen dieser Erde die Erfahrung, daß sie dem Auge des Forschers gar viele Seiten darbieten? Wie verschieden sind ein Luther, ein Goethe, ein Bismarck dargestellt worden, und zwar nicht etwa nur von Freund und Feind, sondern auch von ihren Anhängern und begeisterten Verehrern! Wie verschieden ist die Charakterzeichnung, die Xenophon von Sokrates entwirft, von der Art, wie Plato seinen verehrten Meister geschildert hat! Mit größerem Nachdruck als früher ist seit mehr als einem Menschenalter auf den hohen Wert bedeutender Persönlichkeiten hingewiesen und gezeigt worden, wie sie auf uns zu wirken vermögen, wie sie

in uns Erkenntnisse hervorrufen, Empfindungen wecken und den Willen stärken, wie sie überhaupt imstande sind, mit ihrem göttlichen Funken ein heiliges Feuer in uns anzuzünden. Diese Erkenntnis hat überall bahnbrechend gewirkt, auf dem Gebiete der Unterrichtslehre, der Geschichtsforschung, der Theologie. Wir wissen heute, daß sich Gott nicht durch tote Papiere und modrige Buchstaben der Welt offenbart hat und offenbaren will, sondern durch lebensvolle Persönlichkeiten, die sich vom Vater im Himmel ergreifen lassen und ihr Leben in seinem Dienste für die Mitmenschen hinopfern. Solche Gottesmänner sehen wir vornehmlich in den alttestamentlichen Propheten. Durch derartige Glaubenshelden gibt uns Gott Anschauungsunterricht, daß er lebt und waltet jetzt wie in den Tagen der Vorzeit. Wer wollte sich aber rühmen, so bedeutende Persönlichkeiten ganz begreifen zu können? Man darf sie eben nicht mit dem Durchschnittsmaße messen. Man wird zugeben müssen, daß uns hier zuweilen etwas Geheimnisvolles begegnet, etwas Unergründliches, Rätselhaftes, scheinbar Widerspruchsvolles. Wir werden dann nicht immer sofort dasjenige, was wir nicht verstehen, als Krankheit oder ungeschichtliche Erfindung verurteilen, „weil uns gerade im Unberechenbaren, Unnachahmlichen das Große und Erhabene entgegenleuchtet.“ (Barth. Vergl. auch Boehmer, Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 46. S. 11.) Was wir nun den großen Männern des Alten Bundes, was wir einem Mohammed oder Goethe oder Napoleon, was wir einem Paulus zubilligen, sollten wir das einem Johannes oder gar Jesu selbst versagen? Es ist also durchaus erklärlich, daß die Synoptiker und Johannes den Heiland anders schildern, daß jeder an ihm die Züge hervorhebt, die er am höchsten bewertet und am besten versteht, die ihm „kongenial“ sind. So hat auch jeder Forscher das Recht, prüfend hineinzublicken in das geheimnisvolle Wesen Christi und die einzelnen Seiten seiner reichen Persönlichkeit staunend und sinnend zu betrachten. Aber es ist niemand erlaubt, einen einseitigen Jesus, wie er sich ihn nach seinem persönlichen (subjektiven) Ermessen und Empfinden und nach seinem besonderen Studien- und Entwicklungsgänge zurechtgelegt hat, als den einzig wahren und geschichtlichen der Welt aufdrängen zu wollen. Solche subjektiv gefärbten Jesusgestalten

haben die letzten 70—80 Jahre in großer Zahl gebracht. Doch die Verfasser dieser Lebensbeschreibungen haben alle neben das Ziel getroffen; denn die Persönlichkeit Christi erweist sich immer wieder als zu weit und zu groß. Darum kann jeder Bearbeiter seines Lebens wohl einzelne Eigentümlichkeiten an ihr hervorheben, aber er malt nicht naturgetreu, wenn er glaubt, andere Züge, die ihm weniger verständlich, ja vielleicht unsympathisch sind, weglassen zu dürfen.

Es wird also wohl dabei bleiben: den Synoptikern soll ihr Wert nicht geschmälert werden; aber auch dem vierten Evangelisten wird man die Beachtung, die ihm gebührt, nicht versagen dürfen.

3. Noch ist eine Reihe von Vorwürfen zu besprechen, die oben an dritter Stelle angeführt sind. Manche davon sind nicht unberechtigt. Die Streitreden in Kap. 7 und 8 berühren uns fast peinlich, und die Ausdrucksweise und die Satzbildung zeigen überall große Gleichmäßigkeit. Damit erhält aber auch der Stil etwas Feierliches; diesem Eindruck kann sich so leicht niemand entziehen. Vielleicht spürt man hier etwas von der Wahrheit des Lessingschen Satzes, daß in der größten Einfachheit oft die höchste Schönheit liege. Außerdem ist doch auch zuzugeben, daß der Verfasser recht anschaulich und packend zu schildern weiß. Man lese nur die Begebenheiten vor der Auferweckung des Lazarus und nach der Heilung des Blindgeborenen (Kap. 11 u. 9). Wie abwechslungsreich und naturwahr verläuft das Gespräch mit der Samariterin! (Kap. 4.) Da können wir deutlich Einleitung, Erregung der Spannung, Steigerung, Höhepunkt, versöhnenden Schluß unterscheiden. Oft zeigen die Geschichten feine psychologische Beobachtung. Wie geschickt weiß die Samariterin dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, als es eine für sie unangenehme Bahn einzuschlagen beginnt! (4, 18 ff.). Daß diese Frau sich so schnell bekehrt, darf uns nicht wundern. Sie hatte offenbar bis jetzt das Leben genossen, wie es war, und genossen, was sich bot. Für sie gab es keinen festen, mühsam erworbenen inneren Besitz, den sie zu verteidigen gehabt hätte. Aber ohne Kampf war auch bei ihr kein Sieg. Vielleicht schämte sie sich schon lange ihrer Laster. Warum kam sie mittags zum Brunnen und nicht abends, wie die andern Frauen?

Scheute sie etwa die höhrenden Bemerkungen ihrer „guten Freundinnen“ und „getreuen Nachbarinnen“? Als nun Jesus in ihr Leben trat, da wurde es ihr möglich, sich aus Sünde und Schande zum Licht emporzurichten.

Viel länger dauert es bei Nikodemus, ehe er sich Christus offen zuwendet. Dem gereiften, durch seine wissenschaftliche Beschäftigung und durch den Verkehr mit den Standes- und Parteigenossen gefestigten Manne wird es schwer, das aufzugeben, was er sich erst allmählich erarbeitet und was ihm bisher Befriedigung gebracht hat. Übrigens hat gerade er die Ungunst der Forscher erregt. Man findet ihn „schemenhaft“, farblos, und was man sonst noch an ihm auszusetzen weiß. Doch offenbar hat ihm Johannes bestimmende Merkmale in genügender Zahl beigelegt. Sehen wir uns daraufhin den Anfang des dritten Kapitels an. Danach war Nikodemus ein Pharisäer, aber auch „ein Mensch“, der sich nicht immer nur in den ausgetretenen Gleisen hielt; denn den Ausdruck, „es war aber ein Mensch unter den Pharisäern,“ dürfte der Evangelist schwerlich ohne Absicht hinzugefügt haben. Nikodemus wird weiter bezeichnet als ein Mitglied des Hohen Rates, als ein (berühmter) Lehrer und ein auf sein Wissen stolzer Gelehrter, zugleich aber auch als ein frommer Mann, ein Gottsucher. Daß er noch auf seine Freunde Rücksicht nimmt und sich vor der öffentlichen Meinung scheut, darf man ihm nicht allzu sehr übelnehmen. Ob übrigens der Ausdruck „bei Nacht“ soviel heißt als „aus Furcht vor den Juden“, ist wohl noch zweifelhaft trotz 19, 38 ff. Jedermann weiß heutzutage, daß im warmen Süden erst in den kühleren Abend- und Nachtstunden sich das Leben im Freien entwickelt, und spielende Kinder sind selbst nachts um die zwölfte Stunde auf der Straße keine Seltenheit. Allerdings kann es auch in Palästina während der Wintermonate in der Nacht empfindlich kalt sein. (18, 25.) Leider wissen wir nicht genau, in welcher Jahreszeit das Gespräch mit Nikodemus stattfand. (2, 20 wird das Passahfest erwähnt; 4, 35 mochte es schon wieder November sein.) Diesen angesehenen Israeliten hat man nun oft für recht beschränkt gehalten, da er Jesu schlichtes Wort von der neuen Geburt (3, 3) nicht verstehe. Er wäre, so behauptet man dann weiter, nicht klüger wie die Samariterin, die auch nicht einsehen könne, daß Jesus mit dem

„lebendigen“ Wasser die Kraft des neuen Geistes meine. Zugleich findet man dann noch an diesen Stellen Eintönigkeit und Mangel an Abwechslung. Daß die Samariterin, diese einfache, ungebildete Frau aus dem Volke, nicht sofort imstande ist, den Sinn der bildlichen Worte des Herrn zu begreifen, ist erklärlich. Darin liegt aber noch kein Beweis dafür, daß man auch den Ratsherrn Nikodemus als ganz unfähig ansehen müsse. Wenn Christus (3, 3) verlangt, daß man „von neuem“ (nach Luthers Übersetzung) geboren werden müsse, so ist zu bemerken, daß das betreffende Wort zwei Bedeutungen hat, nämlich „von vorn, von neuem“, und „von oben her“. Wenn nun Nikodemus dem Herrn antwortet, es könne niemand, der alt geworden sei, noch einmal als Kind leiblich geboren werden, so meint er offenbar folgendes: Der Ausdruck, den du, Rabbi, in dieser Wendung gebraucht hast, wird hier nicht heißen: „von neuem“, „noch einmal“; das ist unmöglich. Da bleibt also nur die andere Bedeutung übrig, nämlich „von oben her“, aus Gottes Geist. Das wird ihm denn auch von Christus bestätigt und weiter erklärt (3, 5 ff.).

Übrigens wird man zugeben können, daß Nikodemus und die Samariterin, die Machthaber im Tempel (2, 18 ff.) und die Galiläer (4, 45 ff.) im Sinne des Evangelisten bedeutsame Figuren sind, die nicht nur einzelne Leute, sondern ganze Lebensrichtungen darstellen; aber sie sind nicht nach einer Schablone gezeichnet; sie haben Leben in sich, sind Fleisch und Blut. (Schlatter.)

Das Nikodemusgespräch gibt noch zu einer andern Bemerkung Veranlassung. Was Jesus zu Nikodemus sagt, erfordert, wenn wir es lesen, nur wenige Augenblicke. Wir haben es mit einer freien summarischen Zusammenfassung dessen zu tun, was in jener Nacht zwischen den beiden Männern verhandelt worden ist. Daher ist der Anteil, den Johannes an den von ihm mitgeteilten Reden Jesu hat, zweifellos geringer als etwa der des Matthäus an der Bergpredigt (Matth. 5—7). Trotzdem dürfen wir annehmen, daß der Evangelist auch in seinen eigenen Worten nicht seine Weisheit gibt, sondern das, was er vom Herrn empfangen hat; denn zum Glauben an ihn, den göttlichen Meister, will er uns ja führen.

Endlich noch ein kurzes Wort zu den vermeintlichen Mißverständnissen, Irrtümern und Unklarheiten. Wenn Maria zu den Dienern (2, 5) spricht: „was er euch saget, das tut,“ so findet man, sie erwarte ein Wunder von Jesus, während er doch bis dahin noch gar keins getan hat (2, 11). Das Wort kann aber auch ganz anders gemeint sein. Offenbar richtet Maria an die Dienstleute die Aufforderung, jeden Befehl Christi pünktlich zu befolgen; denn sie hat zu ihrem Sohne das feste Vertrauen, daß er der augenblicklichen Verlegenheit bald abhelfen werde. Man braucht deshalb noch nicht jene Diener mit den heutigen Hotelbediensteten im Orient auf dieselbe Stufe zu stellen, die von vielen Reisenden als ganz besonders unzuverlässig und träge geschildert werden und die dem anfeuernden „rasch! rasch!“ ihrer Herren meist nur ihr „sachte! sachte!“ entgegenstellen.

Joh. 18, 13 wird Kaiphas Hoherpriester „dieses Jahres“ genannt. „Da sieht man“, sagt Schmiedel, „wie wenig der Evangelist mit den bestehenden Einrichtungen Palästinas vertraut ist. Als ob für jedes Jahr ein anderer zum Hohenpriester gewählt werden müßte!“ Gewiß, der obige Ausdruck ist mindestens ungenau, nicht deutlich genug. Doch ähnliche Verstöße und Ungenauigkeiten sind schon den größten Stilisten widerfahren. Es ist bereits erwähnt worden, daß sich in der Offenbarung viel mehr und noch ganz andere sprachliche Fehler finden. Übrigens könnte ja die obige Stelle auch heißen: er war der Hohepriester dieses denkwürdigen Jahres. (So schon Bengel.) Jedenfalls ist es ganz unberechtigt, besonders um dieser Worte willen zu behaupten, der Verfasser des Evangeliums könne kein Zeitgenosse Jesu sein.

Recht ungünstig wird auch der Johanneische Pilatus (z. B. von Wrede) beurteilt. Er soll gar keinen eignen Willen haben und sich so benehmen, wie sich eben ein römischer Landpfleger nicht benahm. Doch liegt die Sache wohl so: Pilatus hatte dem Teufel den kleinen Finger gegeben, und jetzt ließ dieser die ganze Hand nicht mehr los. Eine Anklage in Rom wollte dieser Mann, wie es scheint, durchaus vermeiden; denn dort herrschten schon lange nicht mehr die Senatoren, die wohl bei gewissen Vergehungen bereitwillig ein Auge zugeedrückt hatten, weil sie einen Parteigenossen schonen wollten, — man

denke an Katilina und an Krassus und Cäsar, — oder weil sie selbst nicht rein in ihrem Gewissen waren. Jetzt war Tiberius Kaiser, der besonders tüchtig war auf dem Gebiete der Verwaltung, der Provinzen Vater, der Großen des Reiches Erzstiefvater. Sein grimmer Argwohn wuchs, wie aus Tacitus bekannt ist, besonders im letzten Abschnitte seines Lebens immer mehr. Daß ein Pilatus vor dem „greisen Tiger“ Furcht hatte, ist erklärlich. Dieser Römer wußte gewiß, was er wollte, aber er wußte ebenso gut, was er nicht wollte, und auch die ersten drei Evangelien lassen deutlich genug erkennen, daß er erst nach längerem Drängen den Juden nachgab.

Fast wie ein Zweikampf, wie ein Ringen von zwei zähen Gegnern erscheint uns die Verhandlung zwischen den Juden und Pilatus, und wir erwarten den Ausgang mit lebhafter innerer Beteiligung; gern zollen wir der geschickten Darstellung des Johannes Beifall. Da ist es denn um so auffallender, daß dieser Mann oft in Dingen, die er für nebensächlich hält, eine weitgehende Nachlässigkeit zur Schau trägt. In 6, 3 geht Jesus auf einen Berg, ebenso in 6, 15, und doch ist nichts davon gesagt worden, daß er unterdessen herabgestiegen wäre. Johannes scheint in dieser Beziehung dem großen Shakespeare zu gleichen. Aber unser Lessing sieht mit Recht in dieser Eigentümlichkeit des britischen Dichters keinen tadelnswerten Fehler, sondern gerade ein Zeichen des Genies, das es nicht nötig hat, auf Kleinigkeiten zu achten.

Doch es sei genug der Worte. Wir eilen zum Schlusse, obgleich noch vieles über das Evangelium zu berichten wäre; manche Fragen sind ganz übergangen, manche nur angedeutet worden. Wir hatten uns nur zur Aufgabe gestellt, einen Einblick in diesen wichtigen Teil der theologischen Arbeit unserer Zeit und in den Streit der Meinungen zu geben. Vor allem wollten wir zeigen, daß der Schritt vom synoptischen Christus zum Johanneischen wirklich nicht so groß ist, wie man uns vielfach glauben machen will. Demnach behält auch das vierte Evangelium, das wir für ein Werk des Apostels Johannes zu halten berechtigt sind, seine Bedeutung als einer wichtigen Quelle zur Erkenntnis des Lebens Jesu. Ganz ohne Fehler und Irrtümer sind freilich weder die Synoptiker noch Johannes. Aber wir dürfen über dem, was zur menschlichen Schwachheit

der biblischen Schriftsteller zu rechnen ist, nicht das Große unberücksichtigt lassen, was ihnen gegeben war. Ist es nicht fast ein Wunder, daß ein so helles und reines Bild in der Seele der Apostel entstand und sich in der Gemeinde forterhielt bis in unsere Zeit und daß dies Bild für Millionen von Christen ein Leitstern und ein Hoffnungsstern geblieben ist? Denn was wir von dem großen Nazarener erforscht haben und wissen, genügt uns durchaus, um unserm Gemüte den Frieden zu geben. Aber unser Verstand, der ja auch ein Geschenk ist aus Gottes Hand, kann sich mit dem erreichten Ziele nicht zufrieden geben; er darf nicht rasten noch ruhen; unermüdlich muß er forschend weiter vorzudringen suchen, um ein Stück nach dem andern von dem Dunkel zu erhellen, das uns überall an den Grenzen unserer Erkenntnis noch umlagert.



Die vierte pythische Ode Pindars.

Von Professor Dr. Eduard Lohan.

Die Gesänge Pindars gehören zu denjenigen Dichtungen, die gelobt, aber wenig gelesen werden. Es liegt dies zum Teil an der Schwierigkeit seiner überaus bilderreichen Sprache, zum Teil an unserer mangelhaften Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, auf die der Dichter anspielt. Es bedarf einer tiefer gehenden Forschung, um die Schätze zu heben, die in den Oden Pindars vergraben liegen. Wenn ich im folgenden versuche, den Gehalt einer der hervorragendsten wiederzugeben, so soll dem Kenner nichts Neues geboten, wohl aber einem weiteren Kreise die Schönheit der pindarischen Dichtung an einem Beispiele dargestellt werden, soweit es hier auf prosaischem Wege möglich ist. Friederichs nennt die vierte pythische Ode „die Krone aller pindarischen Poesie“. Den leuchtenden Glanz dieser Krone zu zeigen soll nun meine Aufgabe sein.

Der Dichter hat die vierte pythische Ode gesungen, um den Sieg zu verherrlichen, den Arkesilaos, der König von Kyrene, im Jahre 466 v. Chr. G. mit dem Wagen in den pythischen Wettspielen davontrug.

Er beginnt mit einem Anruf der Muse. Sie soll im Festeszuge auftreten, den der König zur Feier des Sieges veranstaltet. Der Huld der pythischen Gottheiten, Apollon und Artemis, ist in erster Linie der Sieg zu danken; ihnen gelten also die ersten Töne der Leier, die über die Festesversammlung hinschweben. Pytho (Delphi) hat aber für Arkesilaos und sein Geschlecht noch eine besondere Bedeutung. Dort, im Tempel zu Delphi, wo rechts und links vom Dreifuß der Priesterin die goldenen Adler sitzen, die einst Zeus von den entgegengesetzten

Enden der Erde aussandte, und die an diesem Orte als dem Mittelpunkte der Erde zusammentrafen, da enthüllte derselbe pythische Gott durch den Mund der Priesterin dem Stammvater des kyrenäischen Königsgeschlechtes seine erhabene Bestimmung. Battos wurde dort die frohe Kunde, daß er berufen sei, auf fruchtbarer Höhe Libyens eine Stadt zu gründen, deren Bürger im Wagenlenken sich Ruhm erwerben würden. Aber in noch fernere Vergangenheit trägt der Dichter auf des Liedes Fittichen seine Hörer. Er entrollt vor unseren Augen ein glänzendes Bild aus der Geschichte des Geschlechts. Damals — es war auf der Rückkehr vom Argonautenzuge — weisagte ein sterblicher Mund die großartige Zukunft des Geschlechts. Keine Geringere als die berühmte Medea rief, des Gottes voll, den Göttersöhnen, den Schiffsgenossen des Lanzenchwingers Jason, auf Thera zu: „Höret, ihr Helden- und Göttersöhne, von diesem meerumspülten Eilande aus wird in Libyen des Epaphos Tochter auf Zeus Ammons heiligem Grunde die Wurzeln vieler Städte pflanzen, in denen glückliche Bürger wohnen werden. Gegen kurzbeschwingte Delphine werden sie schnelle Rosse eintauschen, gegen Ruder Zügel, und schnellfahrende Wagen werden sie lenken.“ Medea zeigt nun, wie wunderbar es sich fügte, daß Thera die Mutter Kyrenes werden kann: Auf der Rückkehr von Kolchis' Strande hatten die Argonauten, dem Ozean entstiegen, zwölf Tage ihr Schiff durch die öde Wüste auf dem Rücken getragen, waren dann über den See Triton gefahren und standen eben im Begriff, wieder ins offene Meer zu segeln, als dem Steuermann, dem Poseidonssohne Euphemos sein Vater in der Gestalt eines ehrwürdigen Mannes eine Scholle bot zum Zeichen der einstigen Herrschaft seines Geschlechts über Libyen. „Euphemos sprang vom Bug des Schiffes an den Strand und empfing unter glückverheißendem Donner des Kroniden Zeus das wertvolle Gastgeschenk. Die freundliche Einladung zum Gastmahl mußte ausgeschlagen werden, da die Zeit drängte. Leider wurde die Scholle der Obhut nachlässiger Diener anvertraut; sie wurde am Abend von den salzigen Fluten vom Verdeck gespült und an den Strand dieser Insel geworfen, von wo aus erst nach 17 Menschengeschlechtern Kyrene gegründet werden wird, nachdem auf Lemnos (auf der weiteren Argonautenheimkehr)

Euphemos ein Sohn geboren sein wird, dessen Nachkommen die Väter im Peloponnes suchen und von dort nach Thera unter Anführung eines Helden gelangen werden, dem Apollon seine hohe Bestimmung beim Betreten seines Tempels weissagen wird.“ So führt der Dichter uns wieder zu Battos zurück, dessen Name am Eingange des Liedes wirkungsvoll ertönte, wieder in die heilige Halle des delphischen Tempels. Aber der Dichter wiederholt nicht bloß, sondern er fügt einige charakteristische Züge hinzu. Wir erfahren, daß Battos zum Gotte ging, um von seinem Stammeln geheilt zu werden, daß aber zu seinem Staunen die Priesterin ihn mit dreimaligem Heilruf begrüßte und zum König von Kyrene ausrief. In einem herrlichen Bilde stellt der Dichter die Erfüllung der Weissagung uns vor Augen: Battos wird der Stamm des kyrenäischen Geschlechts. Wie im Frühling machtvoll der Saft in den Bäumen emporsteigt und bunte Blumen sprießen, so gedeiht das Geschlecht des Battos fort und fort. Arkesilaos ist der achte Zweig, den der Stamm getrieben hat.

Wir sind bei der Gegenwart angelangt. Nach kurzer Hindeutung auf des Königs Ruhm schweift des Dichters lebhaft Phantasie wieder zurück in die ferne Vergangenheit, um ein großartiges Gemälde vom Argonautenzuge zu entwerfen, dem er bereits die Medeaepisode entlehnt hat. Jetzt holt er weit aus, um in breitem Rahmen zu schildern, wie die Wurzel des Königsgeschlechts von Kyrene gepflanzt wurde. Er hebt die Feier des Wagensieges aus der Enge der gegenwärtigen Tage heraus, er schafft einen weiten Horizont und ermöglicht es dadurch zu sehen, wie von Anfang an durch der Zeiten Lauf das wurde, was zu feiern er berufen ist. In dem Argonautengedicht, das er nun singt, spielt Jason die Hauptrolle; und es liegt nahe, die Person des Jason in nahe Beziehung zum Hauptgegenstande des Liedes zu setzen, etwa in Jason ein Vorbild für Arkesilaos oder in Jason die Züge des im Leben des Arkesilaos und im Schlußteile der Ode eine wichtige Rolle spielenden Demophilos zu sehen. Doch keine der in dieser Richtung versuchten Deutungen hat zu einem allgemein anerkannten Ergebnisse geführt. Es muß uns für die Rettung der Einheit des Ganzen genügen, daß der Dichter sagt, des Arkesilaos Glanz könnte nicht strahlen, wenn nicht dereinst

Euphemos mit den andern Argonauten nach dem goldenen Vließe gefahren wäre. Stolz mußte Arkesilaos sein, daß das Lied von seinem Ruhme einen solchen Hintergrund erhalten konnte.

Zwei Sätze enthalten das Thema des Argonautenliedes: „Welche Ursache führte zur verwegenen Fahrt? Welche Gefahr band die Helden fest mit den eisernen Nägeln der Gewalt?“ Die erste Frage beantwortet der Dichter sofort dahin, daß „es göttliche Bestimmung war, daß Pelias durch die Arme oder durch die unentrinnbare List der erlauchten Aeolier (des Geschlechtes Jasons) starb“.

Und nun beginnt der Dichter in epischer Breite zu erzählen: „Pelias, dem Könige von Jolkos, durchbohrte in Delphi, am Nabel der schönbewaldeten Mutter Erde, der schauerliche Spruch das Herz: „Hüte dich sorgsam vor dem Einschuh, der einst von den steilen Höhen in die sonnigen Gefilde der schönen Stadt Jolkos herabkommen wird.“ Und siehe da! Als die Zeit gekommen war, da erschien wirklich mit zwei Speeren in der Hand ein gewaltiger Mann. Ein doppeltes Gewand umhüllte seine stattlichen Glieder: ein magnesisches, das sich dem Leibe eng anschmiegte, und ein Pantherfell, das vor Sturm und Wetter schützte. Strahlende Locken, die noch keine Schere gemäht hatte, flossen ihm über den Rücken hinab. Unerschrocken und rasch schritt er auf den Markt der Stadt, angestaunt und umdrängt vom Volke. Die Leute tauschten ihre Meinungen darüber aus, wer der Unbekannte sein könne. Viele hielten ihn für einen Gott; mochte es nun Apollon oder Ares sein. Andere dachten an die Heroen Otos und Ephialtes, Iphimedeias Söhne; aber die lägen doch schon im schönen Naxos tot; andere an Tityos; doch den habe ja der Artemis schnelles Geschoß ereilt, das sie aus unüberwindlichem Köcher schnellte, damit niemand unerlaubte Liebe zu genießen wünsche. So sprach einer zum andern. Da kam Pelias auf glänzendem Maultiergespann in gestrecktem Laufe herangefahren. Sofort war er starr vor Staunen, als er den wohlbekanntnen Schuh nur am rechten Fuße erblickte. Doch er verschloß seinen Schreck in seinem Innern und sprach zu ihm: „Aus welchem Lande rühmst du dich zu stammen? Welcher erdgeborene Mensch hat dich aus dem dunkeln Schoß der Erde ans Licht gebracht? Sage mir deine Herkunft, ohne sie mit verhaßten Lügen zu

beflecken.“ Jason antwortete mutig, aber freundlich: „Ich erfreue mich der Erziehung durch Cheiron, denn aus seiner Grotte kehre ich zurück von Chariklo und Philyra, den keuschen Töchtern des Kentauren, die mich aufzogen. Zwanzig Jahre bin ich alt geworden; aber durch kein unziemliches Wort, durch keine unziemliche Tat habe ich mich an ihnen versündigt. Und jetzt bin ich in meine Heimat zurückgekehrt, um die alte Herrscherwürde meines Vaters wiederzugewinnen, die einst Zeus dem Völkerhirten Aeolos und seinen Nachkommen verlieh und die jetzt in unrechtmäßigem Besitz ist. Denn ich höre, daß Pelias diese voller Gier mit Gewalt meinen thronberechtigten Eltern geraubt hat. Diese schafften mich, sobald ich das Licht der Welt erblickte, aus Furcht vor dem Übermut des gewalttätigen Herrschers, düstere Trauer im Hause veranstaltend, als wäre das Kind gestorben, unter dem Klagegeheul der Weiber in Purpurwindeln heimlich im Bunde mit der Nacht hinweg, und übergaben mich dem Kroniden Cheiron zur Erziehung. So, nun wißt ihr, liebe Mitbürger, die Hauptsache. Weiset mir nun deutlich den Palast meiner mit Schimmeln fahrenden Väter! Denn als Aesons Sohn in diesem Lande geboren, betrete ich nicht fremden Boden. Der göttliche Centaure nannte mich Jason.“ So sprach er. Als er in den Palast trat, erkannten ihn die Augen seines Vaters. Von seinen greisen Wimpern tropften ihm die Tränen herab, freute er sich doch von Herzen über den Anblick seines herrlichen Sohnes, des schönsten der Männer. Aber auch des Vaters Brüder kamen zu ihm herbeigeeilt, als sie von ihm hörten: Pheres kam herbei von der hypereischen Quelle, aus Messana Amythan. Schnell erschienen auch Admatas und Melampos, um ihren Vetter zu begrüßen. Mit freundlichen Worten lud Jason sie zum Mahle ein. Er bewirtete sie reichlich und dehnte das Freudenfest weit aus, in fünf Tagen und Nächten hintereinander die heilige Blume des Frohsinns pflückend. Doch am sechsten Tage lenkte er das Gespräch auf ernste Dinge und setzte seinen Verwandten seinen Plan gründlich auseinander. Sie billigten ihn, und plötzlich sprang er mit ihnen vom Lager auf. Sie gingen zum Palaste des Pelias, stürmten hinein und stellten sich auf. Als er von ihnen hörte, trat vor sie hin der schöngelockten Tyro Sohn. Doch mit sanfter Stimme milde Worte ihm ins Herz träufelnd,

stimmte Jason ihn von vornherein günstig für seine kluge Rede. Er begann: „Sohn Poseidons des Felsenspalters, zwar sind die Sterblichen schnell bereit, dem Rechte unredliches Gut vorzuziehen, wenn auf den Genuß auch bitterer Nachgeschmack folgt. Doch ich und du, wir müssen unsere Leidenschaften zügeln und so uns unser künftiges Glück bauen. Nachdem ein Schoß unsere Großväter Kretheus und Salmoneus geboren, schauen wir heute das goldene Licht der Sonne. Die Schicksalschwestern wenden sich ab, wenn Zwietracht zwischen Verwandten entsteht, so daß die Scham verloren geht. Uns geziemt es nicht, mit ehernen Schwertern oder mit Speeren um der Ahnen hohe Würde zu kämpfen. Laß ich dir doch gern die Schafe, die bräunlichen Rinderherden und alle Felder, die du meinen Eltern zur Vergrößerung deines Reichtums geraubt hast; und ich kümmere mich nicht darum, daß dies deinen Besitz mehrt. Aber das Scepter der Herrschaft und den Thron, auf dem einst des Kretheus Sohn das Recht abwog: das gib gutwillig heraus, damit kein größeres Unheil für uns daraus entstehe.“ So sprach Jason. Mit Ruhe sprach auch Pelias zu ihm: „Ich bin damit einverstanden. Doch schon umfängt mich das Alter, in dir aber schwillt eben auf der Jugend Blüte. Du kannst uns vom Groll der unteren Götter befreien; denn es mahnt uns Phrixos, zum Lande des Aietes zu gehen, seinen Schatten heimzuführen und des Widders wolliges Vließ zu entfernen, auf dem er einst aus dem Meere und der Stiefmutter frevelhaften Schlingen sich rettete. Dies zeigt mir ein wunderbarer Traum an. Ich habe das Orakel an Kastalias Quell befragt, ob er etwas zu bedeuten habe. Und es heißt mich schleunigst die Seele (des Phrixos) mit einem Schiff heimholen. Dieses Werk vollbringe nun willig; und ich schwöre dir, ich will dir die Herrschaft und die Krone lassen. Gewaltiger Zeuge meines Eids möge uns Zeus, der Stammvater unseres Geschlechts, sein.“ Mit dieser Vereinbarung einverstanden schieden sie voneinander. Schon sandte Jason selbst Herolde aus, um überall zu verkünden, daß die Fahrt stattfinde.“ — Pindar nennt nun Namen und Eigenschaften der Helden, die herbeieilten, um an der Fahrt teilzunehmen. Darunter erscheint auch Euphemos, der Ahnherr des Geschlechtes des Arkesilaos. — „Das hinreißende süße Verlangen nach dem

Schiff Argo entzündete in den Halbgöttern Hera, so daß keiner, das Leben gefahrlos verbrütend, bei der Mutter zurückblieb, sondern auch auf Todesgefahr hin mit seinen Altersgenossen sich den schönsten Ruhm der Tapferkeit suchte. Als nun die Blüte der Schiffsleute nach Jolkos hinabgestiegen war, musterte Jason sie und lobte alle. Und der Seher Mopsos verkündete Glück aus Vogelflug und heiligen Losen und hieß froh die Schar einsteigen. Als sie die Anker oben am Bug aufgehängt hatten, nahm der Führer am Steuer eine goldene Schale in die Hand und rief zum blitzeschleudernden Zeus, dem Vater der Himmlischen, und zur fortreißenden Gewalt der Wogen und der Stürme um heitere Tage und Nächte, um günstige Meeresspfade und eine frohe Heimkehr. Aus den Wolken antwortete ihm glückverheißender Donner, und leuchtend fuhren Blitzestrahlen herab. Aufatmeten da die Helden im Vertrauen auf Gottes Zeichen. Der Seher aber gebot ihnen sich in die Ruder zu legen, süße Hoffnungen in ihnen weckend. Mit flinken Händen wurde unermüdlich gerudert. Und mit den Südwinden fuhren sie bis an die Mündung des Axeinos (des Schwarzen Meeres). Dort weihten sie dem Meerbeherrscher Poseidon einen heiligen Bezirk; eine bräunliche Herde thrakischer Rinder war da und eine aus Steinen neuerbaute Altarplatte. Ehe sie zur abgrundtiefen Gefahr eilten, flehten sie zum Herrn der Schiffe, er möge ihnen helfen, dem unüberwindlichen Zusammenstoß der zusammenschlagenden Felsen zu entrinnen. Es waren lebende Wesen, sie rollten schneller heran als der dumpftosenden Stürme Scharen. Aber jetzt brachte jene Fahrt der Halbgötter ihnen den Tod. Dann kamen sie nach Phasis; dort maßen sie ihre Kräfte mit den dunkelfarbigem Kolchern und dem erlauchten Aietes selbst. Und die Göttin der Liebe, die Herrin der schnellsten Geschosse, brachte da zuerst den Menschen vom Olymp jenen buntgefiederten Wendehals, den Vogel, der auf vierspeichigem Rade ausgespannt durch Drehen Liebesraserei erweckte, und lehrte Jason, den klugen Sohn des Aeson, Zaubersprüche, damit Medea die Scheu vor den Eltern genommen werde und die Sehnsucht nach Hellas ihr von Liebe zu Jason brennendes Herz mit der Geißel der Überredung aufpeitschte. Und bald zeigte sie, wie die von Aietes aufgegebenen Kämpfe zu bestehen seien, und gab ihm mit Öl gemischte Mittel

gegen die grausamen Schmerzen, sich damit zu salben. Sie gelobten sich zum süßen Ehebunde zu vereinen. Aber als Aietes, von den Helden umgeben, den stählernen Pflug in den Boden gesetzt und die Stiere herbeigeführt hatte, die aus bräunlichen Kinnladen Flammen lodernden Feuers aushauchten und mit ehernen Hufen im Wechseltritt über den Boden hinarasselten, spannte er sie allein ein, trieb sie an und zog grade Furchen, den Rücken der scholligen Erde klaffertief spaltend. Er sprach: „Dieses Werk vollbringe mir der König, der dem Schiffe gebeut, und nehme mit die unvergängliche Decke, das mit goldnen Troddeln geschmückte Vließ.“ Kaum hatte er dies gesprochen, als Jason sein krokosfarbenes Gewand abwarf und im Vertrauen auf Gott ans Werk ging. Das Feuer verzehrte ihn nicht, da er den Weisungen der zauberkundigen Freundin gefolgt war. Er zog den Pflug aus dem Boden, spannte die widerstrebenden Stiere in das Joch, stieß den gewaltigen Tieren den schmerzlichen Stachel in die Seite und vollendete die aufgetragene Arbeit. Aietes gab seiner Bewunderung über die Tat in undeutlichen Tönen Ausdruck, wenn er auch vor verhaltenem Weh nicht sprechen konnte. Doch die Freunde streckten dem gewaltigen Mann die Hände entgegen, schmückten ihn mit grünen Kränzen und begrüßten ihn mit schmeichelhaften Reden. Jetzt verriet ihm der herrliche Sohn des Helios den Ort, wo des Phrixos Messer das glänzende Fell des Widders ausgebreitet hatte; er hoffte aber, daß er ihm nicht auch diesen Kampf bestehen werde. Denn es lag im dichten Walde unter den gefräßigen Zähnen eines Drachen, der länger und breiter war als ein Fünfzigruderschiff, das Axteshiebe zimmerten.“ —

Hier unterbricht der Dichter die ausführliche Erzählung von der Argonautenfahrt, um „die breite Straße zu verlassen und auf kürzeren Pfaden zum Ziele zu gelangen“.

Man erkennt, mit welcher Liebe sich der Dichter in die Sage von der Argonautenfahrt vertieft hat, wie klar und anschaulich er erzählen kann, mit welcher Kunst er es versteht, uns Menschen vor die Seele zu zaubern, so daß man sie mit leibhaftigen Augen zu schauen glaubt.

Pindar betritt nun Abkürzungswege: er berichtet kurz, daß der glutäugige Drache erlegt wird, daß Medea, die Pelias den Tod bringen soll, entführt wird, daß die Helden den Okeanos-

Strom und das Rote Meer durchfahren und Euphemos auf Lemnos den Ehebund schließt, dem die Nachkommen entstammen, die von dort nach Sparta und dann nach Thera fahren. — Schon oben hob der Dichter die Bedeutung des Aufenthaltes der Argonauten auf Lemnos hervor. Jetzt kommt er darauf zurück, aber nicht, ohne die Sache auszuschnücken: „Um ein Festgewand werden von den Frauen, die ihre Männer ermordet haben, Kampfspiele veranstaltet; auf Lemnos wird dem Euphemos ein Sohn geboren, der sein Geschlecht fortpflanzt.“ Wie sein Geschlecht fortpflanzt wird, veranschaulicht Pindar durch folgendes schöne Bild: „Das Glück warf seine ersten Strahlen auf den Tag oder die Nacht, wo der Baum gepflanzt wurde, so daß er herrlich gedieh und immer weiter sproßte.“ „Von Thera,“ fährt der Dichter fort, „kam Battos nach Libyen, das er von der Leto Sohn als Geschenk empfing.“ Damit ist der Dichter wieder bei seinem Hauptgegenstande, dem Ruhme des Arkesilaos und seines Geschlechts angelangt. Es heißt weiter: „Die Könige ehren die Götter und lenken die der golden-thronenden Kyrene heilige Stadt mit einer Einsicht, die stets das Rechte trifft.“

An dieses Lob schließt der Dichter den letzten Teil der Ode an, der, wie sorgfältige Betrachtung lehrt, mit dem Ganzen in inniger Verbindung steht. Aufschluß über den Sinn des letzten Abschnittes geben uns vornehmlich die Verse 270 bis 276, die den höchsten Ruhm des Siegers melden: Vermag Arkesilaos doch als reichbegabter Arzt die Wunden zu heilen, an denen der kyrenäische Staat krankt. Angeknüpft wird der letzte Teil an das Vorhergehende vortrefflich dadurch, daß die kurz vorher gerühmte Einsicht der Könige von Kyrene angesprochen wird, um in einem bestimmten, überaus wichtigen Falle das Rechte zu finden und zu verwerten.

Als ein zweiter Oedipus soll der König ein Rätsel lösen. Es lautet: „Wer ist die stolze Eiche, der man mit scharfer Axt die Zweige und Äste abgehauen und so den schönsten Schmuck geraubt hat, die aber dennoch, dem heimatlichen Boden längst entrissen, noch Zeugnis von ihrer Kraft ablegt, mag nun das winterliche Feuer mit ihr kämpfen, oder mag sie als eine ragende Säule des Palastes die gewaltige Last des Daches tragen.“ Arkesilaos und mit ihm jeder Kyrenäer weiß

sofort, daß unter der Eiche niemand anders als Demophilos zu verstehen ist, der wegen eines Aufstandes verbannt worden ist, und der trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften in der Fremde sein Leben vertrauern muß. Und nun preist der Dichter feinsinnig den König als Arzt, der die schwärende Wunde des Staates heilen soll und kann. Der Thron des Königs steht nur dann fest und unerschüttert da, wenn die Gewalten, die an seinem Bestande rütteln, beschwichtigt werden. Es ist notwendig, daß Demophilos mit seinem bedeutenden Anhang wieder für die Sache des Königs gewonnen werde. „Da wird,“ ruft der Dichter aus, „(von der Schicksalsgöttin) wie ein Gewebe die Freude gewoben, den Staat retten zu können.“ Auch persönlich verwendet sich der Dichter für Demophilos: als Freund des Arkesilaos und als Dichter bittet Pindar, ihn zurückzurufen. Der hehre Name Homer erscheint: dieser bezeugt, daß durch Erfüllung der Bitte auch der Bote geehrt wird; hier ist es die Muse. Und nun besingt der Dichter die vortrefflichen Eigenschaften des Demophilos. Das Lob dieses Jünglings erübrigt sich nicht. Der Sänger kann sich der Aufgabe nicht entziehen, darzutun, daß Demophilos geeignet ist, zur Verherrlichung des Königs zu dienen, zu dessen getreuen Untertanen er wieder gerechnet werden soll. Folgendes ansprechende Charakterbild bietet uns Pindar:

„Er ist jung unter den Jungen, im Rate der Männer ein Greis von hundert Jahren; er bringt die Lästerzungen zum Schweigen, hat gelernt, den Übermut zu hassen, widerstrebt dem Guten nicht, steckt sich keine zu weiten Ziele; denn der günstige Augenblick geht den Menschen rasch vorüber; ihn kennt er wohl; er dient wie ein rechter Diener seinem Herrn (er unterwirft sich den Forderungen des Augenblicks gern und willig). Es heißt doch, das sei das Schmerzlichste, das schöne Land zu sehen und nicht betreten zu dürfen. Wie Atlas des Himmels Last, so trägt er unendlichen Jammer, fern von der Heimat und seinem Besitz. Hat doch der ewige Zeus Titanen erlöst. Mit der Zeit werden, wenn der Wind aufgehört hat, die Segel anders gestellt. Wünscht er doch, nachdem er die schlimme Krankheit (die Verbannung) ausgestanden hat, einmal sein Haus wiederzusehen, am Quell Apolls bei fröhlichen Gelegen sich oft seiner Jugend zu erfreuen und im Kreise gebildeter

Mitbürger mit der kunstvollen Leier in der Hand das Leben ruhig zu genießen, keinem zu Leide, selbst aber auch von den Städtern unangefochten.“

Ein solcher Mann hat dem Könige lange gefehlt, er darf ihm nun nicht mehr fehlen. Es ist sein Glück, daß es nur eines Winkes von ihm bedarf, um ihn herbeizurufen. So sehen wir, daß das Lob des Demophilos in inniger Verbindung mit dem Ruhme des König steht.

Der Dichter ruft zum Schluß noch einmal den Namen des Königs aus, um ihn zu bitten, sich von Demophilos, wenn er wieder bei ihm sei, erzählen zu lassen, „welchen reichen Quell unsterblicher Lieder er in Theben gefunden habe, als er jüngst sein Gast war.“ So klingt die Ode wirkungsvoll aus. Denn der Sänger deutet darauf hin, daß er hofft, den König auch später noch in herrlichen Liedern feiern zu können.



Goethes Verhältnis zu Homer.

Von Professor Dr. Max Groeger.

Die schwierige, aber reizvolle Aufgabe, den Einfluß Homers auf die Kultur der Völker durch den Wandel der Jahrhunderte eingehend zu verfolgen, muß trotz mannigfacher und zum Teil vortrefflicher Vorarbeiten (zuletzt besonders Finsler, Homer in der Neuzeit) doch immer noch der Zukunft überlassen bleiben. Seine Bedeutung läßt sich jedenfalls kaum überschätzen. Den Griechen war „der Dichter“ der Schöpfer ihrer Götterwelt, der Erzieher des Volkes, der unversiegbare Quell für ihre großen Tragiker und bildenden Künstler, und noch in den Zeiten ihres Niederganges der Kanon für ästhetische Untersuchungen und der Lieblingsgegenstand, an dem sich ihre historisch-philologische Kritik und Methode, die Grundlage der modernen, ausbildete und erfolgreich übte. So war er den Griechen ihr *ψυχολογός*; in seinen Werken fanden sie ihre Ideale. Das konnte er dem Römervolke nicht mehr sein, noch weniger dem Mittelalter, das, von den Byzantinern abgesehen, zwar sein Lob weiter gegeben hat, aber ohne ihn selbst zu lesen und seiner Werke Inhalt anders als aus abgeleiteten, sehr späten und wenig kongenialen Quellen zu kennen. Für die Renaissance, die auf romanischem Boden erwuchs, war Vergil das Ideal eines Dichters, und erst die germanischen Völker lernten Homer wieder schätzen und begreifen. Zuerst die Engländer, die in Dichters Lande gingen, Originalität und Natur suchten und in Homer fanden. Nach ihnen die Deutschen. Lessing lehrte uns Homers Kunst der Darstellung verstehen, Herder seinen Naturgesang gegenüber der Kunstpoesie Vergils würdigen, Winkelmann die erhabene Einfalt und stille Größe der Alten

bewundern; Voß schrieb seine, alle anderen bis heute durch ihre technische Korrektheit verdrängende Homer-Übersetzung, und schließlich F. A. Wolf die Prolegomena ad Homerum, die die gebildete Welt jener Zeit nachhaltig erregten. Damit sind auch zugleich die Männer genannt, deren Ideen auf Goethes Verhältnis zu Homer am tiefsten einwirkten. Sein eigenstes Wesen kam dieser literarischen Zeitströmung entgegen. Schiller charakterisiert seinen Freund (an G., 23. 8. 94) als einen griechischen Geist in die nordische Schöpfung geworfen. Das mag sehr weit gehen; aber die künstlerische Phantasie, die Sehnsucht nach der Natur, nach dem Einfachen, Wahren, Gesunden und Tüchtigen, nach Schönheit und edler Menschlichkeit, für das alles fand G. in Ilias und Odyssee immer neue Befriedigung und Anregung, und zahlreiche Zeugnisse beweisen uns durch sein ganzes Leben hindurch seine liebevolle, tief eindringende Beschäftigung mit dem alten Dichter.

Als Knabe lernte er ihn zuerst in einer Prosabearbeitung kennen; sie war wohl minderwertig, aber „die Begebenheiten selbst gefielen ihm unsäglich“. Als Jüngling vervollständigte er besonders in Straßburg infolge von Herders Anregung seine griechischen Kenntnisse und lernte Homer im Urtext lesen. Sein Verfahren dabei ist auch gegenwärtig nicht ohne Interesse. Er wählte einen griechischen Text mit beigedruckter wörtlicher lateinischer Übersetzung, las beides immer vergleichend je 20—30 Verse, nahm dann eine *clavem Homericam* zur Hand, auf der Zeile für Zeile analysiert war, also etwa vergleichbar unseren Schülerpräparationen, schrieb sich wohl auch ihm unbekannte Worte (das *praesens* und den *nominativum*) auf, um sie dann zu Hause und auf dem Spaziergange zu lernen, und so fort. Er versichert, wer 2—3 Bücher so durchgearbeitet habe, verstehe seinen Homer ohne Hilfe. Was für einen G. gut war, mag sich vielleicht nicht für alle schicken; auch sind ihm bei seinem autodidaktischen Verfahren manche Schnitzer untergelaufen; so verwechselt er wohl *βίος* Leben mit *βία* Gewalt, und übersetzt *ἀλωή* (Fruchtgarten, Saatfeld) mit Aloe, irrtümlich aber häufig für gleich gehalten mit Agave, der erst in neuer Zeit aus Amerika bei uns eingeführten, jetzt für die Mittelmeerländer charakteristischen Pflanze. Aber was wollen

solche Lappalien besagen gegenüber dem begeisterten Ergreifen und liebevollen Verstehen des Ganzen. Homer begleitete ihn nach Sesenheim, Frankfurt, nach Wetzlar und Garbenheim, auf Ausflügen von Weimar aus, auf die Schweizer und Italienische Reise. Die homerischen Personen und Situationen wurden in ihm und um ihn lebendig. Sein Großvater Textor verkörperte ihm den alten Laertes; in dem Wirtsgarten von Wahlheim (Garbenheim) fühlt Werther-Goethe so lebhaft, wie Penelopes übermütige Freier sich ihr Mahl bereiten; und mehr dergleichen ist zusammengestellt bei Schreyer, Fortleben homerischer Gestalten. Als dann Voß' Übersetzung der Ilias erschien, las er sie im Winter 94/95 an seinen Freitag-Abenden den von seiner Vortragskunst entzückten Freunden vor. Die Briefe an Schiller geben weiter vielfaches Zeugnis von seiner fortgesetzten, eindringenden Beschäftigung mit dem Dichter. Und wenn auch von Zeit zu Zeit Shakespeare oder die Naturwissenschaften oder die anderen großen Faktoren, die auf G.s universale Bildung und Tätigkeit so mächtigen Einfluß gewannen, vorübergehend den alten Homer in seinem Herzen bei Seite drängten, er ist doch immer wieder zu den griechischen Kunst- und Dichtwerken zurückgekehrt, deren Studium auf die Heranbildung nicht ganz unedler Naturen zu Charaktergröße und Geisteshoheit unmöglich ohne Einfluß bleiben könne (Eckerm. 1. 4. 27), mit deren grandiosen Trümmern wir armen Europäer uns bereits seit Jahrhunderten beschäftigten und noch einige Jahrhunderte daran würden zu zehren und zu tun haben (Eckerm. 1. 5. 25), vor allem zu Homer, dessen breite und tiefe, immer lebendige Natur er seiner Person am gemäßigsten fand (an Knebel 9. 11. 14), und dessen Gesänge noch auf den heutigen Tag die Kraft haben, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Überlieferung von mehreren 1000 Jahren auf uns gewälzt hat (Spr. i. Pr. 461).

G.s Verhältnis zu dem alten Dichter war nicht bloß das eines Genießenden, sondern auch eines Forschenden. Zum tieferen Eindringen in dessen Geist verhalf ihm einerseits das Studium der alten Kunst. Es ist bezeichnend, daß er von der Hera Ludovisi sagte: „es ist wie ein Gesang Homers“. Von dem historischen Aussehen der homerischen Menschen konnten ihm solche Schöpfungen aus der Blütezeit griechischer Kunst

keine zutreffende Vorstellung vermitteln, ebensowenig wie Flaxmanns Zeichnungen oder etwa gar die Kupfer in französischer Theatermanier, die dem Knaben auf lange Zeit die richtige Einbildung verdunkelten. Aber jene aus dem Orient übernommenen Trachten und Geräte und alles andere, was uns erst die archäologische Forschung der letzten Jahrzehnte kennen gelehrt hat, ist ja doch nur etwas Äußerliches, das uns die echte Griechen-Schönheit kaum verhüllt. — Neben der Kunst hat G. die Bekanntschaft mit der südlichen Natur und dem italienischen Volksleben im Verständnis H.s gefördert. Erst als er die vom Fortschritt wenig berührte Haushaltung und Lebensführung der Italiener beobachtete, als er die Berge und Pflanzen, Himmel und Meer Großgriechenlands sah, nun erst war ihm die Odyssee ein lebendiges Wort (an Herder 17. 5. 87), nicht mehr ein Gedicht, sondern die Natur selbst. — Für die Erkenntnis der Technik Homers in der Schilderung ist bereits auf Lessing, besonders dessen Laokoon, hingewiesen worden. Der Gedankenaustausch mit Schiller führte auch zu gemeinsamen Untersuchungen über das Wesen der epischen Kunst. Die Forschungen über die Komposition der homerischen Gedichte standen damals erst in ihren Anfängen, und G. brachte der hauptsächlich durch F. A. Wolf angeregten homerischen Frage dauernd großes Interesse entgegen. Seine eigene Stellung dazu hat bekanntlich geschwankt. Ist doch die Sache heute noch wenig geklärt, wo mit ganz anderem Rüstzeug gearbeitet werden kann wie zu jener Zeit. Aber wenn auch sein Urteil vom fachwissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet nicht genügend fundiert sein konnte, so wird doch immer das natürliche Empfinden eines so großen Dichters in einer Frage, wie der nach dem Entstehen eines Dichtwerkes, von sehr wesentlicher Bedeutung bleiben. Und da ist es denn sehr beachtenswert, daß er anfangs Wolf begeistert pries, weil er dem Wettfeiler moderner Homeriden die Bahn freigemacht habe, später aber mehr und mehr die Zerstückelung der Gedichte verwarf und ihre Einheit betonte. Daß den großen Kompositionen in der griechischen Epik so gut wie in der deutschen Einzellieder vorausgegangen sind, steht selbstverständlich außer Zweifel. Einen Hinweis auf eine solche verlorene Rhapsodie glaubte G. z. B. und vielleicht nicht mit Unrecht Od. VIII, 72 ff. zu finden. Dafür, daß alle

diese Lieder verloren sind, sah er wohl ganz richtig den Grund darin, weil Ilias und Odyssee in ein Ganzes koalescierten; so hätten wir auch unzählige Epigramme verloren, weil man eine Epigrammensammlung veranstaltete u. s. w. (an Schiller 2. 5. 98). Ebenso ist das recht lehrreich, was er über die Athetese mancher Verse sagt: „Einige Verse im H., die für völlig falsch und ganz neu ausgegeben werden, sind von der Art, wie ich selbst in meinem Gedicht, nachdem es fertig war, eingeschoben, um das Ganze klarer und faßlicher zu machen und künftige Ereignisse bei Zeiten vorzubereiten.“ (an Schiller 19. 4. 97); desgleichen der Hinweis auf eine gewisse Läßlichkeit, die uns bei allen wahren poetischen Produktionen ergreift und die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend übersehen läßt (Tag und Jahreshefte 1820). Solche Bemerkungen eines selbst Schaffenden sind von erheblicher Wichtigkeit gegenüber der Neigung vieler Kritiker, vereinzelt Widersprüchen im Homer eine übertriebene Bedeutung für die Sonderung verschiedener Lieder und Verfasser beizumessen. Eine Reihe solcher Beispiele, auch aus modernen Werken, einschließlich Gemälden, wo die Konzinnität von ein und demselben Künstler teils aus Versehen verletzt, teils im Interesse höherer Zwecke bewußt geopfert ist, sind gut zusammengestellt von Rothe und Cauer. Im übrigen ist lehrreicher noch als solche immerhin wertvollen Einzelbemerkungen für Untersuchungen über die Entstehung der homerischen Gedichte die Beobachtung des gleichen Prozesses bei G.s Werken selbst, besonders seinem Faust, zumal da uns hier noch direkte und zuverlässige literarhistorische Daten über das allmähliche Wachstum vorliegen. Schließlich aber wird, wer sich mit der Literatur über die homerische Frage ein wenig beschäftigt hat, wohl G. von Herzen beistimmen, wenn er sagt: „Am Ende ist mehr Subjektives, als man denkt, in diesem ganzen Kram.“ (An Schiller 17. 5. 95.) Und wenn er endlich in den Briefen an seinen gleichgesinnten Freund Schiller und später wiederholt nachdrücklich die Einheit der Werke hervorhebt, die, wenn auch infolge der allmählichen Entstehung nicht vollständig, so doch vielleicht weit vollkommener sei als man denkt (gegen Schlegel, an Schiller 28. 4. 97; vgl. auch 28. 4. 98, 16. 5. 98 u. a.), so kann nur darüber ein Streit sein, wie weit sie reicht. Selbstverständlich

liegen uns in den beiden Epen eine Reihe älterer und jüngerer Schichten vor, die als solche an sprachlichen, historischen und archäologischen Merkmalen wie am Verhältnis zu ihrer Umgebung und zum Ganzen größtenteils noch völlig deutlich erkennbar sind. Aber an ein fast bloß mechanisches Aneinanderreihen von Einzelliedern wird wohl jetzt auch bei der Ilias niemand mehr denken. Jedes der beiden Werke bildet ein abgeschlossenes Ganze, einheitlich im Plan und in der Technik. Wie weit hierbei das Verdienst des letzten Dichters reicht, das nicht überschätzt werden darf, wie weit die Arbeit seiner Vorgänger, auch die Tendenz des Stoffes, das wird im einzelnen wohl vielfach subjektiv bleiben; aber im allgemeinen scheint doch gegenwärtig ein starkes Streben vorhanden, wieder mehr die innere Einheit der Werke hervorzuheben.

Demselben Zweck, dieses Werk als ein Ganzes, wie es auch auf uns gekommen, dankbar anzuerkennen, sollte ein sehr ausführlicher Auszug aus der Ilias (1798, veröffentlicht 1822) mit dienen. In das Gebiet der Reproduktion fallen schon die in der ersten Hälfte der neunziger Jahre entstandenen Bruchstücke von Übersetzungen aus dem 7. und 8. Buche der Odyssee, sowie dem 6. und 12.—15. der Ilias, doch mehr Umformungen der eben erschienenen Vossischen Übersetzung. Aber den besten Beweis von dem lebendigen Wirken H.s auf G. liefert die Tatsache, daß er sich nicht bloß rezeptiv verhalten hat, sondern zu eigenen Produktionen angeregt worden ist; und zu deren Betrachtung gehen wir jetzt über, zunächst zu Nausikaa.

G.s Vorliebe für den alten Dichter, seine Neigung, homerisches in Personen und Situationen seiner Umgebung und Gegenwart wiederzufinden, erhielten natürlich neue Nahrung, als er Italien betrat, das mit seiner Natur und seinen Erinnerungen damals noch viel ausschließlicher als heute das ganze klassische Altertum repräsentierte. Zumal Unteritalien und Sizilien gehörten mit Kirke, Scylla, Charybdis, Polyphem schon direkt zum homerischen Sagenkreise. Dazu traten nun starke persönliche äußere und innere Erlebnisse, — im folgenden wird von ihnen die Rede sein — die fast mit Naturnotwendigkeit dahin führten, gerade jetzt die Nausikaa-Episode seiner Seele wieder besonders nahe zu bringen. Wer kennt nicht das hübsche Märchen aus der Odyssee, das, ewig jung und lebenskräftig,

noch in der neuesten Zeit wieder zu einer Komposition Anregung und Stoff gab, die Erzählung von dem schiffbrüchigen Helden und der hilfreichen Königstochter! Odysseus wird im zehnten Jahre seiner Irrfahrten, der letzten Habe und Gefährten beraubt, durch einen furchtbaren Sturm an das ihm fremde Phäakenland verschlagen. Aus tiefem Schläfe weckt ihn das Geschrei der Mägde Nausikaas, die durch einen Traum geleitet an diesem Morgen ebenfalls den Meeresstrand aufgesucht hat. Von ihr zuerst wird er gastlich bewirtet, mit ihren Weisungen versehen begiebt er sich dann zu den zauberhaften Gärten und dem Märchenpalast ihres Vaters Alkinous, der ihn nun ebenfalls im Einverständnis mit den Fürsten der Phäaken freundlich aufnimmt. Nachdem sich der Held endlich zu erkennen gegeben und seine Erlebnisse erzählt hat, wird er hochgeehrt und reichbeschenkt in die Heimat entsandt.

Dies die hauptsächlichsten übereinstimmenden Züge bei G. und H. Auch die in dem Herzen des Mädchens aufkeimende Neigung zu dem in Schönheit leuchtenden Helden wird dort schon deutlich ausgesprochen (§ 244 f., 276—284). Aber dann tritt Nausikaa zurück; bei all den Unterredungen des Helden mit Alkinous, Arete, den Phäakenscenen und Apologen ist sie nicht mehr zugegen; einer jonischen Jungfrau würde es nicht ziemen, vor Männern zu erscheinen. Nur einmal noch tritt sie dem Helden entgegen an der Pforte des Männersaales, ruhig Abschied nehmend, und Odysseus dankt ihr zum letzten Male, die ihm das Leben gerettet; dann verschwindet die liebliche Erscheinung aus dem Gang der Handlung. Das ist der Teil der Dichtung, den G. wesentlich umgestaltet hat. Schon über dem Anfang der Handlung liegt bei ihm im Gegensatz zu der sonnig heiteren Atmosphäre des Epos eine ernstere Stimmung. Nausikaa nimmt nicht, wie früher stets, an Scherz und Spiel der Mägde teil, sie ist nachdenklicher als sonst; ein Traum, der einem Wunsche gleicht, hat ihr Herz bewegt; da tritt Odysseus in ihren Kreis, und des unbekanntes stattlichen Helden Erscheinung und Schicksale erwecken erst Teilnahme, dann immer leidenschaftlichere Neigung in dem jungfräulichen Herzen, das sich erst der Vertrauten eröffnet und dem Bruder verrät, dann dem geliebten Manne sich entgegenbringt voll Hoffnung und Bangen, dabei „mit den Landsleuten unwider-

ruflich sich kompromittiert“, und das schließlich, wie die hoffnungslose Unmöglichkeit klar zu Tage tritt, als den einzigen Ausweg aus der Verzweiflung den Tod sucht. — So ist aus einer anmutigen Nebenfigur des Epos, bestimmt, Odysseus endliche Heimkehr zu vermitteln, vielleicht auch noch eine Kontrastwirkung zu erzielen, bei G. die Hauptperson des ganzen Dramas geworden. Das bei H. nur flüchtig angeschlagene Motiv der Liebe hat G. zum beherrschenden und treibenden Faktor der ganzen Handlung gemacht und den ruhigen Verlauf und Ausgang des Epos zum tragischen Konflikt und Ende umgeschaffen. Was hat ihn zu dieser Umdichtung bewogen? Es ist vor allem Morris gewesen, der in einer ausgezeichneten Abhandlung (G. Jahrbuch 1904) darauf hingewiesen hat, daß der homerische Ausgang der kleinen Episode, mehr ein Aufhören als ein Abschluß, das moderne Gefühl und Erwarten nicht recht befriedigt; er hat vortrefflich die veränderte Stellung hervorgehoben, die das Motiv der Liebe als hoffnungslose, seelenerfüllende und zerstörende Leidenschaft seitdem im Lauf der Jahrhunderte in der Poesie gewonnen hat. Freilich romantisch, wie er meint, beziehungsweise erst bei Dante und Petrarka völlig ausgebildet ist das wohl nicht; demgegenüber sei an Sapphos und Didos tragisches Ende in der hellenistisch-römischen Dichtung erinnert. Aber homerisch ist es noch weniger, und mit Recht bezeichnet Morris die Nausikaa-Dichtung wie die Iphigenie als eine Umgestaltung einer überlieferten antiken Fabel nach der inzwischen erfolgten Wandelung unseres Empfindens. Aber dazu kam noch ein zweites, persönliches Moment. Wie oft hatte G. selbst in seinem Leben unglückliche, oft leidenschaftliche Neigungen erweckt oder empfunden und, was er erlebt, in der Dichtung dargestellt. Man denke nur an Friederike Brion und Clavigo, bzw. Weislingen, an Charlotte Buff und Werther. Jetzt wurde ihm das Verhältnis zu Frau v. Stein eine Quelle unerträglicher Qual. „Ach, liebe Lotte, so schreibt er, du weißt nicht, daß der Gedanke, dich nicht zu besitzen, ich mag's, nehmen und legen und stellen, wie ich will, mich aufreibt und verzehrt“; und wieder trat ihm der Gedanke nahe, diese Pein hoffnungsloser Neigung durch den Tod zu enden. Kein Wunder, wenn eine solche Analogie der Situation und der seelischen Stim-

mung nun auch zur Folge hatte, daß aus Nausikaa etwas Ähnliches wie ein weiblicher Werther wurde. Wenn G. somit Selbstempfundenes auf Nausikaa übertragen zu haben scheint, so läßt diese andererseits auch wieder Züge jener drei vorhin genannten Frauengestalten deutlich erkennen. Seine Nausikaa ist im Gegensatz zur homerischen der Mutter beraubt, so übernimmt sie auch deren Obliegenheiten im Hauswesen, speziell gegenüber dem Gast, die bei H. Arete ausübt; gerade diese Verbindung des Jungfräulichen und Mütterlichen war es ja, die auf G. gleich im ersten Augenblick seines Bekanntwerdens mit dem Hausmütterchen Lotte einen bedeutenden Eindruck machte. Damit verwoben sich dann Züge aus dem Wesen Friederikes und der Frau von Stein. Was besonders der letzteren nach Schiller eigen war, „ein sanfter Ernst und eine ganz eigene Offenheit, ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit“, was ihr die Biographen nachrühmen, sie habe sich keinen andern berechtigten Vorwurf zugezogen, als den, ihre wahre und aufrichtige Neigung zugestanden zu haben, weiter die Aussichtslosigkeit dieser Neigung und ihr namenloser Schmerz beim unerwarteten Scheiden des geliebten Mannes, ein Schmerz, der sich nicht in heftigen Beschuldigungen ausspricht, sondern in milden, ergreifenden Klagen, das alles sind Züge, die wir nur zum Teil in der homerischen, vollständig jedoch in G.s Nausikaa wiederfinden. So hat veränderte allgemeine Anschauungsweise und eigenes Erlebnis, dem Dichter selbst vielleicht unbewußt, auf die Umbildung der homerischen Frauengestalt, ihres Wesens und ihrer Schicksale eingewirkt. Dabei ist eine Figur entstanden, die ähnlich wie Iphigenie den Schranken der Nationalität mehr entrückt, in ihren äußeren Erlebnissen noch vorwiegend antik ist, in ihrem Empfinden sentimental modern; der Dichter wollte nach den Anschauungen seiner Zeit in diesen Frauengestalten das allgemein Menschliche, das unverdorben Natürliche herausheben, das Menschheitsideal der Humanisten.

Nausikaa gegenüber steht als Träger der männlichen Hauptrolle Odysseus. An einem von Sage und Dichtung so scharf bis ins einzelste ausgeprägten Charakter hat der moderne Dichter naturgemäß sehr viel weniger ändern können und zu ändern gewagt, und doch hat er auch ihm etwas von

seinem Blute eingeflößt, wie er in anderen Dramen seine eigenen widerstreitenden Empfindungen teils einem Clavigo oder Weislingen, teils Beaumarchais bzw. Götz beigelegt hat. — Es ist schon manchem Homerleser aufgefallen, daß Odysseus auf Aretes Frage η 238: *τίς πρόθεν εἶς ἀνδρῶν* nicht antwortet; erst vor Beginn der Apologe ι 19 gibt er sich auf eine nochmalige Frage zu erkennen. Wenn der Dichter jene erste Frage aus irgend einem Grunde noch nicht beantworten lassen wollte, so mußte er das irgendwie motivieren oder er brauchte sie nicht erst stellen zu lassen. Man kann die kleine Schwierigkeit auf verschiedene Weise erklären. Auch G. scheint sie empfunden zu haben, und es ist interessant, wie er sie löst. Er führt Odysseus' Schweigen auf bewußte Absicht zurück, aus Vorsicht verbirgt er seinen Namen, an dem wohl nicht so viel gelegen sei; der Name Ulysses klinge wie der Name jedes Knechts. So gibt er sich auch gegen Alkinous weiterhin als Gefährten des Odysseus aus, noch bei der Erzählung seiner Abenteurer gegenüber Nausikaa als unverheiratet; mindestens läßt er Nausikaa auf ihre direkte Frage hierüber im Unklaren, wohl weil er sich „in seiner hilflosen Lage keines Vorteils begeben will“. Aber er nährt dadurch die unglückliche Neigung in dem Herzen der Jungfrau und veranlaßt, als er sich endlich vor den Ältesten zu erkennen geben muß, Nausikaas Verzweiflung und Tod. Vergeblich hat er noch Alkinous zur Einwilligung in eine Vermählung seiner Tochter mit Telemach zu bestimmen gewußt, eine Wendung, bei der G. antiker, nachhomerischer Dichtung folgt; seine Klugheit vermag das „gottgesandte Übel“ nicht mehr zu wenden. So G., dessen Lösung interessant bleibt, wenn sie auch schwerlich ganz im Sinne Homers gehalten ist. Denn daß der Name Ulysses wie der Name jedes Knechts klinge, das heißt doch wohl unbekannt sei, entspricht sehr wenig den stolzen Worten im Anfang der Apologe: *εἴμ' Ὀδυσσεὺς Λαερτιάδης, ὃς παῖσι δόλοισιν ἀνθρώποισι μέλω, καὶ μὲν κλέος οὐρανὸν ἔχει*. Und dann: Odysseus gewahrt gleich bei der ersten Begegnung die sich ihm zuwendende Neigung Nausikaas (Morris S. 100); er vernimmt weiter ihre Sorge (III, 4), ob er noch unvermählt sei, ob eine schöne Gefangene sein Herz gefesselt habe, und wie sie ihm dann in warmen Worten zu verstehen gibt, daß er im Phäaken-

lande bleiben könne. Und doch tut er nichts, um einer schmerzlichen Enttäuschung bei Zeiten vorzubeugen, so daß er am Schluß mit Recht sich Vorwürfe macht, da er halb unschuldig, halb schuldig dies alles veranlaßt hat. Das ist kaum mehr der homerische Held, das ist G. selbst mit dem Zauber seiner Erscheinung und ganzen Persönlichkeit, mit seiner dämonischen Macht über Frauenherzen, der sich anklagen mußte, in Friederike Brions Herz Hoffnungen erregt zu haben, die er nie erfüllen konnte; „hier war ich zum ersten Male schuldig, ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet;“ sein Abschied stürzte die Verlassene in schwere Krankheit. Und als er jetzt dem Lande seiner Sehnsucht, als er Italien zustrebte, da dachte er, nur mit sich beschäftigt, vorwärts drängend, nach Rom, nicht an den tiefen Schmerz, den seine Abreise und das Heimliche, „das Versteckspiel“ dabei, Charlotte v. Stein bereitete, bis mitten in seine Freude plötzlich ein schriller Mißton fällt; er erfährt mit Schmerz, wie viel sie leide, „und ich bin schuld daran.“ Nichts betrübt ihn so sehr wie die Schmerzen, die er ihr durch sein Scheiden und Schweigen verursacht habe; aber nun möge ein neues und freudigeres Zusammenleben folgen. Die Ähnlichkeit zwischen Selbsterlebtem und Gedicht läßt sich wohl nicht verkennen. Wenn er sich ferner selbst bezeichnet als den Menschen, den die Sehnsucht auf weiten Irrfahrten herumtrieb, der in aller Welt nie findet Rast noch Ruh, wenn er sich malt als den „Flüchtling, den Unbehausten, den Gottverhaßten, der nur dazu da sei, den Frieden anderer zu untergraben“, so geht man nicht fehl, wenn man ähnliche Züge auch in seinem Odysseus wiederzufinden glaubt, ebenso wie im Orest und anderen poetischen Figuren und Erzeugnissen dieser Periode.

Zeigen sich hier Züge von G. selbst, so könnte man in seinem Alkinous ein Spiegelbild seines Großvaters Wolfgang Textor sehen. In der anmutigen Beschreibung, die G. im ersten Buche von Dichtung und Wahrheit von seines Großvaters Wohnung und Garten, Erscheinung und Tätigkeit gibt, erinnert wirklich manches an den alten Phäakenkönig, mit dem ihn der Dichter selbst an jener Stelle vergleicht. Er hat sichtlich für die Scene II, 1 die Vorlage abgegeben, wo Alkinous als sorglicher Hausvater die Schäden prüft, die der Sturm in seinem

Garten an Früchten, Blumen und Latten angerichtet hat; freilich nicht ganz homerisch; denn danach (η 117 ff.) ist ja das glückliche Volk der Phäaken von den Stürmen frei, die das Land, wie von denen, die der Menschen Seele verwüsten. Auch von der Scene I, 4 hat Morris treffend bemerkt, daß G. sie gegenüber H. ins Bürgerlich-Häusliche gezogen habe; er hat die Handlung aus der Versammlung der phäakischen Edlen und aus dem Palast hinaus in den Garten verlegt, also an eine Örtlichkeit, die er zum Schauplatz in seinen Dramen so gern wählte, wie, besonders in Sicilien, für sich zum Aufenthalt bei der Konzeption seiner dichterischen Pläne. — Ganz beiseite gelassen hat G. Alkinous' Gattin Arete, die hübsche homerische Figur, die klug und beherrschend im Hause waltet. Zuerst, als er seine etwas verblaßten Erinnerungen noch nicht durch erneute Homerlektüre aufgefrischt hatte, war ihm wohl ein Versehen untergelaufen, als er diesen Namen ihrer Tochter beilegte; dann aber scheint er sie, wie man richtig bemerkt hat, mit Absicht ausgeschaltet zu haben, damit Nausikaa in der Zeit des Konflikts der Beraterin entbehre, die den unglücklichen Ausgang vielleicht verhütet hätte. — Ihre Stelle nimmt teils, wie früher erwähnt, Nausikaa, teils deren treue Dienerin ein. Auch ihr Name war wohl G. entfallen, weshalb er sie bald Xanthe oder Tyche nennt, bald Eurymedusa, wie Homer. Wichtiger als diese Kleinigkeit ist ihre veränderte Rolle. Sie ist es, der Nausikaa ihre Neigung vertraut, und die im letzten Akt den tragischen Ausgang ahnt und entdeckt, beides völlig außerhalb der homerischen Handlung liegende Motive. Man hat an die Konfidente der französischen Dramen als Vorbild erinnert. Näher lag G. in jener Zeit das antike Drama, und hier spielt beispielsweise in den Trachinierinnen die *δοῦλη τροφός* in Verbindung mit der Chorführerin als Deianiras Vertraute mit ihrer Anteilnahme an ihrer Herrin Liebesglück und Leid und Tod eine Rolle, die der Eurymedusas viel ähnlicher ist als etwa in Racines Phädra die Onones, der fluchwürdigen und sich selbst ins Meer hinabstürzenden Verführerin. Überhaupt hat in den letzten Akten der dramatische Aufbau viel von der spezifischen Kunst des Sophokles, wie sie Nauck, Einl. Trach. S. 2 gut folgendermaßen schildert: „Kaum entspricht irgend etwas so der innersten Art der Sophokleischen Dichtung, wie

die fortwährende Täuschung der Handelnden, während der Zuschauer von vornherein mit klopfendem Herzen das Fehlgehen durchschaut und vor den Folgen erschrickt.“ Zu Sophokles' Technik gehört ja auch der von G. hier angewandte Kunstgriff, am Schluß noch einmal eine Hoffnung erweckende Situation zu zeigen, von der sich die jähe Katastrophe dann um so ergreifender abhebt. Sophokleisch ist auch neben manchem andern Zuge der Gedanke, wie alle Menschenklugheit blind und ohnmächtig ist gegenüber einem gottgesandten Übel, es nicht verhindert, sondern herbeiführt. — Von anderen Nebenpersonen kommen etwa noch die Dienerinnen Nausikaas und ihre Brüder flüchtig in Betracht. G. hat ihnen Namen gegeben, deren Bedeutung verständlich, deren Form ungriechisch ist, ebenso wie der Name Phäa für den homerischen Scheria, der ihm entfallen war. — Die Zahl der Brüder — bei H. sind es 4 — hat G. auf einen reduziert, wie er überhaupt in den Dramen dieser klassizistischen Periode die Zahl der Personen aufs äußerste beschränkt und die Handlung auf wenige einfache Hauptlinien und in wenige Stunden zusammendrängt. Dieser eine, Neoros, tritt in enge Beziehung zur Haupthandlung; er hat den verhängnisvollen Sturm selbst auf der See miterlebt, er ist wohl auch bestimmt, den Helden in die Heimat zurückzuführen (IV, 2), er wird schließlich Zeuge von seiner Schwester Neigung und letztem Geschick. So verfährt G. anders als H., der eine Person, wie Nausikaa selbst, oder ein Motiv, z. B. den Sturm, wenn sie einmal seinem Zweck gedient haben, ohne weiteres fallen läßt; G. setzt sie vielmehr in immer neue Beziehungen zu den anderen Personen und verfolgt ihre Einwirkung auf diese und die ganze Handlung fast bis in die letzten Konsequenzen. —

Für die Phäaken konnten G. die Süditaliener ein sehr geeignetes Vorbild abgeben. Man vergleiche die Charakteristik der Bewohner Neapels (Ital. Reise, Neapel, 12. März): „Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die ersten Bedürfnisse reichlich anbietendes Land auch Menschen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Kummernis erwarten können, der morgende Tag werde bringen, was der heutige gebracht, und deshalb sorgenlos dahinleben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden . . . Ich finde

in diesem Volke die lebhafteste und geistreichste Industrie, nicht um reich zu werden, sondern um sorgenfrei zu leben.“ Dazu die Lage der Stadt am Meere, das Treiben der Seebevölkerung, man möchte fast meinen, daß G. hier mit Naturnotwendigkeit auf seinen dramatischen Plan „Odysseus auf Phäa“ zurückgeführt werden mußte. Demgemäß zeigt auch die Ausführung manche Anklänge. Bei Nausikaas Preis ihres schönen Vaterlandes I, 4 und der Scene II, 4, wo Odysseus „ihr Land lobt und seins schilt“, kann man an den Stolz der Neapolitaner auf ihre paradiesische Heimat, gegen die ihnen die nördlichen Länder trostlos erschienen (It. Reise, 25. Febr.), denken, auch an den Jubelruf des kleinen Führers *questa è la mia patria*, „mir armen Nordländer kam etwas Tränenartiges in die Augen“ (It. R., 23. März). Desgleichen klingen die Erlebnisse auf der Überfahrt nach Sicilien, der heftige Sturm und danach das lustige Spiel der Delphine (1. April) im Drama nach (II, 2). Ganz besonders aber ist es die Landschaft des Südens gewesen, die ihm zum lebendigen Kommentar des Dichters wurde. „Was den H. betrifft, schreibt er am 17. Mai an Herder, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse etc. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt. Selbst die sonderbarsten erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie so gefühlt habe, als in der Nähe der beschriebenen Gegenstände . . . nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort.“ Besonders die Natur, die G. auf Sicilien umgab, hat manche Stellen der „Nausikaa“ sichtlich beeinflußt; so erinnern die Verse „ein weißer Glanz reicht über Land und Meer, und duftend schwebt der Äther ohne Wolken“ an die Tagebuch-Notiz: „Mit keinen Worten ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte“ (3. April), und ähnliche. Die Schilderung des öffentlichen Gartens, der ihm feenhaft erscheint und ihn ins Altertum versetzt, der ganze Eindruck jenes Wundergartens und des dünstenden Meeres rief ihm die Insel der seligen Phäaken in die Sinne wie ins Gedächtnis. „Ich eilte sogleich einen Homer zu kaufen und jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen“ (7. April). Freilich war zu G.s Zeit die Vegetation gegenüber dem Altertum stark verändert. Von „Pomeranzen

und Zitronen, von Aloe und Stachelfeigen“, mit denen G. die Gärten des Alkinous schmückt, schweigt H. aus gutem Grunde; denn jene beiden haben erst die Araber eingeführt, die zwei letzteren vollends sind mexikanische Eindringlinge, und überdies scheint, wie schon früher bemerkt, bei Aloe (fälschlich für Agave) ein Mißverständnis von η 122 ($\acute{\alpha}\lambda\omega\acute{\eta}$ = Fruchtgarten) vorzuliegen. Aber das ist nur ein Anachronismus, wie wir ihn so oder ähnlich, besonders auch in der Tracht, auf unzähligen Bildern, nicht nur Darstellungen aus der heroischen Zeit sehen, eine geringfügige Stilwidrigkeit, die dem ästhetischen Gesamteindruck keinen Abbruch tut. — Bis zur Abreise von Palermo (It. R. 3. April, 16. April) arbeitete er an dem Drama mit vielem Behagen, verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die ihn besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen, bis ihn am nächsten Tage ein anderes Gespenst erhaschte, das ihm schon einige Tage nachgeschlichen war, die Idee der Urpflanze. „Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alkinous war verschwunden, der Weltgarten hatte sich aufgetan.“ Unter dem 7. Mai verzeichnet er noch aus Taormina, daß er den Plan zur Nausikaa weiter durchdacht habe, und dann ist der Plan, „den er zum größten Teil bis aufs letzte Detail im Geiste durchgearbeitet hatte, durch nachfolgende Zerstreuungen zurückgedrängt, liegen geblieben“, zu G.s eigenem Bedauern. „Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, schreibt er 1817 an Boisseree, welche rührende, herzerreifende Motive in dem Stoff liegen, die, wenn ich sie, wie ich in Iphigenie, besonders aber im Tasso tat, bis in die feinsten Gefäße verfolgt hätte, gewiß wirksam geblieben wären.“ Cholevius hat dem Hauptcharakter den Vorwurf gemacht, das sei nicht mehr die Nausikaa der Odyssee, sondern die sentimentale Ausschweifung eines weiblichen Werther. Die erste Hälfte dieses Vorwurfs verkennt das Recht des modernen Dichters; die zweite ist eine Übertreibung, aber nicht ganz unrichtig, und vielleicht liegt gerade hier der tiefere Grund für die Nichtvollendung des Dramas. Die Schöpfungen wie das Leben G.s auch in dieser Periode durchzieht das Gefühl unerfüllbarer Sehnsucht nach dem Besitz eines geliebten Wesens; aber die bessere Befreiung aus dieser Krisis fand seine klare und gesunde Natur jetzt in Entsagung und Tätigkeit;

die Wertherperiode lag hinter ihm, es ringt sich der Geist durch, der später in den Wahlverwandtschaften zum vollen Siege kommt.

Jahre vergingen. Die französische Revolution brach herein, im Anschluß daran die welterschütternden Wirren und Kriege. Das tiefe Mißbehagen, das G. bald über die verworrene Gegenwart empfand, trieb ihn, Ablenkung und Vergessenheit im Altertum zu suchen. Humboldt, Wolf, Schiller fachten das nie erloschene Interesse für H. wieder mächtig an. Besonders fesselte ihn jetzt die Ilias; aus ihrem Studium und dem Forschen, „ob zwischen ihr und der Odyssee nicht noch eine Epopöe inneleie“ (an Schiller 27. 12. 97), erwuchs in dem Dichter (Ende 97) der Plan zu einem Epos über Achills Tod, der in den beiden folgenden Jahren in Gesamt- und Einzelschemata und in der Ausführung des ersten Gesanges Gestalt gewann. Aus dem wechselvollen und noch nicht vollständig aufgehellten Inhalt des Epos sei folgendes herausgehoben.

Hektors Leichnam ist von seinen Landsleuten den Flammen übergeben worden. Achill, der dem Schauspiel vom Griechenlager aus sinnend zugesehn, erhebt sich nun, um den Grabhügel zu besichtigen, der für ihn selbst und seinen Patroklos bestimmt ist. Zu ihm eilt aus der Götterversammlung, in der Thetis ihre Klage erhoben hat, Athene, um den Helden durch die Hoffnung auf Nachruhm über sein nahes Ende zu trösten. Inzwischen hat sich unter den troischen Fürsten wie im Volke eine Partei gebildet, die durch das Anbieten von Polyxena und Cassandra als Sühne und Ersatz für Helena die Griechen zum Frieden zu bewegen hofft. Auch bei diesen tritt nun der unversöhnlichen Kriegspartei (Achill, Ajax) eine andere (Odysseus, Diomedes) mit Erfolg entgegen. Die Gesandtschaft der Troer erscheint, und wie Cassandra auf Agamemnon tiefen Eindruck macht, so wird Achill von Liebe zu Polyxena ergriffen; er läßt sich infolgedessen durch den Führer der trojanischen Gesandtschaft, Antenor, bestimmen, entgegen seiner früheren Gesinnung und seinem Fatum eine Vermählung mit der Tochter des Priamus einzugehn und seine Landsleute zum Frieden zu zwingen. So beschließen, seinem Wunsche entsprechend, entgegen Odysseus, die Griechen unter solchen Bedingungen die Annahme des Vergleichs. Doch die

Entscheidung im Olymp fällt gegen ihn, und im Tempel Apollos, wo die Vermählung gefeiert werden soll, wird Achill erschlagen; in dem nun folgenden Kampfe unterliegen die Troer, weiterhin in der Stadt die Friedenspartei. Das letzte (8.) Buch sollte den Streit um die Waffen des toten Helden, Thetis' Klage um ihren Sohn und das Herannahen neuer Bundesgenossen bringen. — Vergleichen wir nun mit H.! Zwar liegt Achills Tod mit seinen Ursachen und Folgen zwischen Ilias und Odyssee; doch finden sich in beiden Epen Andeutungen hierüber; ausführlich berichtete davon die Aithiopsis. Man kann auf alte Lieder schließen, die nach Art und Herkunft ebenso gut homerisch waren wie Ilias und Odyssee, beziehungsweise ihre Quellen. In diesen war nun erzählt, wie Achill erst die Amazone Penthesilea im Kampfe tötet, dann den Sohn der Eos, Memnon, der ihm seinen Freund Antilochos erschlagen hat. Schon ist er dabei im Begriff, in die Stadt einzudringen, als er am skäischen Tor von Paris und Apoll getötet wird. Aus dem furchtbaren Kampf retten Ajax und Odysseus seinen Leichnam; es folgt die Klage der Thetis und der Musen, darauf Leichenspiele, zuletzt der Streit um seine Waffen. — Man sieht, das war G.s Quelle nicht; seine Fassung folgt ganz anderen Darstellungen (vgl. Morris und Fries), die ihrerseits wahrscheinlich auf die Alexandriner zurückgehn. Bei H. beherrschen Zorn und Rache die Seele des Helden; auf dem Höhepunkt des Kampfgetümmels trifft ihn von des erzürnten Gottes Hand der Tod. Die Späteren und G. machen zum leitenden Motiv die Liebe; sie läßt den Helden Groll und Kampf vergessen, sie führt ihn in den Tempel Apolls zu Hochzeitsfeier und Tod durch Meuchelmord. Also dort gewaltige Kraft und stürmisch bewegte Handlung, hier als Kern das Motiv einer unglücklich endenden Liebe, in der Ausführung ein sehr starkes Überwiegen sentimentaler Reflexion. Es ist eine ähnliche Umwandlung des Charakters der alten Dichtung, wie sie in „Nausikaa“ vorliegt; und auch hier muß man diese Änderung teils auf die im Laufe der Jahrhunderte erfolgte Wandelung des Empfindens, richtiger vielleicht auf den immer stärkeren Ausdruck, den die zarteste und mächtigste der Leidenschaften in der Poesie fand, teils auf das innere Wesen und Erleben G.s selbst zurückführen, der hier aus dem reichen Motiven-

schatz des Altertums das seiner Natur Gemäße und Verwandte, unwillkürlich davon angezogen, auswählte. Der homerische Achill ist das natürlich nicht mehr, bei dem das Motiv der Liebe nur leise anklingt, der „in männlich stolzer Selbstgenügsamkeit nur durch Kampfeslust und Ruhmbegier zu großen Taten angetrieben und von dem Bewußtsein seiner tragischen Bestimmung bewegt“ wird (Rhode, gr. Roman 42). Es kommt in den Helden der leidenschaftlichen Tat hier ein fremder Zug hinein, etwas Empfindungsreiches, kampfesfrohem Handeln Abgewandtes, etwas Passives. Für seine in Kunst und Dichtung seit alters verherrlichten Kämpfe mit den Amazonen und Äthiopen war in dieser Darstellung kein Raum mehr vorhanden, für Penthesilea schon deshalb nicht, weil Polyxena im Mittelpunkt stehn sollte; sie sollten erst nach Achills Tode erscheinen; und an die Stelle dieser Heldenkämpfe treten Wortgefechte oder seelische Konflikte, lange Friedensberatungen und Verhandlungen. Von Polyxena weiß die homerische Sage anscheinend überhaupt noch nichts, die ältere wenigstens nichts von einer Neigung Achills zu ihr; und die Art, wie G. dieses Thema nach dem Vorgange seiner Quellen behandelt, hat doch wohl eine kaum zu verkennende Ähnlichkeit mit den diplomatischen Heiratsstiftungen hellenistischer oder auch neuzeitlicher Politik. Nebenbei sei auch noch über den Schauplatz bemerkt, einmal daß G. wohl Recht hatte mit dem Zweifel, der ihm nachträglich aufstieg, ob der thymbräische Tempel nicht moderner sei als H., dann besonders aber, daß überhaupt ein Tempel als Ort für eine Vermählungsfeier für das Altertum kaum in Frage kommt. — Für die Schilderung der Katastrophe wollte G., in teilweiser Anlehnung an die Alexandriner, einen außerordentlichen Apparat aufbieten, eine pomphafte Götterversammlung im Olymp, und als Gegenstück im Tempel Apolls eine glänzende Versammlung der griechischen und trojanischen Helden zur Hochzeitsfeier des herrlichsten Jünglings und der schönsten Jungfrau, ein lichter Hintergrund, von dem sich dann der düstere Ausgang um so wirkungsvoller abheben mußte. Das Ganze wäre gewiß ein höchst prächtiges und effektvolles Bild geworden, und doch — man vergleiche damit H.s Darstellung! Da sind viel einfachere Mittel angewendet; aber wenn der Jüngling im vollen Hochgefühl der Rache und

des Sieges den Befehl des furchtbaren Gottes mißachtet und nun der Nemesis verfällt und sein Geschick erfüllt, so fällt er, wie er gelebt, als ein trotziger Held. Und es ist dabei nicht bloß die einheitliche Charakterzeichnung treuer gewahrt, man versteht so auch besser, warum Achill jetzt sterben mußte; wo aber ist in G.s Darstellung die zu sühnende Schuld? Vielleicht sollte — man kann das aus dem kurzen Schema nicht klar erkennen — vielleicht sollte sie darin liegen, daß Achill um persönlichen Vorteils willen nun dem Kampf fern bleiben will, für den er noch eben eifrig gesprochen hat, also sich selber untreu wird und sich seinem Geschick entzieht. Die von den Troern angebotene Sühne konnte ja nicht als ausreichend gelten, solange nicht Helena den Griechen zurückgegeben wurde, wie einst Briseis dem Achill. Das wäre wohl eine tragische Schuld gewesen. Aber, vorausgesetzt, daß G. wirklich so hat dichten wollen, muß man doch immer wieder die Frage aufwerfen, ob ein solches Verhalten in den Charakter eines Achill hineinpaßt; in den des homerischen Helden schwerlich, der pflegte stürmischer zu werben, und G. wollte doch hier ganz im Geiste H.s dichten. Es ist eine unbewußte Modernisierung, wie wir sie oben gekennzeichnet haben. — Eine bedeutende Rolle sollte wohl auch in G.s Epos das Schicksal spielen. Achill hat ewigen Nachruhm gewählt; so ist sein Los ein früher Tod, und danach muß Ilion fallen. Umsonst, wenn Sterbliche oder Götter ihre eigenen Wege zu wandeln gedenken; das zermalmende Geschick nimmt seinen Lauf (275 ff.), und wer es zu wenden hoffte, muß es erfüllen helfen, wie selbst der weise Apollo, der Troja retten wollte und mit Achills Tode auch seinen Untergang endlich herbeiführt. Denn hoch über allen Göttern waltet die älteste aller Gottheiten, Themis. Das sind nun wohl keine homerischen Vorstellungen mehr, eher zeigt sich hier des Sophokles Einfluß, in dessen Tragödien auch die kurzichtigen Menschen in ihrer Klugheit nach eigener Wahl zu handeln glauben; aber über sie und durch sie siegt die göttliche Vorsehung, die höhere Notwendigkeit. — Bei der Zeichnung der Stimmungen und Gegensätze in den beiden Parteien folgt G. zum kleinen Teil H., zum Teil den Späteren, z. B. Sophokles (Ajax), und besonders wieder den Alexandrinern. Aber wenn Morris bei dem eigenartigen Charakterbilde, das sich G.

für Antenor zurechtgelegt hatte („subalterne Energie, stämmig, schwarz, kühn, auch Kinder verloren, gereist, leidenschaftlich schwankend, rastlos rachgierig“) ganz richtig sagt: „unwillkürlich erhebt sich dabei das Bild eines leidenschaftlichen Convent- oder Volksversammlungs-Redners“, wie G. ja auch die Rede des Thersites „das herrlichste Original einer sanskulottischen Demagogenrede“ genannt habe (S. 29), so führt noch anderes auf die Vermutung, die zeitgenössischen Ereignisse möchten auf die Darstellung dieser fernsten Vergangenheit ein wenig eingewirkt haben. Antenors Gegnerschaft und Rivalität gegen Priamus fand G. schon in seinen späten Quellen vorgebildet, (bei H. trägt sein Bild ganz andere Züge); aber daß er als der namhafteste, nicht zum regierenden Fürstenhause gehörige Abkömmling aus vornehmem Geschlecht Führer der Volkspartei in Troja gewesen sei, eine volksaufreizende Rede gehalten habe, daß in Troja die Volksstimme (= Volks-Abstimmung?) durch Herkules eingeführt worden sei, daß nach dem unglücklichen Verlauf der Unternehmung nach außen die Volkspartei in der Stadt ihren Einfluß verloren habe, das alles sind Fiktionen, die für das patriarchalische Regiment der homerischen Zeit undenkbar sind. Wohl aber gab es solche Männer in Frankreich, und dort ging auch in diesen Jahren, zum Teil infolge unglücklicher auswärtiger Unternehmungen, das Ansehen der Sanskulotten zurück. Wenn ferner G., über alle seine Quellen weit hinausgehend, die Griechen in eine Kriegs- und Friedenspartei gespalten sein läßt, die mit ihren Sonder-Interessen einander zeitweise fast so feindselig gegenüberstehen wie dem gemeinsamen Gegner, so fühlt man sich wirklich versucht, an die Zwistigkeiten und separaten Friedensschlüsse der koalitierten Mächte beim Kampfe gegen Frankreich zu denken. Antenor benutzt bei G. mehrtägige, fruchtlose Verhandlungen, um die Griechen in Untätigkeit zu halten und zwischen ihnen Mißtrauen und Uneinigkeit zu erregen, damit sie das Land verlassen, genau das Verhalten, das Dumouriez nach der Kanonade von Valmy einschlug, Begebenheiten, die G. ja erst vor kurzem in nächster Nähe als Zuschauer mit durchlebt hatte. Ferner, wenn „Deiphobos das Volk organisieren will“ zu weiterem Widerstande, so klingt auch das etwas seltsam für jene alte Zeit und ihre einfachen militärisch-politischen Verhältnisse; aber das zer-

rüttete republikanische Frankreich brauchte und fand Männer, die Verteidigung und Sieg organisierten. Endlich möchte man fast glauben, aus Athenes Scheltworten gegen die faulen Verwalter der Lebensmittel, die die armen Soldaten hungern lassen, eigene Erfahrungen und Feldzugs-Erinnerungen G.s herauszuhören; griechische Zustände geben die Verse meines Wissens überhaupt nicht wieder. — So scheint es wirklich fast, als ob die gewaltig bewegte Gegenwart, aus deren abstoßend wildem Treiben sich G. in das Reich des Schönen flüchten wollte, auch dort des Dichters Phantasie beeinflußt hätte. Ein Gleiches gilt ja auch für den in derselben Zeit und aus derselben Stimmung heraus entstandenen Reineke Fuchs (VIII 152, 160). Man wird es nach alle dem vielleicht verstehen, wenn gesagt worden ist: „Während es G.s Absicht gewesen sei, daß kein Vers in der Achilleis stehen solle, den H. nicht könne geschrieben haben, stehe jetzt fast keiner darin, den er geschrieben haben könnte.“ Aber dieses Urteil geht doch viel zu weit. Wie glücklich sind nicht viele Szenen nach H. gebildet, z. B. die Versammlung der Götter mit ihren Gegensätzen, und wie sie darauf forteilen, um einzugreifen in die Schicksale der Kämpfer unten. So würde sich G. auch in der Ausführung, wie bereits in der Auswahl mancher anderen Motive, wie es der Kriegsrat der Fürsten, die Abfahrt der Sühnegesandtschaft von Troja, Kampf und Flucht der Trojaner, Klage der Thetis u. s. w. sind, gewiß als ein feiner Kenner Homers gezeigt haben. Auch sonst sind manche kürzeren Szenen und Erzählungen, z. B. wie Hephästus den Mundschenk macht, Heras eifernde Reden oder von der Zufuhr aus Lemnos, aus H. entnommen; ebenso einzelne Gedanken, wie die schönen gedenkenden Worte, die wohl ein Vorüberfahrender beim Anblick des Grabhügels sprechen werde (501 ff. ~ H 86 ff.), dgl. der Preis eines behaglichen Lebens, bei Schmaus und Wein dem Liede des Sängers zu lauschen (587 ff. ~ ι 3 ff.). Auch die Götterwelt ist im allgemeinen richtig geschildert, wenn auch gelegentlich mit fremdartigen Zusätzen aus Hesiod versehen und besonders gegenüber der Ilias stark idealisiert. Solche urwüchsig kraftvollen Worte und Handlungen wie H. hat G. seinen Göttern nicht beigelegt, selbst Ares spricht mit Adel und Ehrfurcht zu Hera (314), und nur segnende Gabe, nicht feindliches Verderben schicken seine Götter den Menschen. —

Wie im Stoff, so in der Form H. entlehnt oder ihm glücklich nachgebildet sind viele einzelnen Ausdrücke und ganze Verse; nur als Beispiele seien angeführt: „der stürmende Ares, der männermordende“, „der Erderschütterer Poseidon“, „der fern treffende Phöbus“, „der reisige Nestor“, und Achill, dessen schrecklichen Händen „im Streite ungerne nahet ein Mann“, dem es bestimmt war, „immer der erste genannt zu sein als Führer der Völker“, aber auch früh „zur schwarzen Pforte des Ais“ hinabzusteigen. Selbst die homerische Wortstellung ist z. B. nachgeahmt in dem Verse: „Zwei Platten sonder' ich aus, beim Graben gefundene, ungeheure“. Besonders aber wollte G. die Technik ausüben, die Lessing im Laokoon gerade an H. als die für den Dichter gegenüber dem Maler gegebene erwiesen hatte, nämlich die Manier, „das Coexistierende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln“. Dieser Kunstgriff ist z. B. angewandt bei der Beschreibung der Götterversammlung und des Grabhügels; übrigens entspricht es auch hier nicht antikem Gebrauch, daß der Hügel 14 Tage nach dem Tode des Patroklos noch nicht vollendet ist. Dasselbe Verfahren sollte offenbar noch angewandt werden bei der Beschreibung des griechischen Lagers (Rundgang Athenes), der Versammlung der Griechenfürsten und sonst. — Endlich ist nach dieser Richtung hin noch die Übernahme homerischen Versmaßes anzuführen. Man kann vielleicht zweifeln, ob der Hexameter für das deutsche Epos das rechte Metrum sei; aber jedenfalls hatte G. hier einflußreiche Vorgänger, und seine Verse stehen an Wohllaut und Fluß weit über den Vossischen. — So kann man wohl sagen, daß G. in vielen Stücken aufs glücklichste H. nachgeahmt hat, und das war seine Absicht: Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön. Darum schließt auch seine Achilleis direkt an das Ende der Ilias an, als ihre beabsichtigte Fortsetzung; darum wollte er alles „Subjektive und Pathologische“ vermeiden, darum dem alten Dichter auch in dem folgen, was ihm selbst nicht behagte (an Schiller 12. 5. 98). Freilich erhebt sich dem gegenüber die Frage, ob dies wirklich ein Vorzug ist, ob ein moderner Dichter solchem Ziele nachstreben soll. Archaisierende Kunstwerke werden immer widerstrebende Empfindungen wecken. Es sind keine Rekonstruktionen, wie sie der Forscher sich denkt; und andererseits ent-

behren sie wieder der starken Wurzeln aller echten und lebendigen Kunst, der engen Beziehungen zu Gegenwart und Heimat. In Iphigenie und Tasso ist das Fremdartige kaum mehr als der äußere Rahmen für Personen und innere Erlebnisse aus des Dichters Gegenwart, im Faust ist es ähnlich. In der Achilleis hingegen wollte G. mit bewußter Absicht „sich aus dem Geiste seiner Zeit ganz heraussetzen“. Aber das ist nicht die rechte Art, die Alten nachzuahmen, und es gelingt auch nicht. Schiller schrieb ihm darüber ein treffliches Wort: „Es ist ebenso unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll“, und Herder hatte ihn einst gelehrt, worin das Geheimnis der Größe und Wirkung eines Sophokles und Shakespeare lag: ihre Dramen waren nationale Dichtung, eine Dichtung ihrer Zeit und ihres Volkes. Auch konnte jene Weltflucht nicht von Dauer sein. So fand die Arbeit in des Dichters äußerem und innerem Erleben je länger, je weniger Anknüpfung und Förderung; sie geriet ins Stocken und blieb Fragment; und wir brauchen es nicht zu bedauern, wenn die Gestaltungskraft des Dichters sich dafür einem naturgemäßen Stoffe zuwandte. Aber was wir von der Achilleis haben, ist deshalb nicht etwa bloß ein interessantes, aber verfehltes Experiment. Die mit Recht viel bewunderte herrliche Eingangsszene und das erhabene Gespräch über den Nachruhm sind nicht die einzigen Partien von ergreifender dichterischer Schönheit.

Was bei der Achilleis G. als Ideal vorschwebte, das ist, soweit es erreichbar und erstrebenswert war, zur schönen Wirklichkeit geworden in Hermann und Dorothea. Es soll hier nicht die Zahl der Kommentare um einen neuen vermehrt werden, aber es bedarf doch wenigstens einer kurzen Begründung, wieso hier die Vorzüge homerischer Dichtung mit den Erfordernissen einer lebendigen Kunst aufs glücklichste vereinigt sind. Wir finden hier nicht bloß dieselbe homerische Technik wie in der Achilleis wieder, dasselbe Versmaß, dieselbe Verwendung bezeichnender Beiwörter, die Vermeidung des praes. histor., Satzbau, alles wie bei H., dazu dieselbe Einfachheit und Plastik in der Schilderung von Personen und Landschaften. An die Stelle einer stillstehenden Beschreibung, z. B. des Gartens im 4. Gesang, ist fortschreitende Handlung getreten; der Charakter der

Personen ist veranschaulicht durch das, was sie tun, wie die Dienstfertigkeit Dorotheas oder des Apothekers Vorsicht, ihr Äußeres durch den Eindruck, den sie auf andere machen; man hat in dieser Hinsicht mit Recht verglichen die bewundernden Worte des Pfarrers im 6. Gesang mit denen der Greise am skäischen Tor (T 155 ff.; vgl. Laokoon c. 20 und 21). Aber vor allem einfach und naiv sind die Menschen und ihre Empfindungen, in ihren Beziehungen zu einander wie zur Natur, alles romantischen oder sentimentaln Beiwerks entbehrend. Andererseits kennzeichnet den modernen Dichter schon der breite Raum, den er der Reflexion in den Gesprächen einräumt, und mehr als das die tiefen Beziehungen der Personen wie der Handlung im Gedicht zu den großen Ereignissen der Gegenwart und zu den persönlichen Erlebnissen des Dichters selbst. Freilich kann Hermann und Dorothea im Geistesleben des deutschen Volkes nie eine solche Bedeutung erhalten, wie Ilias und Odyssee in der Kultur der Hellenen, auch wenn man ganz davon absieht, daß überhaupt die epische Dichtgattung, außer dem Roman, dem Geschmack unserer Zeit nicht mehr zusagt. Es sind keine nationale Helden, die dort auftreten, keine großen und bedeutenden Menschen, die Gewaltiges tun und leiden, wie im Nibelungenliede; es ist ein bürgerliches Epos mehr idyllischen Charakters; die Sphäre ist beschränkt. Aber es ist darin deutschen Volkstums tüchtige Eigenart, etwas vom Geist der Zeit, lebenswarme, weil durchlebte Wirklichkeit. Darum gedieh die Arbeit G. so wunderbar leicht und glücklich zur Vollendung, deren Nausikaa und Achilleis vergebens harrten; darum fand sie bei den Zeitgenossen solch begeisterten Beifall; darum darf sie auch uns gelten als das Werk, das Herder einst herbeigesehnt und prophetisch verkündet hatte, ein deutsches Gedicht, getragen vom Geiste H.s (Heinemann G 520). — Vielleicht darf man in diesem Sinne auch bei den anderen Werken G.s von einem Einfluß H.s sprechen, nicht dem Stoffe nach, aber dem Wesen nach, das in Übereinstimmung mit den besseren Seiten des althellenischen Nationalcharakters gerichtet ist auf Einfachheit und Natürlichkeit, auf Klarheit und Schönheit.

Doch noch einer der großen, für die Ewigkeit geschaffenen, homerischen Gestalten begegnen wir in G.s Gedichten wieder,

Helena im 2. Teile des Faust. Indes folgt G. hierbei mehr den Spuren der alten Volkssage. Sie berichtete, daß Faust erst Helenas Erscheinung vor einer Anzahl Studenten heraufbeschworen, dann sie durch teuflische Kunst sich dauernd zu eigen gewonnen habe; sie habe ihm auch einen Sohn geboren und sei mit diesem bei Fausts Ende verschwunden. Mit diesen mittelalterlichen Fabeleien hat G. spätgriechische (Euphorion Sohn Achills und Helenas, Absicht des Menelaos, sie nach der Heimkehr zu töten) und eigene Erfindungen (besonders betreffs Ort, Zeit und Ausgang der Handlung, sowie Euphorion-Byron) zu einem phantastischen Ganzen vermischt; von einer Nachahmung H.s oder auch nur einer näheren Beziehung zu ihm kann man kaum mehr sprechen. Homerisch in ihrem Ursprunge, aber in der Folge natürlich auch von allen Späteren, nicht bloß von G. übernommen, sind fast nur einige der allgemeinsten Vorstellungen von der herrlichsten aller Frauen, deren Schönheit beglückend ist und zugleich verhängnisvoll, und von ihren äußeren Schicksalen. Im übrigen ist G.s Helena mehr Symbol, sei es nun für die höchste Schönheit selbst, sei es für die Antike, deren inniges Erfassen ein so wesentliches Element in G.s Entwicklung bildete. Nach beiden Richtungen hat man es gedeutet; der Unterschied ist übrigens nicht allzugroß nach der begeisterten und gewiß zu idealen Auffassung der damaligen Humanisten, die auch alle unsere großen Dichter jener Periode beherrschte. Aber mag der Sinn sein, wie er wolle; jedenfalls, wie hoch der Dichter die Bedeutung dieser weltentrückten Hingabe an das Ideale und Vollkommene eingeschätzt wissen wollte, das zeigen die Verse, die aus seiner Rolle fallend Mephisto zu Faust spricht, als dieser nur noch die äußere Hülle der verschwundenen Göttin in Händen hält: „Halte fest! Es trägt dich über alles Gemeine rasch am Äther hin, solange du dauern kannst.“ Aber der Genuß des Schönen ist nicht das Höchste und Letzte; dauernde Befriedigung vermag auch er Faust nicht zu gewähren; die sucht und findet er nun in dem tätigen Leben, im Kämpfen und Streben für das Wohl der anderen. „Die Tat ist alles.“ Und dabei werden auch wir uns bescheiden müssen. Auf welcherlei Art sie auch immer erfolgt, verschieden nach Anlage und Beruf, die ernste, mühe- und entsagungsvolle Arbeit im Dienste des Ganzen ist das würdigste Ziel und der höchste

Segen für ein Menschenleben. Aber die Versenkung in die Welt des Schönen und Idealen, und wie wäre die denkbar ohne die griechische Kunst, behält auch ihren Wert, ihre läuternde und erhebende Kraft. Wir würden uns ja auch das Verständnis und den Genuß unserer eigenen Klassiker zu einem sehr erheblichen Teile, zahlreicher und hervorragender deutscher und fremder Werke der Literatur und der bildenden Künste auf jedem Gebiete bis in die neueste Zeit hinein erschweren oder verschließen, wenn wir aufhören wollten, uns mit dem klassischen Altertum, das ihre Quelle war, zu beschäftigen. Darum wird die griechische Kunst so gut, wie aus praktischen Gründen das römische Recht, noch auf lange Zeit hinaus ein unentbehrlicher und lebendig wirksamer Faktor der modernen Kultur, besonders des deutschen Geisteslebens bleiben.



Bau und Bild des Landeshuter Kammes und seines Vorlandes.

Von Professor **Otto Nafe.**

I. Begrenzung des Landeshuter Kammes und seines Vorlandes. (1.)

An den östlichsten, von W. gen S. nach O. gen N. gerichteten Abschnitt des preußischen Riesengebirgskammes, an den Schmiedeberger- oder Forstkamm, schließt sich bei dem flachen, breiten Sattel der Grenzbauden die Mitte eines c. 35 km langen, von Jannowitz und Kupferberg im N. bis nach Freiheit und Jungbuch im S. verlaufenden Systems mehrerer annähernd meridional hinziehender, auch in dieser Richtung aneinander gereihter Nebenkämme an. Sie bilden in ihrer Gesamtheit mit den beiden parallelen Hauptkämmen des Riesengebirges, dem preußischen und dem böhmischen, fast senkrecht zu ihnen gestellt, dessen dritten Hauptteil. Der südlich von den Grenzbauden gelegene Abschnitt dieses meridionalen Zuges zerfällt in zwei deutlich von einander geschiedene Hälften: in den schmalen Kolbekamm, der sich im Kolbenberg bis zu 1183 m erhebt, auch noch in seinem südlichen Teile, zwischen Kolbenbach und Kleiner Aupa, die Höhe von 1000 m überschreitet, und in das jenseits der Straße Marschendorf—Albendorf—Oppau—Michelsdorf—Liebau gelegene Rehorngebirge, das in seinem südlichen Verlauf plateauartig verbreitert, dort im Hofelbusch bis 1033 m ansteigt. Solche Höhen von 1000 m und mehr erreicht der nördliche Abschnitt dieses Nebenzugsystems nirgends mehr. Seine ersten Erhebungen, die von den Grenzbauden aus o.n.o.lich liegen, sind der vom Ende des Kolbekammes (1100 m) n.n.o.wärts ziehende Rücken des

Mittelberges (1000—700 m) und die Kuppe des Molkenberges (942 m) w. vom „Ausgespann“, dem höchsten Punkte (791 m) der Chaussee zwischen Schmiedeberg und Liebau. Diese Höhen entbehren eines gemeinsamen Namens; erst n. von dem 727 m über den Meeresspiegel ansteigenden „Passe“, der höchsten Stelle der Chaussee Schmiedeberg—Landeshut, zu der die nördliche Abdachung des Molkenberges langsam herabsinkt, und unter der die Bahn zwischen den genannten beiden Städten in einem 1030 m langen Tunnel (Scheitel 635 m) hindurchführt, trägt das weiter nach N.N.O. verlaufende Gebirge den Namen: Landeshuter Kamm. Der „Paß“ stellt eine auch im Landschaftsbilde deutlich entwickelte Grenzlinie dar, tief zwischen dem Molkenberg und dem Leuschner (853 m), der ersten im N. folgenden Erhebung, eingesenkt, indem er 215 m unter dem ersten, 126 m unter dem zweiten liegt, während das Nordende des Kolbekammes sich in einem Zuge flach zum Mittelberge erniedrigt und auch der Molkenberg durch keine Einsattlung von ihm getrennt wird. Daher muß man die Strecke Mittelberg—Molkenberg noch dem Kolbekamme zurechnen. Dann fallen ihm auch zu die im O. der Chaussee zwischen Dittersbach und Michelsdorf bei Petzelsdorf n.s. angeordneten Vorberge: der Plissenberg (786 m), der Saalhügelkopf (827) und der Stenzelberg (826 m), desgleichen die Höhen weiter o.s.ö. auf Liebau hin. (Zinnseifen-Buch- und Bärberg bei Alt- und Neu-Weißbach wie der sich von seiner flacheren Umgebung scharf abhebende Schartenberg — 724 m — an der Buchwalder Bobertalsperre.)

Zum großen Teil ist damit schon der Verlauf der Südgrenze des Landeshuter Kammes und seines Vorlandes festgelegt. Ihren Beginn nimmt sie dort, wo der vom „Paß“ (2) nach N.W. fließende Bach in die Eglitz mündet, einen km unterhalb der Vereinigung ihrer beiden, den Nordhang des Mittelberges gabelförmig umfassenden Quellbäche, des Grunzenwassers und des Hirschgrabens. Sie folgt diesem Bache aufwärts bis zu seiner Quelle dicht unterhalb des „Passes“, zieht längs der in der Tiefe aus dem östlichen Tunnelende austretenden Bahn bis zum Bahnhofe Städt. Dittersbach und begleitet von hier den Lauf des am Saalhügelkopfe entspringenden Schweinlichs über Haselbach, Pfaffendorf, Eventhal-Moritzfeld

bis zu seiner Mündung in den Bober bei Nd. Blasdorf. Im Osten ist die Begrenzung vorgezeichnet durch den Boberlauf über Nd. Blasdorf, Landeshut, Vogelsdorf, Krausendorf, Wernersdorf, Merzdorf bis Rudelstadt. Die orographische Nordgrenze von diesem Marktflücken bis in die Schildauer Gegend bildet zunächst wiederum der Bober, aber die Gesteine des Landeshuter Kammes und seines westlichen Vorlandes überschreiten nordwärts das in sie z. T. scharf eingeschnittene Flußbett. So in einem schmalen Saum zwischen Rudelstadt und Jannowitz, und desgleichen zwischen Jannowitz und Rohrlach. Unterhalb dieser Ortschaft indes breitet sich ein größeres rundliches Hügelland auf dem rechten Boberufer bis nach Maiwaldau und Eichberg aus. Es besteht nicht nur aus dem gleichen Granit wie die Höhen auf dem südlichen Ufer, sondern hängt mit ihnen auch im Relief zusammen durch den niedrigen Rücken des Hummelberges, den die Bahn in dem 305 m langen Rohrlacher Tunnel unterfährt. Erst jenseits der breiten, von Jannowitz nach Maiwaldau und Straupitz ziehenden, meist flachen, selbst sumpfigen, stellenweis jedoch von einzelnen Granithügeln unterbrochenen Senke verlassen wir den Bereich der Urgesteine des Landeshuter Kammes und erreichen die „Grünschiefer“ des Bober-Katzbachgebirges, die weiter im O. sich unmittelbar an den schmalen Saum älterer Schiefer im N. des Bobers anschließen. An der Mündung des Maiwaldauer Baches in den Hauptfluß beginnt die Westgrenze; sie zieht dann den Bober aufwärts bis zum Einfluß der Lomnitz beim Anfange der gleichnamigen Ortschaft, weiter an diesem Fließchen bis zu seiner Vereinigung mit der Eglitz im mittleren Teile desselben Dorfes, um deren Lauf über Pfaffengrund, Quirl und Schmiedeberg zu folgen bis zu dem erwähnten vom „Passe“ herabkommenden Bache. Die größte Breite dieses so umschriebenen Gebietes, von S.S.O. nach N.N.W. zwischen dem „Paß“ und dem Aussichtsturm bei Maiwaldau gemessen, beträgt reichlich 20 km, die von W. gen N. nach O. gen S. zwischen dem Gneisenauberge an der Eglitz bei Erdmannsdorf—Zillerthal und der Mündung des Lässigbaches (r. in den Bober) unterhalb von Krausendorf c. 22 km. Der Flächeninhalt beläuft sich auf rund 186 qkm, von denen etwa 20 auf das rechts vom Bober gelegene Hügelland entfallen.

Der Erhebung über dem Meeresspiegel nach kann man das Gebiet in drei, abzüglich der auf dem rechten Boberufer gelegenen Hügellandschaft, annähernd gleiche Teile zerlegen:

1. Den c. 17 km langen Hauptkamm mit seinem kürzeren, steileren Abfall nach dem Hirschberger Becken und dem breiteren, sanfteren gegen die Landeshuter Senke hin (innerhalb der Isohypse von 600 m), einschließlich der nördlichen Endzüge bis an den Bober wie der unmittelbar sich anschließenden Seitenzüge des Goldenen Schlüsselsteins und des Mariannenfelsens im W., des Wolfs- und Lauschberges und des Scharlachs im O.

2. Das westliche Vorland mit der Gruppe der Falkenberge.

3. Das östliche Vorland mit dem Zuge des Buchberges.

II. Innerer Bau. (3.)

Der Landeshuter Kamm ist der Teil des Iser-Riesengebirgsmassivs, in dem die östlichen Partien des Centralgranits zusammenstoßen mit den ihnen angelagerten nordöstlichen Zonen der älteren Schieferhülle, deren Hauptmasse sich dem Südsaume des Granitkernes anschmiegt. Das von dem Hirschberger Tale und seinem hohen Gebirgsrahmen eingenommene Gebiet war bis weit in die Karbonzeit hinein ein wahrscheinlich nicht allzu kräftig modelliertes, wohl viel sanfter als heute geformtes Gelände ohne ausgesprochenen Gebirgscharakter, aufgebaut aus kristallinisch (gewordenen) Schiefen mit konkordanter Lagerung. Dort, wo jetzt der südlichste Abschnitt des Landeshuter Kammes sich erhebt, bildete die Unterlage des Schichtenstoßes eine uralte Gneiszone, oder nach neuerer Auffassung ein archaischer Granitkern, ein Lakkolith, der später durch den gewaltigen Druck der ihm aufgelagerten jüngeren Schichten, durch die Pressung bei der folgenden Gebirgsfaltung und durch die dabei entstehende Temperaturerhöhung zumeist „gestreckt“, d. h. in gneisartige Struktur übergeführt wurde. Auf ihm lagerten sich im archaischen und in der ersten Hälfte des paläozoischen Zeitalters umfangreiche Bänke schiefriger Sedimente ab, die durch dieselben Kräfte, die liegenden Schichten mehr, die hangenden weniger, ebenfalls in kristallinische Gesteine umgewandelt wurden. So entstanden allmählich die Glimmerschiefer, Horn-

blende- und ähnlich konstituierten Chlorit- und Amphibolitschiefer, endlich die zumeist silurischen Grünschiefer im Gebiet des Landeshuter Kammes. Bemerkenswert ist, daß die einzelnen Abteilungen dieser alten Schiefer gewöhnlich in allmählichen Übergängen sich aneinander schließen, daß sie also durch einen verhältnismäßig kontinuierlichen Bildungsvorgang entstanden sein mögen. In der Mitte der Karbonzeit, nach der Ablagerung des unteren Karbons, des Kulms, wahrscheinlich, erfolgte die Hauptauffaltung des Iser-Riesengebirges; etwa zu derselben Zeit oder auch schon etwas früher drang der Zentralgranit aus dem Erdinnern aufwärts. Die alten Schiefer wölbten sich hoch empor; sie nahmen auf der Südseite des Gebirges, nahe dem Rande der stauenden starren Böhmisches Masse, so weit sie es nicht etwa schon besessen hatten, ein im allgemeinen annähernd W.-O. Streichen (W.N.W. — O.S.O.) an mit S. (oder S.S.O.) Einfallen. Indes von der Linie Koppe—Freiheit an vollzog sich eine Umbiegung der kristallinen Schiefergesteine, die heute den Landeshuter Kamm und dessen südliche Fortsetzung bilden, aus dieser Richtung nach N.O. und N. Damit ging auch die Fallrichtung aus der überwiegend südlichen in eine südöstliche und östliche über, und zwar so, daß in der Regel (mit vielen Ausnahmen im einzelnen) die ältesten Schiefer in der Nachbarschaft des Granits am steilsten aufgerichtet wurden, der Fallwinkel nach O. hin im allgemeinen abnimmt. Nördlich vom heutigen Bobertal aber finden wir wieder W.N.W. Streichen der Grünen Schiefer. Ältere kristallinische Gesteine kommen im Bober-Katzbachgebirge nicht mehr vor. Welcher Art das starre Hindernis war, das ungefähr im Gebiete des viel später erst entstandenen Hirschberger Tals durch Stauung diese Umbiegung des Schiefergürtels verursachte, läßt sich zurzeit mit Bestimmtheit nicht sagen; vielleicht gibt auf diese wie auf viele andere noch ungelöste Fragen über die Entwicklungsgeschichte unseres Gebirges die zu erwartende geologische Aufnahme durch die Landesanstalt befriedigenden Aufschluß. Lösten sich durch den tangentialen Druck, der zu der Faltung der alten Schiefer führte, zunächst meist horizontale Bewegungen aus, so drangen die feuerflüssigen Granitmassen vertikal aus dem Erdinneren hervor, besonders wohl an den Stellen zunächst, wo durch

irgendwelche Veränderungen in der festen Gesteinsrinde der Druck, der bisher das Magma in der Tiefe gefesselt hielt, sich vermindert hatte. Der Granit vermochte aber nicht die Erdoberfläche zu erreichen, sondern erstarrte, wie seine Struktur beweist, als ein echtes Tiefengestein unterirdisch. Dabei differenzierten sich bei der bald rascheren, bald schnelleren Erkal tung in den verschiedenen Lagen, bei den wechselnden Druckverhältnissen, vielleicht auch infolge ungleicher ursprünglicher Zusammensetzung oder nach Einschmelzung fremder Bestandteile an der Grenze gegen die alten Schiefer, einzelne Partien des Granits und bildeten die Porphygranite, Pegmatite, Aplite, Schlieren wie die zahlreichen anderen teils mehr porphyrischen, teils mehr eugranitischen Varietäten unseres Riesengebirgsgranites. Bei seinem Aufsteigen schnitt der Granit an seiner Ostgrenze, die im spitzen Winkel zu ihr verlaufenden Gneis- und Glimmerschieferschichten des heutigen Landeshuter Kammes spießeckig ab, konnte aber, wie schon bemerkt, ihre ganze Mächtigkeit vertikal nicht bewältigen, ebensowenig wie in dem weiten Areal westlich und südwestlich davon, sodaß ein zusammenhängendes „Dach“ über dem eingedrungenen Granitkern erhalten blieb. Erst durch die langsam aber unaufhörlich arbeitende Erosion in den folgenden Epochen der Erdgeschichte bis zum Tertiär wurde allmählich dieses „Dach“ zerstört, so daß der Granit im zentralen Gebiet, das früher auch sicher das höchste gewesen ist, zu Tage trat. So vollständig beseitigten die zerstörenden Kräfte die Schieferhülle über dem Granit, daß im Iser-Riesengebirgsmassiv noch nirgends von ihr ein Rest als Deckscholle gefunden worden ist. Ungeheure Massen von Gestein müssen desgleichen schon vor dem Eintritt oder doch vor Beendigung der Hauptfaltung des Gebirges abgetragen worden sein. Das beweisen die ausgedehnten Kulmablagerungen, Konglomerate und Sandsteine, die sich am Osthang des Landeshuter Kammes als ein Teil des großen Kulmgürtels des Waldenburger Berglandes gebildet haben. Diskordant auf den alten Schiefeln abgelagert und schwächer geneigt als diese haben sie doch noch an deren Aufrichtung teilgenommen, sind also spätestens vor dem Ende der Faltung schon vorhanden gewesen. Dagegen haben die Sedimente des produktiven Karbons, das bereits ganz jenseits unseres Ge-

bietes liegt, an dieser Faltung nicht mehr teilgenommen. Dar- nach ließ sich auch deren Alter bestimmen. Die heutige Ein- tiefung der Landeshut—Liebauer Senke ist das Werk der Erosion in den nicht allzu widerstandsfähigen Karbonablage- rungen. Während der unermesslichen Zeiträume des Mittel- alters der Erdgeschichte scheinen im Bezirk des heutigen Landeshuter Kammes keine bedeutenden weiteren Störungen eingetreten zu sein; auch hat man keinerlei Anzeichen dafür, daß ein mesozoisches Meer — ebensowenig wie noch später ein tertiäres — je dieses Gebiet bedeckte, abgesehen vielleicht von dem östlichen Vorland, in das die Transgression der Kreidezeit von S.O. her hineingereicht haben mag. Nirgends hat sich wenigstens auch nur die geringste Spur eines postkarbonischen Sediments gefunden. Allein die Erosion arbeitete anscheinend in der Trias-, Jura- und Kreidezeit an der Umformung des Gebirges. Nach langer Ruhe erfolgten erst im Tertiär von neuem gewaltige Bewegungen im Antlitz des Landes, aber nicht mehr Faltungen wie zur Karbonzeit, sondern ausgedehnte Sprünge, Schollenbildung, Einbrüche in den alten, inzwischen stark abgetragenen und flacher modellierten sudetischen Ge- birgszügen. Es ist die Zeit, in der auch das Hirschberger Tal entstand. Während sich früher die Ansichten über dessen Bil- dung scharf gegenübertraten, auf der einen Seite es als ein großer Einsturzkessel zwischen dem preußischen Hauptkamm, dem O. Ende des Isergebirges, dem Bober-Katzbachgebirge und dem Landeshuter Kamm aufgefaßt wurde, andere Forscher die rings von hohen Rändern umrahmte Niederung als eine durch gehäufte, allmähliche Erosionswirkung entstandene Hohlform erklärten, so macht sich jetzt eine mehr vermittelnde, besonders von F. E. Sueß vertretene Ansicht geltend, die beiden früheren Theorien gerecht zu werden versucht. Weitgehende Störungen im Gebirgsbau durch Sprünge und Verwerfungen geben auch die Verteidiger der zweiten Annahme zu, und die sehr bedeutende, im Laufe der Jahrtausende sich unermesslich summierende Wir- kung der Erosion bei der Ausgestaltung der Ränder und des Innern dislocierter Gebiete wird ebensowenig jemand unter- schätzen wollen. Es bleibt nur der Unterschied in der Auf- fassung, welcher von beiden Entstehungsursachen bei ihrem ver- einten Wirken der Hauptanteil zuzuschreiben ist. Daß der

stufenförmige Abfall des preußischen Hauptkammes auf einen staffelartigen Einbruch hinweist, ist vielfach betont worden; mir scheinen auch die Böschungsverhältnisse am westlichen Landeshuter Kamm und die dort großen vertikalen Unterschiede der Grenze des Granits gegen die alten Schiefer für bedeutende Störungen zu sprechen. (S. 186.) Seit der Tertiärzeit arbeiten nur noch die Kräfte der Erosion zerstörend weiter an dem Landeshuter Kamme, erniedrigen ihn langsam, zerschneiden ihn, besonders an seinem Nordende, in divergierende Züge, bedecken ihn mit einer Verwitterungsschicht oder in höheren Lagen mit Felsblöcken, aus denen stehengebliebene festere Kerne noch malerisch als „Steine“ emporragen. Die Eiszeit indes, deren formengebender Einfluß auf die Bildung unserer Kammflächen und auf den Boden des Hirschberger Tales bestimmend eingewirkt hat, kommt für den Bereich des Landeshuter Kammes und seines Vorlandes nicht in Betracht. Nur in der N.W. Hälfte der Schildau—Fischbacher Diluvialbucht und im Maiwaldauer Hügelland sind ihre Spuren nachgewiesen.

So im Laufe der Erdgeschichte entstanden, zeigt der Landeshuter Kamm und sein Vorland folgenden Aufbau: Den südlichen $4\frac{1}{2}$ km langen Abschnitt des Hauptkammes vom „Paß“ bis zur alten Schmiedeberg—Landeshuter Straße an ihrem höchsten Punkte (808 m) bildet eine schmale, nirgends viel mehr als einen km breite „Gneis“-Zone, deren nordöstliches Streichen mit der Richtung des Kammes fast zusammenfällt. Sie ist wohl kaum die Fortsetzung des mächtigen Gneisgebiets, das rings von Glimmerschiefer umgeben bei Hackelsdorf an der Elbe beginnend, den Schwarzen Berg und die Lichte Höhe bei Johannisbad bildet und dann von der Aupa im Dunkeltal tief zerschnitten nach N.O. und N. umbiegt, um den südlichen Teil des Kolbekammes zusammenzusetzen. Sie scheint vielmehr ihren Anfang zu nehmen mit einem nördlicheren, ebenfalls in Glimmerschiefer eingebetteten schmalen Gneisstreifen, der bei Groß-Aupa Teil II auftritt und über den mittleren Abschnitt von Klein-Aupa nordnordöstlich nach Arnsberg hin verläuft. Der südlichste Teil des Landeshuter Kammes in der Umgebung von Schmiedeberg ist wiederholt auf seinen inneren Aufbau hin untersucht worden wegen der technischen Wichtigkeit seiner Erzlager. Berg, der zuletzt eine eingehende Darstellung der

geologischen Verhältnisse des Schmiedeberger „Gneis“-Gebietes gegeben hat, unterscheidet bei einer großen Anzahl einzelner Varietäten drei Hauptgruppen der Gesteine:

1. Solche, die man Augengneise, Lagengneise oder Granitgneise nennen müßte, wenn man sie als echte Glieder der Gneisformation betrachten wollte. Glimmerarm und feldspatreich, sind sie durch allmähliche Übergänge verbunden mit dem granitisch-körnigen Gebiet des benachbarten Zentralgranits.

2. In Wechsellagerung mit diesen Gesteinen, z. T. sich zungenartig in sie hineinerstreckend mit völliger Beibehaltung der Konkordanz, feinschuppige Gneise und Partien, die als Glimmerschiefer anzusehen sind.

3. Die sog. „Erzformation“, der Bereich, in dem die Erze abgebaut werden: dünnstriefrige, wechselnde Lagen von Amphibolit, Glimmerschiefer, Kalkstein, Kalksilikaten und eingeschalteten Magneteisenlagern.

Daß Berg die Gesteine der Schmiedeberger „Gneisformation“ zum Teil sich aus einem uralten Granitlakkolithen entstanden denkt, so, daß er unter dem gewaltigen Vertikaldruck auflastender Schichten „gestreckt“ und dadurch zu einem gneisartigen Gestein wurde, ist schon erwähnt. (S. 179.) Er verwirft daher die Bezeichnung „Gneis“ für die Gruppe 1 und schlägt vor, sie „gestreckte Granite“ zu nennen. Für die Bestimmung der petrographischen Beschaffenheit dieser Gesteine kommt es weniger in Betracht, ob man sie so oder (Granit-)Gneise nennt, der Unterschied liegt in der verschiedenen Ansicht über ihre Entstehung. Sie zeichnen sich aus durch häufigen Wechsel des Habitus, zeigen oft stark ausgeprägte Kataklaststruktur, bei gleichbleibendem chemischen Aufbau weithin weder Schieferung noch Flaserung, sind also z. T. granitisch-körnig ausgebildet. Gegen ihre Auffassung als „Gneis“ spricht nach Bergs Meinung auch ihr Reichtum an großen Feldspäten und das Auftreten pegmatitähnlicher Stellen. Von den beiden Ausbildungsformen dieses „gestreckten Granits“, der „augengneisartigen“ und der „lagengneisartigen“, die häufig ineinander übergehen, herrscht die zweite vor. Auch bei den Gneisen der Abteilung 2 ist, wenn sie sich auch makroskopisch als völlig ungestrecktes Gestein darstellen, im mikroskopischen Gefüge Druckwirkung bemerk-

bar. Häufig weisen diese Gesteine, vornehmlich die der „ungestreckten“ Abart, an der Oberfläche wollsackförmige Absonderungen auf, die wie beim Zentralgranit die Bildung zahlreicher, großer Blöcke fördert. Eine solche Blocklandschaft zeigt schon die südlichste Erhebung des Landeshuter Kammes, der Leuschner. Die „Erzformation“, von der nur der östlich der Eglitz liegende Teil hier zu behandeln ist, zieht mit einem südwärts gerichteten Haken vom rechten Ufer dieses Fließchens bei Ober-Schmiedeberg in der Hauptrichtung von W. nach O. an der Grenze des Zentralgranits und der „Gneise“. Sie läuft dann gegen den „Roten Weg“, der ziemlich auf der Kammhöhe hinführt, nach N.O. spitz aus. Nahe der Mitte des Südrandes befindet sich die „Bergfreiheit“-Grube, die die Erze fördert. Überwiegend besteht diese Formation aus Kalkstein und Amphiboliten; daneben finden sich dunkler Biotitschiefer, auch Glimmerschiefer, Quarzite, Augitschiefer, massige Kalksilikatgesteine, endlich die wertvollen Magnet-eisenerze. Bald feinkörnig bis fast dicht, bald grobkörnig und kristallinisch, treten diese an Masse hinter den vorher genannten Gesteinen stark zurück. Die feinkörnigen Erze sind verhältnismäßig frei von fremden Beimengungen, während die grobkörnigen mehr fremde Bestandteile, in erster Linie Kiese, aufweisen, die für die Verhüttung störend werden. Weit verbreitet erscheint auch die Verunreinigung mit Chlorit und Biotit. Das Erz ist sehr reich, das reinste enthält über 79 % Eisen. Die Lagerung erweist sich im einzelnen als recht verwickelt, die Schichten sind meist in enge Falten zusammengedrängt, z. T. auch stark verworfen. Sog. „Riegel“, mächtige Gänge von grobkörnigem, pegmatitähnlichem Gestein, durchdringen die Kalksteine, Amphibolite und Erzlager. Der Gneisstreifen setzt sich jenseits der alten Landeshut-Schmiedeberger Straße, wo er auf $\frac{1}{2}$ km Breite zusammengeschrunpft ist, noch c. 1 km in derselben Richtung fort, um dann vom nordwestlicheren Granit spießeckig abgeschnitten zu werden. In diesem letzten Abschnitt bildet er aber nicht mehr den Hauptkamm, der in dem mittleren Teile des Gebirges bis hin zur Schippenlehne etwas nach W.N.W. vorgeschoben ist, sondern nur einen kleinen Teil seines östlichen Hanges s.ö. der Friesensteine.

Der Granit setzt nun nicht allein den Hauptkamm von der Höhe der alten Landeshuter Straße bis in die Gegend des Ochsenkopfes zusammen, während er bis dahin nur die westlichen Hänge und deren Vorland aufbaut, sondern aus ihm bestehen auch die divergierenden Höhenzüge im W. des Waltersdorfer Tales und die gesamte, dem mittleren Teile des Hauptkammes und den eben erwähnten abschenkenden nördlicheren Zügen im W. vorgelagerte Hügel- und Berglandschaft mit der Gruppe der Falkenberge, einschließlich der Höhen am r. Boberufer von Jannowitz abwärts. Der nördlichste Abschnitt des Hauptkammes indes von der Kolonie Kreuzwiese an bis über Kupferberg hinaus ist aus Hornblendeschiefern und ähnlichen Gesteinen zusammengesetzt. Bemerkenswert ist das Aufsteigen der Granitgrenze gegen den „Gneis“ im südlichen Teile des Landeshuter Kammes nach N. zu. Während im W. der Kleinen Lomnitz der Zentralgranit bis hinauf auf die Kammhöhe geht, erreicht er ö. davon zwischen diesem Bache und der Eglitz nicht viel mehr als 600 m Meereshöhe, indem schon die Vorberge des Schmiedeberger Kammes aus Gneis oder Glimmerschiefer bestehen. Am r. Ufer der Eglitz nun, am Fuß des Landeshuter Passes fängt die Granitgrenze an wieder allmählich gegen N.O. zu steigen und erreicht die Höhe des Kammes (c. 800 m) auf dem Scheitelpunkt der alten Schmiedeberg-Landeshuter Straße. Schon vorher setzt der Granit den Spitzberg (746 m), einen westlichen Vorsprung des Kammes, bei der Viktoriahöhe zusammen. Jenseits der Straße überragt der Granit in der etwas nach W.N.W. verschobenen Fortsetzung des südlichen Kammabschnittes weit die ö. benachbarten alten Schiefer und bildet den höchsten Punkt des gesamten Landeshuter Gebirges, die Freie Koppe mit den Friesensteinern (940 m). Auch alle nordwärts folgenden Gipfel liegen im Granitgebiet oder dicht an dessen Grenze, im Kontakthofe. Dieser so auffällig in seiner Höhenlage schwankende Verlauf der Gesteinsgrenze scheint doch hinzudeuten auf das Absinken eines Teils des Granits in der Südostecke des Schmiedeberger Tales. Hier bildet er ein flachwelliges nach S. und O. sanft ansteigendes Gelände mit breiten Talmulden. Er ist der Hauptmasse nach feinkörnig kristallinisch mit wenigen winzigen Glimmerschüppchen; große

blaßfleischrote Orthoklase, graue durchscheinende Quarze und größere schwarze Biotitkristalle sind eingebettet. Er stellt sich also dar als eine porphyrische Abänderung des Riesengebirgs-Normaltypus. Der aus ihm aufgebaute Spitzberg bei der Viktoriahöhe, der mit seiner Kuppe sich deutlich von dem langgezogenen Rücken des „Gneis“-gebietes abhebt, ist von Aplitgängen durchschwärmt. Da sie sich bei ihrer etwas stärkeren Widerstandsfähigkeit gegen die Erosion allmählich gegen ihre Umgebung herausheben, so überzieht die Oberfläche des Berges an vielen Stellen ein Netz leistenförmiger Aplitbänder. Weiter im N., sowohl im Bereich des Vorlandes als auch in den höheren Teilen des Gebirges, scheint der Granit bei sehr mannigfaltiger Ausbildung im einzelnen der Hauptsache nach wenig porphyrisch ausgebildet zu sein. Schon z. B. beim Riddelfelsen am Schlüsselberge bei Nieder-Schmiedeberg steht eine helle Varietät mit schwach porphyrischer Struktur an; gleichmäßiger feinkörnig ohne große Feldspatkristalle ist meist das Gestein auch ober- und unterhalb der „Buche“, bei den Friesensteinen, an den Edelmannsteinen und am Bolzenschloß bei Jannowitz, am Gneisenauberg, auf den Falkenbergen und dem Buchberg bei Boberstein. Häufig treten aplitische Gänge und körniger Drusenaplit auf und spielen bei der Zerklüftung und Absonderung der Gesteinsmassen eine bedeutende Rolle. Pegmatitische Partien sind weniger häufig. Granitporphyr findet sich anscheinend nur im Vorlande, so zwischen Hohenwiese und Bärndorf, am O.-Ende von Rohrlach (schon r. vom Bober), südlich davon auf Neudorf und s.w. auf Fischbach zu. Dieser letzte c. 1½ km lange, von N.N.O. nach S.S.W. streichende Gang hat seine Fortsetzung jenseits der Fischbacher Diluvialbucht in einem noch größeren, über 2 km langen, linsenförmigen, fast in derselben Richtung verlaufenden Streifen zwischen Erdmannsdorf und Södrich (dicht n. von ihm und zu ihm parallel verläuft ein schmaler „Syenit“-gang). Das Erdmannsdorf-Södricher Vorkommen leitet wieder hin zu dem Granitporphyr des Steinseiffener Ziegenrückens, so daß diese drei unterirdisch vielleicht, z. T. wenigstens, zusammengehörige Stücke in ihrer Gesamtheit einen dem Hauptporphyrzuge: Kleiner Teich—Ober-Lomnitz parallelen Gang darstellen. Die nordwestlichen auf dem rechten Boberufer gelegenen letzten Ausläufer des Granit-

areals enthalten s. von Maiwaldau nicht nur zwei Stellen mit granitischem Ganggestein, sondern n. von dem unteren Dorfe finden sich auch einige kleine Basaltdurchbrüche. In dem Granitgebiet von den Friesensteinen an n. bis in die Jannowitzer Gegend, desgleichen in der Gruppe der Falkenberge und ihrer Nachbarschaft fällt die Fülle an mannigfach geformten hohen Steingruppen, zusammengestürzten Blockhaufen, weiten Trümmerfeldern jedem Wanderer auf. (4.) Es sind Bildungen, die ähnlich auch in reichlicher Zahl die Gipfel am Nordrand des preußischen Hauptkammes und besonders dessen oberen Hänge bedecken. Bei und nach der Erstarrung aus dem feuerflüssigen Zustande verringerte sich durch Kontraktion das Volumen des Granits; das Gestein, das den alten Raum nicht mehr ganz erfüllen konnte, zersprang dabei in mehreren senkrecht zu einander gestellten Reiß- oder Kluftsystemen, deren Lage — ähnlich wie bei dem festwerdenden Basalt — in Abhängigkeit stand von der ursprünglichen Grenzfläche, an der das Magma fest wurde. Zunächst blieben die so entstandenen, annähernd regelmäßig kubischen oder parallelepipedischen Stücke des geborstenen Gesteins, selbst als sie nach Verwitterung der Deckschicht an das Tageslicht gekommen waren, meist in ihrer alten Lage zu einander unverrückt, da sie genau auf einander paßten. Bald begann aber die Erosion ihre zerstörende Wirkung auch an den Granitbauten auszuüben. Jetzt sprangen vielfach Felsstücke, die durch niedrige, aber breite Aplitschichten untereinander verkittet waren, in ebenflächigen Rissen auseinander, wobei die Gangmasse sich oft in regelmäßigen viereckigen oder zackigen Stücken auf beide Seiten des Sprunges verteilte. Anderwärts trennte sich die obere Lage einzelner Blöcke oder größerer Felsen mehr schalenförmig von ihrer Unterlage ab. Die Feuchtigkeit drang immer mehr in die Fugen ein, der Temperaturwechsel, vor allem der Spaltenfrost lockerte den Verband, der Wind trug die losen Teilchen fort, stellenweis arbeitete zerstörend auch fließendes Wasser; nitrifizierende Mikroorganismen, endlich Flechten und Moose lösten ein Partikelchen der Oberfläche nach der andern auf. So wurden im Laufe der Zeit¹⁾ die Fugen erweitert, zahllose

¹⁾ Daß die Verwitterung in der Regel nur langsam — nach unseren Begriffen — vor sich geht, beweisen die vielfach noch gut lesbaren in die Granitoberflächen eingemeißelten Inschriften aus dem 18. und 17. Jahrhundert.

neue Spalten und Risse erzeugt, die Gesteine oft tief einwärts zersetzt, die scharfen Kanten beseitigt. Es entstanden matratzen- oder wollsackähnliche Bildungen aus den Quadern, seltener Platten durch angenäherte parallele Sprünge. Endlich verloren sie vielfach ganz ihren Zusammenhang, stürzten von ihrer ebenfalls stark angegriffenen Unterlage herab und bildeten wüste, gewaltige Haufen von regellos geformten Blöcken und Tafeln. Da die Verwitterung langsam von außen nach innen arbeitet, blieben öfters im mittleren Teile der sonst zerstörten Granitmassen einzelne noch besser erhaltene Felsen als Klippen, Türme, Pfeiler oder Wände stehen, aber auch ihnen ist bei dem unablässig fortschreitenden Vernichtungsvorgange keine allzulange Dauer mehr beschieden. Mitunter verdanken solche Restgruppen noch dem besonderen Umstände ihre Erhaltung, daß sie aus einer etwas quarzreicheren, daher härteren, widerstandsfähigeren Granitvarietät²⁾ bestehen als ihre Umgebung, demnach als „Härtlinge“ aus ihr herausgewittert sind. Im allgemeinen halten die feinkörnigen, gleichmäßiger, ohne große Kristallindividuen konstituierten Abarten der Erosion besser Stand als die stark porphyrischen. Finden sich in den Klüftungen zwischen zwei hohen festen Felskörpern losere, etwa durch Rutschungen zermürbte Streifen, so fallen diese rasch der Zerstörung anheim, und es entstehen Zwillingsfelsen wie auf dem Forstberg; stürzen die oberen Klötze zweier benachbarter Pfeiler oder Mauern in den Zwischenraum, dann bilden sich leicht höhlenartige Räume oder Felstore, z. B. beim Rabenfelsen im Minztale. Ungemein mannigfach sind die Kleinformen, die die Verwitterung in diesen Steinbauten schafft: kleine und große, oft genau kreisrunde, flachere oder tiefere Pfannen und Kessel mit oder ohne Abzugskanal in allen möglichen Übergängen, Armsessel, Wetterrinnen, Erosionsleisten, abgerundete und geschweifte Vorsprünge und Einbuchtungen, Türmchen, Wackelsteine, aber selten in der zierlichen, fast spielerischen Art, wie sie die Quadersandsteine zeigen. Immer weiter schreitet der Zerstörungsprozeß: die hohen Steingruppen sinken mehr und mehr in Trümmer, die großen Blöcke zerfallen in kleine, diese in Brocken und Geröll. Allmählich entführt das Regenwasser die Alkalien und den Kalk aus den Bruch-

²⁾ Dann sind in der Regel auch die Kanten und Ecken schärfer erhalten.

stücken, es bleibt vielfach nur noch der Bergkies, ein Grus aus Quarz und einer lehm- oder kaolinartigen Masse, in der zerstreut noch feste Kerne liegen. Im folgenden ist der, bei dem Formenreichtum und den zahllosen Übergängen vielleicht wenig dankbare Versuch gemacht, diese „Steine“ nach ihrer verschiedenen Form einzuteilen, so daß im großen und ganzen von den älteren zu den jüngeren Bildungen fortgeschritten wird:

I. Bildungen noch im Gesteinsverbande:

1. Rundliche kompakte Massen. (Hauptteil des Mariannenfelden.)
2. Mauern. (Kuhkeller, Minzstein, Gegend um das Bolzenschloß, s. Gruppe der Friesensteine.)
3. Türme. (O.-Gruppe auf dem Forstberg. Rabenfels.)
4. Klippen. (Mitte des Forstberggipfels, Hang des Falkenberges, Pfortenklippen.)

II. Losgelöste Blockmassen:

1. In der Umgebung der Bildungen unter I als deren abgestürzte Teile.
2. Blockhaufen, meist rundlich. (Mittlere Gruppe und n. (Haupt-) Gruppe der Friesensteine.)
3. Blockmeere auf Hängen. (N. unterhalb der Friesensteine.)
4. Blockfelder. Blöcke zerstreut auf Verwitterungsboden, sichtbar meist nur auf Kahlschlägen. (Anhöhe l. oberhalb des Bolzenschlusses.)

An die Ostgrenze des Landeshuter „Gneisgebietes“ in dessen Hangendem legt sich eine diesem ziemlich parallel nach N.N.O. verlaufende, reichlich 7 km lange, im Mittel $\frac{3}{4}$ — $\frac{1}{2}$ km breite Zone von Glimmerschiefer an, die von Städtisch-Dittersbach bis Wüste-Röhrsdorf den höheren Teil der östlichen Kammböschung bildet. Sie ist die stark verschmälerte Fortsetzung der weiter im S. zwischen Schatzlar und Freiheit mächtig entwickelten Glimmerschiefermasse, aus der das Rehorngebirge und der n. Teil des Kolbekammes hauptsächlich besteht. In der Nähe des „Passes“ haben die Glimmerschiefer unweit der „Gneisformation“ eine reine, großflaserige Ausbildung, weiter entfernt von ihr indes tritt in ihnen Chlorit und

Hornblende auf, und es schließen sich gegen S.O. Schichten an, die allmählich immer mehr Chloritschiefer und chloritische Hornblende führen. Desgleichen steigert sich in derselben Richtung eine Beimengung von Amphiboliten; es lassen also diese hangenden Schichten deutlich einen Übergang zu den Hornblende- und ähnlich konstituierten Schiefen erkennen, von denen die Glimmerschiefer und weiter im N. der Granit im O. begrenzt werden. Auffällig erscheint der hohe Feldspatgehalt dieses „Glimmerschiefers“. Schon seine feinschuppigen, gneisähnlichen Varietäten enthalten Quarz und Feldspat in annähernd gleicher Menge, die grobschuppigen aber oft 3- bis 4mal so viel von dem letzten. Daher zeigt die Oberfläche dieser Gesteine ein sehr lockeres Gefüge und blättert sich leicht auf, besonders wenn sie eine feine Fältelung besitzen. Die meist äußerst feinschuppigen, z. T. fast dichten Chloritschiefer und chloritischen Hornblendeschiefer neigen unter der Einwirkung der Verwitterung mehr zum Zerfall in Parallelepiped. In den Amphibolitschiefen endlich, die den chloritischen Gesteinen z. T. sehr nahe stehen, bemerkt man filzige Aggregate von feinfasriger Hornblende, zwischen denen reichlich Chlorit eingelagert ist. Im nördlichen Teile, von Rotenzschau an bis in die Gegend bei Wüste-Röhrsdorf, scheint der Glimmerschiefer überwiegend in einer Abart aus viel Quarz, Schüppchen von Schwarzem Glimmer und kleinen Feldspatkristallen vorzukommen. Wie im südlichen Hauptgebiet sich mehrfach Stöcke von kristallinischem Kalk finden, so auch in der schmalen Zone am O.-Hang des Landeshuter Kammes. Diese meist etwa linsenförmigen „insularen“ Kalksteinpartien lassen sich in einer nach N.N.O. gerichteten c. 30 km langen Reihe von Marschendorf über Albendorf und Arnsberg bis nach Kupferberg verfolgen, also weit noch über das Gebiet des Glimmerschiefers hinaus in das der Hornblendeschiefer. Von den beiden größeren Kalklagern, die hier in Betracht kommen, liegt das eine an der alten Landeshuter Straße nahe bei Hohenwaldau, unweit der Grenze zwischen Gneis und Glimmerschiefer, das bedeutendste aber n.ö. davon bei Rotenzschau und Wüste-Röhrsdorf. Es enthält gewaltige Massen eines meist feinkörnigen, weißen, gelben, rötlichen, selbst grünlichen oder graublauen Marmors, der wegen seines Gehalts von 15—20 % Magnesia als Dolomit angesprochen

werden muß. Sein Streichen S.W.—N.O. ist ziemlich parallel dem des Glimmerschiefers. Als unmittelbarer Mantel dieser Kalksteine treten meist Gesteine auf, die sich erheblich von den anderen Schiefen unterscheiden: Quarzite, Serpentin, epidotführende Minerale. Die Kalke setzen in c. 800 m Höhe am S.-Hang des Röhrsberges, dessen Gipfel noch von Granit — dicht an der Schiefergrenze — gebildet wird, an und erstrecken sich s.w. gegen das Rotenzechauer Forsthaus. Der Dolomit reicht heran bis an die Lager von Arsenikkies, die sich bei der Kolonie „Grundhäuser“ finden. Beide nutzbaren Vorkommnisse werden von der Gewerkschaft „Evelinensglück“ ausgebeutet, der Dolomit in einem ausgedehnten Tagesbruch, der Arsenikkies in einem Bergwerk. Jenseits von Rotenzechau, wo die „Gneiszone“ ihr Ende erreicht hat, grenzt der Glimmerschiefer auf einer Strecke von knapp 2 km unmittelbar an den Granit, immer spitzer zulaufend, bis er endlich von ihm, ebenso wie vorher der „Gneis“ spießeckig abgeschnitten wird.

Weiter im N. bis über Kupferberg hinaus kommt nun der breitere Gürtel der im allgemeinen s.w.—n.ö. streichenden Hornblendeschiefer und verwandter, z. T. in kontaktmetamorphischer Ausbildung auftretender Schiefer unmittelbar an den Granit heran, während er mehr südlich das Hangende im O. der Glimmerschiefer gebildet hatte. Seine Schichten fallen in der Regel weniger steil nach S.O. ein, als die der beiden w. Zonen. Dieser Chloritschiefergürtel beginnt schon weit s. vom Anfange des Landeshuter Kammes auf der O.-Seite des Kolbekammes, und zwar als ein bei Kunzendorf (4 km n.n.w. von Schatzlar) südwärts spitz ausgehender Keil. Bei Oppau erst $\frac{2}{3}$ km, bei St. Hermsdorf schon 2 km breit, erreicht er zwischen St. Dittersbach und Eventhal-Moritzfelde mehr als 4 km Breite, verschmälert sich aber s.s.ö. von Hohenwaldau wieder auf die Hälfte dieses Betrages und begleitet nunmehr ziemlich gleichmäßig reichlich 2 km breit den Glimmerschiefer und den Granit bis an den Bober. Ein schmaler Streifen liegt sogar noch auf dem r. Ufer des Flusses, kann aber morphologisch dem Landeshuter Kamme nicht mehr zugerechnet werden. Das Gebiet des Chloritschiefers erstreckt sich demnach über den größten Teil des östlichen Abfalles des Gebirges, bildet den n. Abschnitt des Hauptkammes von Kreuzwiese an und setzt auch noch den

Wolfs- und den Laubberg bei Haselbach wie die westliche Hälfte des Scharlachzuges mit diesem Gipfel selbst zusammen. Die Hornblendegesteine sind überwiegend mikrokristallinisch, teils mehr, teils weniger deutlich, ausgebildet. Nach Websky ist in der Kupferberger Gegend die untere Serie der Hornblende- (oder wie er sie nennt, Diorit-) Schiefer stärker kristallinisch als die obere. Die Gesteine der tieferen Etage bestehen aus schwärzlicher Hornblende, hellolivgrünem Oligoklas und wechselnden Mengen von Glimmer, fast immer begleitet von feinen Schwefel- und Kupferkiespunkten. Sie sind fest, scharfkantig; die Schieferung tritt klar erst an verwitterten Stellen hervor. Merkwürdig erscheinen die Nester aus großblättrigem, mitunter von Quarz begleitetem Oligoklas in diesen Schiefeln. Dagegen zeigen die weniger deutlich kristallinischen oberen Hornblendeschiefer ausgesprochene Schieferung; man sieht hier wieder, wie sich offenbar der ganze Schichtenstoß ö. des Granits vom Hangenden zum Liegenden allmählich immer vollständiger unter der Einwirkung der früher erwähnten Kräfte aus ursprünglich sedimentären Bildungen in mehr oder weniger kristallinische umgewandelt hat, mit Ausnahme etwa des vielleicht aus einem sehr alten Granitlakkoliten entstandenen Schmiedeberger „Gneises“. Die oberen Hornblendeschiefer sind zusammengesetzt aus kleinen mandelförmigen Aggregaten von Oligoklas und feinstrahligem Amphibolit, verbunden durch ein verworrenes Netz schmutzig-graugrüner, asbestartiger Hornblendenadeln. Die Nesterbildung fehlt, dagegen ist Schwefelkies in kleinen Funken häufig. An der Grenze gegen die grünen Schiefer ähneln diese Gesteine dem Chlorit- und Talkschiefer. Die Hornblendeschiefer und die ihnen nahestehenden Minerale setzen aber keineswegs allein die beschriebene Zone zusammen, sondern ihnen sind auch bedeutende Massen von Glimmerschiefer in verschiedener Ausbildung (z. B. auch chloritischer Glimmerschiefer), Quarzschiefer u. a. eingeschaltet. So trifft man, wenn man sich von Eventhal her dem Landeshuter Passe nähert, im Tale des Schweinlich Glimmerschiefer von normaler Beschaffenheit und chloritischen, während Amphibolite erst von der Haselbacher Kirche an vorherrschen. Ö. vom Ochsenkopf, auf dem Kontaktgestein von gneisartigem Typ mit Andalusitkristallen ansteht, überwiegt anscheinend sogar die glimmerschieferähn-

liche Ausbildung. Sie findet sich nach Websky auch in kleinen Partien s.w. und s.ö. von Kupferberg, s. bei Rudelstadt und herrscht auf dem r. Ufer des Bobers vor. Quarzschiefer — wenig mächtige Schichten aus Quarz und feinem, rötlichem Feldspat, die von dünnen Ablagerungen weißer Glimmer getrennt werden, mitunter fein gefältelt — treten auf in schmalen nach N. und N.O. spitz zulaufenden Keilen ö. von Neu-Röhrsdorf, ferner s.ö. vom Sandberg, der das rechte Ufer des Schlackenbaches begleitet, in einer breiteren aber kürzeren, quer über die Dorfstraße von Waltersdorf verlaufenden Zone, die mit zwei Spitzen nach S.S.O. ausgeht, und endlich in einem meridional ziehenden Streifen, der sich dicht an der Ostseite von Kupferberg bis an den Bober hinzieht. Die Einlagerungen von (dolomitischen) Kalkstöcken, die Fortsetzung der Rotenzechauer Zone, sind unbedeutender als in der Glimmerschieferzone. Sie stellen sich dar als grob- bis feinkörnige, kristallinische, fast immer hellweiße Stöcke im oberen Teile von Waltersdorf, dicht s. bei Kupferberg in zwei Lagern und w. von Rudelstadt. Fast ganz unterirdisch, erst durch den Bergbau aufgeschlossen, durchdringen zwei Reihen von roten Porphyren, in riegelartig abgerissenen Gängen s.ö. streichend, die Hornblende-Schiefer wie auch die benachbarten Grünschiefer. Die n. Reihe zieht von Rudelstadt über die Bergmühle auf das rechte Ufer des Bobers und in die nördlichen Grünen Schiefer, die südliche verläuft hauptsächlich unter der Stadt Kupferberg. Am wichtigsten sind für die technische Verwertung von den Einlagerungen in die Chloritschiefer natürlich die bekannten kupferführenden Erzadern, auf deren Anordnung, Ausbildung und Verwertung aber hier nicht weiter eingegangen werden kann. Man unterscheidet drei Reviere: das westliche unter der Stadt Kupferberg selbst, das östliche bei Rudelstadt und das Mittelfeld dazwischen. Die wichtigsten Erze sind Kupferkies, Buntkupfer-, Fahlerz, Kupferglanz; daneben treten noch auf Schwefelkies, Magnetkies, Arsenikkies, etwas Kobalt und Nickelerz, Zinkblende, Schwerspat (nur im O.) und Silbererze. Die meisten nutzbaren Erze scheinen sich hauptsächlich in der Nähe des Porphyrs zu finden; nur der mittlere, gewöhnlich 5 bis 8, höchstens 65 cm breite Teil der „Gänge“ führt in der Regel das Erz, hier aber fast immer mit konzentriertem

Gehalt. Über die Entstehung der z. T. stark gestörten und kompliziert gebauten Lagerstätten und über ihre Erklärung als „Gänge“ oder „Lager“ ist bisher anscheinend noch keine völlige Einigkeit erzielt. Mit Recht genießen manche dieser Erzadern bei den einheimischen und fremden Sammlern einen guten Ruf wegen ihres Reichtums an seltenen, oft in eigenartig schönen Formen auftretenden Mineralien. (5.)

An der Grenze zwischen Granit und Hornblendeschiefer zeigt sich eine c. $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ km breite Kontaktzone. In ihr sind die Schiefer durch den benachbarten Granit vor dessen Erstarrung und Erkaltung z. T. stark verändert worden; es sind Kontaktmetamorphosen eingetreten, wie sie in ähnlicher Weise längs der Berührungszonen von Schiefer und Riesengebirgsgranit an dessen Südgrenze von der Iser bis zur Koppe nachgewiesen wurden. So finden sich am Sauberge und am Ochsenkopf, dergleichen auf den Höhen w. von Waltersdorf und bei Kupferberg hornfelsartige, dunkle, dichte bis feinkörnige Kontaktschiefer mit Andalusit. In den Bereich der Schiefer hat zudem der Granit c. $\frac{3}{4}$ km weit zahlreiche Apophysen entsendet, blaßfleischrote bis rostrote, feinkörnige, quarzreiche und daher feste Gesteine. Nach Websky ist am Kontakt der Granit selbst in der Kupferberger Gegend mitunter eigentümlich zersetzt. Er besteht dann aus Oligoklas in schmutzig-lauchgrünem Talk, mattem Orthoklas, zahlreichen weißen Quarzgängen und schuppigem Eisenglanz.

Im O. und N. der „Hornblendeschiefer“ beginnt das Gebiet der sog. Grünschiefer und des Kulms, so, daß auf dem bei weitem größten Teil der Grenzlinie die ersten an die Hornblendegesteine stoßen, während der Kulm nur ganz im S. bei Eventhal, dem unteren Abschnitt von Hohenwaldau und bei Ober-Schreibendorf wie im N.O. auf einer ganz kurzen Strecke bei Rudelstadt mit ihnen sich berührt.

Das Grünschieferareal zwischen Ober-Schreibendorf und Rudelstadt, das bei diesen beiden Orten gegen S.W. und N. spitz auskeilt, im mittleren Teile bei Rohnau aber sich nach O. hin auf c. $2\frac{3}{4}$ km verbreitert, stellt eine etwa 8 km lange annähernd linsenförmige Insel dar zwischen den Hornblendeschiefern im W. und den ausgedehnten Kulmablagerungen der Landeshut-Liebauer Senke wie des Waldenburger Berglandes

im O. Von diesen Grünschiefern werden die ö. und s.ö. Hänge des Scharlach, sowie die von ihnen nach N.N.O. ziehenden Höhen zusammengesetzt. Die Grünschiefer n.w. von Rudelstadt auf dem rechten Ufer des Bobers gehören bereits ganz dem Bober-Katzbachgebirge an. Petrographisch zeigen die grünen Schiefer nach W. hin sehr engen Anschluß an die Hornblendegesteine und allmählichen Übergang zu ihnen; z. B. bei der Kirche in Rohnau und am Scharlach. Sie bilden in normalen Vorkommnissen ein zähes Gemenge aus einem asbestartigen, grünlich-blau-grauen Gestein und aus Feldspat, oft begleitet von Talk und feinschuppigem Chlorit mit verschiedenen Einschlüssen im Gefüge der Schichten selbst (Dolomit, Quarz, Oligoklas.) oder in Spaltenfüllungen. (Fettquarz, Kalkspat, Pistacit, Albit.) In einer größeren Partie tritt zwischen Rudelstadt und Prittwitzdorf Tonschiefer auf; doch ist er nur als eine örtliche Abänderung der Grünschiefer aufzufassen, unterschieden von ihnen durch seine graue Farbe und durch den Mangel an kristallinen Silikaten. Bei Rohnau (s.s.ö.) lagert in den Grünen Schiefen eine meridional streichende Reihe von unbestimmt begrenzten Talkschieferstöcken. Sie bestehen aus einem dünn-schiefrigen, bald glimmerartigen, bald specksteinähnlichen Talk mit eingesprengten Quarzkörnchen und rundlichen, nadelkopfgroßen Schwefelkieskristallen, die bis 15 % des Gesteins ausmachen können. Nachdem der Abbau dieser Kiese über ein Jahrzehnt geruht hatte, wurde er im Jahre 1904 (als Tagbau) wieder aufgenommen. Verarbeitet werden die Erze in dem nahegelegenen „Morgensternwerke“ bei Merzdorf.

Die Kulmablagerungen, Konglomerate und Sandsteine, setzen als die jüngsten Bildungen im Gebiete des Landeshuter Kammes dessen östliches breites Vorland zwischen Eventhal, Ober-Schreibendorf, Reußendorf und Rudelstadt im W., dem Bober im O. zusammen, erheben sich aber, da sie stark durch die Erosion abgetragen sind, nur in der Gruppe n. von Eventhal (Lauschberg 760 m) und im Zuge des Buchberges (666 m) zu bedeutenderen selbständigen Höhen, während sie sonst ein meist sanft geböschtes, ziemlich einförmiges Hüggelland darstellen. Sie zerfallen in zwei Abteilungen. Die ältere zeigt oft intensiv rötliche Farbentöne des Bindemittels und eine bedeutende Größe der Gerölle; die jüngere dagegen weist eine

kleinere Form der im allgemeinen wenig abgerundeten Rollsteine wie eine trübe, grau-grünliche Farbe auf. In diesen Kulmsedimenten sind den Untersuchungen Webskys zufolge die Konglomeratbänke gewöhnlich um so mächtiger, je größer die Geschiebe auftreten. Bei groben Packungen füllen oft kleine Gerölle die Zwischenräume der größeren z. T. aus, so daß das Bindemittel verhältnismäßig zurücktritt.

Diluviale Ablagerungen treten nur am niedrigen Rande des westlichen Vorlandes auf, rechts der Eglitz und Lomnitz wie in der Fischbacher Niederung und im Maiwaldauer Hügelland. Zwei vorspringende Sporne des Granits, die bei Ruhberg und Scheibe bis fast unmittelbar an die Eglitz reichen, zerlegen den schmalen, nirgends viel mehr als einen km breiten Diluvialstreifen auf dem rechten Ufer dieses Flüsichens in drei Teile: in den von Schmiedeberg und Neuhof, den z. T. mit Teichen und Torfwiesen bedeckten von Quirl, und den dritten, größten von Erdmannsdorf-Schildau. Bei dem letzten Dorfe zweigt sich von dem Diluvialstreifen an der Lomnitz die umfangreiche, vom Fischbach durchströmte Fischbacher Diluvialbucht ab, die 2—3 km breit, c. 4 km lang nach S.O. bis fast zum oberen Ende des Dorfes und bis nach Södrich hin reicht. Auf der rechten Seite des Bobers werden die Granithöhen des Maiwaldauer Hügellandes im N.O., N.W. und S.O. vom Diluvium umgeben. Eiszeitliche Ablagerungen finden sich allein in der N.W.-Hälfte der Fischbacher Bucht.

Im übrigen Teil der westlichen Hänge wie auf dem gesamten östlichen Abhang bis hin zum Bober kleidet eine meist nur dünne Verwitterungsschicht als Bodenkrume das anstehende Gestein ein.

III. Relief des Landeshuter Kammes.

A) Der Hauptkamm und seine Verästelungen. (6.)

Betrachtet man den Landeshuter Kamm von einem in genügender Entfernung gelegenen höheren Punkte des Riesengebirgsvorlandes, etwa von einem der Gipfel des Stonsdorfer Geländes aus, so zeigt er eine Gliederung in drei Abschnitte. Der erste, südliche, Teil von dem „Passe“ bis zur alten über

die Buche. führenden Schmiedeberg-Landeshuter Straße erscheint als ein einfacher, ja einförmiger, nach seinem Aufstieg von der Paßhöhe aus fast horizontal nach oben hin ausgehender, gradliniger Zug. Der mittlere, höchste, in der Gruppe der Friesensteine gipfelnde Abschnitt hat die Kontur eines flachen Segments, ist aber nicht die gerade Fortsetzung des ersten Stückes, sondern ihm parallel etwas nach W.N.W. auf den Beschauer zu vorgerückt. Zwischen diesen zweiten und den dritten Teil schiebt sich die mäßige Einsenkung über der „Schippenlehne“ ein, in ihrer Mitte ein wenig aufwärts gewölbt, ganz ähnlich wie der allerdings weit größere Sattel der Mädeldwiese zwischen den beiden Hälften des Preußischen Kammes. Links davon, jenseits der Straße Fischbach—Neudorf—Röhrsdorf bildet von größerer Entfernung aus gesehen, wo die Auflösung des nördlichen Landeshuter Kammes in mehrere Züge nicht sichtbar wird, die Kammlinie des dritten Abschnittes eine zunächst in drei ganz flachen Wellen bewegte Kurve und sinkt dann in gerader Richtung allmählich nach Kupferberg hinab. Dieser letzte Teil des Kammes tritt, wie man deutlich erkennt, wieder gegen den mittleren zurück, setzt also die Richtung des ersten fort.

In der Tat ist der c. 17 km lange Hauptkamm so gebaut, als er von einem solchen Aussichtspunkte her sich darstellt. Sein südlicher Abschnitt streicht, nachdem er sich von der Höhe des Passes (727 m) sogleich zu seinem höchsten Punkte, dem Leuschner (855 m), erhoben hat, als ein regelmäßig gewölbter „Gneis“-Rücken $4\frac{1}{2}$ km weit nach N.N.O., nur ganz schwach gegen O. konkav bis zu dem Bibersberge (839 m) ohne auffällige Gipfelbildung. Auch die beiderseitigen Abhänge sind einförmig gebaut und wenig gegliedert bis auf einen kleinen Seitenast im W., der oberhalb der Viktoriahöhe den granitischen Spitzberg (746 m) und dicht nordwestlich dabei den Sattelberg (614 m) bildet. Die steilere Böschung liegt im W., die Höhenlinie von 600 m zieht hier in einer mittleren Entfernung von nur c. $\frac{3}{4}$ km gleichlaufend zum First des Kammes, während sie sich auf der Ostseite im Durchschnitt etwa doppelt soweit von ihm entfernt. Der westliche Hang des Leuschner trägt das Erzbergwerk. Den Westfuß des südlichen Kammabschnittes begleitet vom Sattelberge ab die neue Schmiedeberg-Landshuter

Chaussee über die Viktoriahöhe und das Bergwerk bis auf den „Paß“. Von ihm aus zieht z. T. unmittelbar auf der Kammhöhe, z. T. dicht östlich unter ihr der aussichtsreiche „Rote Weg“ nach Hohenwaldau (r. von ihm, $\frac{1}{2}$ km nordöstlich des Leuschner der Schäferstein). Am Bibersberg entspringt das Buchenfloß, das hauptsächlich westwärts gerichtet die Eglitz unterhalb der Annakapelle bei Mittel-Schmiedeberg erreicht. Nach S.S.O. fließt aus der Nähe desselben Berges ein Bach, der sich bei dem Dorfe Haselbach mit dem Schweinlich vereinigt. Von diesen beiden Tälern wird das erste wegen seiner starken Neigung und seiner z. T. schroffen Wände nicht von dem alten Schmiedeberg-Landeshuter Fahrwege, der sog. Königsstraße, benutzt, sondern diese führt nordwärts ausbiegend über die „Buche“, wo sich die Steigung allmählicher verteilt. In dem Nebental des Schweinlich zieht die Straße von Hohenwaldau nach Haselbach, während die Königsstraße sich von dem ersten der beiden Orte ost-südöstlich nach Schreibendorf fortsetzt.

Im N. dieser beiden Talfurchen wird das Gebirge höher, breiter und stärker gegliedert. Zunächst biegt der nunmehr aus Granit bestehende Hauptkamm c. $\frac{3}{4}$ km weit nach N.W. um, nimmt dann aber wieder die ursprüngliche Richtung nach N.N.O. an. Hier liegt der höchste Punkt des mittleren Abschnittes, zugleich die bedeutendste Erhebung des gesamten Gebietes, die flach schildförmige, von den Friesensteinen gekrönte Freie Koppe. Die Friesensteine (7) sind drei nahe einander angeordnete Steingruppen. Die südwestliche, der Clementinenfels, stellt eine zur Kammrichtung annähernd quer gestellte, von fast vertikalen Spalten durchzogene Mauer dar, die mittlere bildet dicht neben der ersten einen rundlichen Haufen von großen Blöcken. Auf der oberen Seite der beiden höchsten befinden sich zwei runde, schön geformte Witterlöcher. (8.) Die nordöstliche, die Hauptgruppe — c. 100 m vom Clementinenfels — (935 m), ist ähnlich aus gewaltigen losen Steinmassen aufgebaut, die im Innern wohl einen festen Kern umschließen, aber breiter und höher. Eine Treppe führt auf ihre unregelmäßige Plattform. Die Aussicht, die man von hier genießt, gilt mit Recht als eine der umfassendsten und schönsten des ganzen Gebirges. Besonders imposant sieht der Riesengebirgskamm aus, weil er schräg von der Seite gesehen,

verkürzt und die Kammlinie daher viel stärker auf- und abwärts bewegt erscheint als in der langen Frontansicht betrachtet. Um den nordwestlichen Fuß der Friesensteine und auch noch weiter gegen N.O. an den oberen Böschungen hin breiten sich gewaltige Mengen von Felsblöcken und grobem Geröll aus. Die Steingruppen stehen nicht genau auf dem höchsten Punkte des Berges, sondern etwas westsüdwestlich davon. Die Freie Koppe schwillt nämlich etwa 500 m hinter ihnen auf 940 m an. Nun sinkt in gleichmäßiger Neigung der Kamm herab zu einer c. 730 m hohen Einsattlung, in der die Straße von Bärndorf nach Wüste-Röhrsdorf zieht. 3 km beträgt ungefähr bis hierher die Länge des Weges von der alten Paßstraße aus. An der Stelle, wo der Hauptkamm seine nordwestliche Biegung beginnt, noch nahe den östlichen Abhängen des Biberberges, zweigt sich ein mehrfach gekrümmter und verästelter Nebenzug nach O. hin ab, der im W. aus Hornblendegesteinen, in der Mitte und im O. aus Kulm aufgebaut, sich zwischen den Tälern von Haselbach und Hohenwaldau bis an die Landeshuter Chaussee oberhalb und unterhalb von Eventhal-Moritzfelde ausdehnt. Er trägt zunächst den Wolfsberg (774 m) und gabelt sich dann in den kurzen Kamm des Laubberges (751 m) über Haselbach und des Lauschberges (761 m) mit den beiden Ramsensteinen westlich von Schreibendorf. Nördlich des von der Abs durchflossenen Tales von Hohenwaldau löst sich im O. der Freien Koppe ein zweiter, kleinerer Nebenast los, der den Hedwigsberg (741 m, mit schöner Rund-sicht) und den Spitzstein im W. von Ober-Schreibendorf trägt. Da gleichfalls nach W. hin von den Friesensteinen aus, beider-seits des unterhalb von ihnen entspringenden Baches, ein Paar gedrungener Ausläufer zieht, auf deren nördlichem der Goldene Schlüsselstein (c. 700 m) liegt, und auf deren südlichem die Straße von Schmiedeberg über die Buche aufwärtsführt, so erreicht hier das Gebirge zwischen Schreibendorf und Hohenwiese die bedeutende Breite von c. 7 km, uneingerechnet noch die jenseits des Weges Bärndorf—Hohenwiese gelegenen niedrigeren Enden dieses Doppeltzuges.

Nördlich der Straße zwischen Bärndorf und Wüste-Röhrsdorf beginnt der letzte Abschnitt des Landeshuter Kammes. Zunächst verläuft er langsam steigend $\frac{3}{4}$ km nach N.O., bis ihn

in 780 m Höhe die Straße Neudorf—Ober-Wüste-Röhrsdorf schneidet. Von diesem kurzen Stück aus senkt sich nach N.W. ein durch zwei weiter unterhalb sich gabelförmig vereinigende Täler kräftig herausgeschnittener waldiger Rücken $1\frac{1}{2}$ km weit bis auf 540 m herab, die sog. „Schippenlehne“. Jenseits des genannten Höhenpunktes (780 m) streicht der Hauptkamm im allgemeinen nach N.N.O., also gegen den Kamm der Friesensteine ein wenig ostwärts verschoben in die Verlängerung der südlichen Kammstrecke. Nach $1\frac{1}{4}$ km erreicht er über den flachen Röhrsberg ansteigend seinen höchsten Punkt, den etwas schärfer nach oben ausgehenden Sauberg (891 m).³⁾ Weiterhin gelangen wir bald, nachdem wir die flache Einsattlung überschritten haben, die der Weg zwischen Fischbach und Neu-Röhrsdorf benutzt, auf den in der Luftlinie nur $\frac{3}{4}$ km entfernten Ochsenkopf (878 m), den besten Aussichtspunkt des Kammes nach den Friesensteinen. Seine breite Kuppel trug einst eine jetzt zerstörte, bescheidene Unterkunftshütte. Haben wir uns bisher, seitdem wir den Bereich der Freien Koppe verlassen haben, in oder wenigstens nahe der Grenzzone zwischen Granit und Glimmer- oder Hornblendeschiefer gehalten, so treten wir hinter Kreuzwiese, am Fuße des Ochsenkopfes, mehr in das Gebiet der letztgenannten Gesteine ein. Der Kamm, breit und flach gewölbt, nicht mehr mit zusammenhängendem Wald verhüllt, sondern überwiegend mit Wiesen und allerdings meist recht dürftigen Feldern bedeckt, sinkt jetzt über den oberen Teil von Waltersdorf und die Chaussyhöhe ganz allmählich herab bis nach Kupferberg, um am N.-Rande dieses Städtchens sich ein wenig steiler noch mehr als 100 m hinabzulassen zum Bober. $4\frac{1}{2}$ km haben wir vom Ochsenkopf nach Kupferberg, noch einen bis an das Flußbett zurückgelegt. Der von Wüste-Röhrsdorf kommende Weg über die „Kreuzschenke“ führt bis nach der Bergstadt fast auf dem Scheitel dieses platten Kammes und eröffnet eine abwechslungsreiche Aussicht nach links über die bewaldeten Höhen der westlichen Seitenzüge, nach rechts über die weite Bobersenne bis hin auf das Waldenburger Bergland und über dieses hinaus bis zum Zobten, der Eule und den Glatzer Gebirgen. Der

³⁾ Zurzeit leicht kenntlich durch einen hohen auf seinem sonst kahlen Gipfel stehenden Einzelbaum.

letzte Teil des Hauptkammes stellt den Ostrand der Jannowitzer Talweitung dar.

Hatte sich schon der mittlere Abschnitt des Landeshuter Kammes im Gegensatz zu dem südlichen ausgezeichnet durch eine reichere Entwicklung der Nebenkämme, so tritt dies in noch höherem Maße bei dem letzten Drittel hervor. Vom Sauberg nach O.S.O. löst sich eine nahe den Quellen des Rohnauer und des Wüste-Röhrsdorfer Baches nur schmale, bald aber hammerförmig sich verbreiternde Gebirgsmasse ab, die im W. aus Hornblendeschiefer, im N.O. aus Grünschiefer, im S.O. aus Kulmgestein zusammengesetzt, das Dreieck zwischen Sauberg, Schönbach (bei Rohnau), dem hinteren Teile von Reußendorf und Ober-Schreibendorf fast ganz ausfüllt. Seine höchste, ziemlich genau in der Mitte gelegene Erhebung ist der von einem Aussichtsgestelle, dem einzigen im ganzen Gebiete links des Bobers, überragte, nach W. hin in steilen Felswänden abfallende Scharlach (871 m), von dem aus man am besten die östliche Flanke des Landeshuter Kammes übersieht. (9.) Nach allen Seiten strahlen von diesem Zentrum Bergzüge aus: gegen N.W. zieht der Rücken, der den Scharlach mit dem Hauptkamme verbindet, südwärts verläuft ein sonst kuppiger Höhenzug mit dem aussichtsreichen, schlanken, felsgekrönten Spitzstein (705 m, Schutzhütte.) bis zum Galgenberg (640 m) bei Ober-Schreibendorf, nach O.N.O. erstreckt sich ein Rücken bis in die Nähe der Pfaffensteine (s. von Schönbach). Endlich nach N. wenden sich zwei kleinere Höhenreihen, rechts und links eines Wassers, das dem Rohnauer Bach zueilt, die westliche vom Hauptgipfel selbst aus, die östliche aus der Gegend der Pfaffensteine her. In dem Tale zwischen diesen beiden Zügen, am O.-Rande, liegt die früher erwähnte Schwefelkiesgrube.

Noch reicher und mannigfaltiger entwickelt, wenn auch nirgends mehr die Höhe des Scharlachs erreichend, sind die nach N.W. und N.N.W. gerichteten granitischen Seitenkämme dieses letzten Abschnittes. Vom Sauberg aus streicht ein Rücken, in seinem ersten Teile „Saukamm“ genannt, gegen N.W., der ziemlich steil über der Neudorfer Niederung, aber nur flach und unbedeutend über den benachbarten Hängen des Sauberges und Ochsenkopfes aufsteigt. Er trägt die turmartige kleine Felsgruppe der Teufelskirche (620 m) an seiner w. Böschung;

750 m wurde sein höchster Punkt gemessen. Seine Fortsetzung wird s. der von Fischbach in das obere Minztal leitenden Straße gekrönt von den eindrucksvollen Steinbauten des Mariannenfelsen, der sich reichlich 37 m über den flachen Scheitel (681 m) bis zu 718,5 m erhebt. (11.) Diese bedeutendste aller Steingruppen des Landeshuter Kammes, mit ziemlich ovalem Grundriß — die längere Achse annähernd dem Kamm parallel gerichtet, stellt sich im ganzen als eine mächtige, buckelförmige Anschwellung dar, der Hauptmasse nach sicher mit ihrer Unterlage in festem Gesteinsverbande; im einzelnen ist sie sehr mannigfach gegliedert. Gegen das Neudorfer Tal zu ist sie in zwei Terrassen abgesetzt, während sie nach den anderen Seiten hin gleichförmiger abfällt. Z. T. zeigen die Gesteinsmassen deutlich die typische Klüftung des Granits in Parallelepipeden und wollsackähnlichen Stücken. Auf der ersten Stufe ist ein Block mit einem gußeisernen Löwen geziert, einer Erinnerung an die Zeiten, wo hoher Besuch öfters die Felsen bestieg; die obere Plattform bedecken mächtige, oft nur durch ganz schmale Gänge voneinander getrennte Blöcke, kleineres Trümmerwerk, klippen- oder mauerartige Felsen. Der höchste der Blöcke ist durch eine Steintreppe zugänglich gemacht und mit einem schützenden Gitter oben eingefast. An manchen Stellen kann man die Verwitterungsformen gut studieren, auch Witterlöcher finden sich; besonders fällt ein kleiner, sehr fein modellierter Turm in dem südlichen Teil der oberen Terrasse ins Auge. Eine weite Aussicht eröffnet sich nach dem w. Vorland und über das ganze Hirschberger Tal, auf der entgegengesetzten Seite indes beschränkt der Hochwald den freien Umblick. In der Nähe stehen noch einige kleinere Steingruppen. Weiterhin nimmt der nun bald fast genau n.-wärts gerichtete, an mehreren Stellen durch Steinbrüche⁴⁾ aufgeschlossene Kamm an Höhe ab. Er endet hinter den Edelmansteinen (536 m), die 2¹/₂ km vom Mariannenfelsen entfernt, mauerförmig auf seinem Scheitel aufragen, bei der Raschkenlehne über der „Seifersdorfer Mühle“ im oberen Abschnitt von Rohrlach. Etwa von der letzten Steingruppe an bildet er die w. Begrenzung des Jannowitzer Talkessels. Während die W.-Flanke dieses Zuges

⁴⁾ Aus dem feinkörnigen Granit dieser Brüche ist u. a. die Jannowitzbrücke in Berlin und die Kaiserbrücke in Breslau z. T. erbaut.

jenseits der Fischbacher Straße sich allmählich über ein breiteres Hügelland (Henningsberg dicht an der Straße 565 m) herabsenkt zu der flachen Mulde, die nur wenig ansteigend der z. T. als Chaussee ausgebaute Weg von Fischbach nach Rohrlach und Jannowitz durchzieht, ist die Ostseite begleitet von dem kräftig und stellenweise recht steil eingeschnittenen Tale des Minzbaches. Dessen untere Hänge tragen mehrfach malerische Steingruppen, wie den plumpen Backofenstein, den doppeltürmigen, mit einer kleinen Höhle, einem Kamin und einer kühnen Felsbrücke ausgestatteten Rabenfelsen (12), den hohen, einer mächtigen Mauer mit mehreren spitzen Felszinnen ähnlichen Minzstein — die östliche Partie ist von der Rückseite durch ein schmales Felsenloch leicht zugänglich — und den niedrigen, langen, wandartigen Kukkeller. Bei der „Minz-Mühle“, kurz vor dem Beginn des Jannowitzer Tales, fangen die Wände an sich zu öffnen. Zwischen dem malerischen, waldbedeckten Minztale und dem östlicheren Schlackentale — so genannt von den dort lagernden, aus alten kleinen Eisenwerken herrührenden Schlackenhalde — streicht ein zweiter Nebenkamm nach N.W. Er zweigt sich vom Hauptkamm bei der Kolonie Kreuzwiese in 715 m Höhe ab und erhebt sich, während die Hauptachse des Gebirges auf Kupferberg zu stetig sinkt, dicht hinter der ersten Ortschaft in dem Trümmerhaufen der Kupferberger Steine auf 741 m. Dort, wo halbwegs auf das Bolzenschloß zu die spitzen Pfortenklippen (620/640 m) aufragen, geht er in zwei kurze gedrungene n. verlaufende Züge auseinander. Der westliche trägt nahe seinem Ende eine größere Anzahl, z. T. dicht aneinander gerückte, meist mauerartige oder ruinenähnliche „Steine“, die anscheinend keinen besonderen Namen führen. In die Felsen, die sich am meisten gegen den Talrand an der oberen Kante vorschieben, ist die heute (13) in Trümmern liegende oben erwähnte Burg eingebaut. (560 m.) Bald senken sich beide Ausläufer in kräftiger Böschung mit breiter Front gegen das Jannowitzer Tal, dessen S.-Rand sie zum größten Teil darstellen. Seinen s.ö. Winkel begrenzen die Hänge des Sandberges, eines flachen, nirgends mehr 600 m erreichenden Rückens. Er sondert sich n.n.w. gerichtet im mittleren Teile der Ortschaft Waltersdorf vom Hauptkamme ab und streicht zwischen dem Schlackental und der Einsenkung, in

welcher sich der untere Abschnitt dieses Dorfes hinzieht, geradlinig. So wird die freundliche Talweite von Jannowitz, in deren Innerm noch Hügel, wie der Försterkopf am Unterlauf des Schlackentalbaches und der Galgenberg östlich vom Bahnhof, aufragen, an drei Seiten von einem weiten Rand bewaldeter Höhen des Landeshuter Kammes umrahmt: Von dem Zuge der Raschkenlehne und der Edelmanensteine, hinter dem stolz das Zwillingsspaar der Falkenberge hervorschaut, im W., im S. von dem breiten Abfall der Züge Kupferberger Steine—Bolzenschloß, im O. vom Sandberg und dem Ende des Hauptkammes, auf dem die alte Bergstadt Kupferberg in freier aussichtsreicher Lage fernhin sichtbar ins Land schaut. Den nördlichen Abschluß stellen die wiesigen Hänge des „Rosengartens“ und die steileren, dichter bewaldeten Bleiberge dar. Diese allseitige Bergumwallung sichert dem aufblühenden, freundlichen Ort ein vor den meisten Winden geschützte Lage, ein verhältnismäßig mildes Klima; sie lockt auch zahlreiche Wanderer und Erholungsbedürftige in den Schatten ihrer weiten, dunklen Nadelwälder.

B) Das Vorland.

Dem östlichen Hange des Landeshuter Kammes und den unmittelbar mit ihm zusammenhängenden Nebenketten lagert sich noch ein gegen S. zum Schweinlich, gegen O. und N. zum Bober allmählich abgedachtes, überwiegend aus Kulmgesteinen bestehendes hügeliges Gebiet vor. Es beginnt am Rande des höheren Gebirges unterhalb der Höhenlinie von 600 m, um in der Nähe der beiden Flußläufe mit Erhebungen zwischen 500 und 400 m zu endigen. (Nur im N.W. reichen die letzten Ausläufer des Kammes selbst bei Kupferberg und Jannowitz bis unmittelbar an den Bober heran.) Dieses östliche Vorland wird durch die $\frac{3}{4}$ km s.s.ö. von den Friesensteinen entspringende Abs in zwei ungleichgroße und auch etwas abweichend gebaute Hälften zerlegt.

Der südliche Abschnitt zwischen diesem Bache und dem Schweinlich stellt einen im Mittel 2 km breiten und $3\frac{1}{2}$ km langen hügeligen Streifen dar. Seine Grenze gegen den Nebenkamm bei Haselbach bezeichnet die flache Einsenkung, die die Bahn zwischen Eventhal und Schreibendorf benutzt. Bedeu-

tende Erhebungen befinden sich auf diesem in der Mitte leise anschwellenden, am Ostende gabelförmig geteilten, meist von Wiesen und Äckern bedeckten plateauartigen Höhenzuge nicht mehr; sein höchster Punkt (587 m, ohne bes. Namen.) ist weit nach S.O. gegen den Bober bei Johnsdorf vorgeschoben.

Ausgedehnter und höher ist die n. Hälfte. Ihre Grenze gegen den Hauptteil des Gebirges kann man ziehen von Nieder-Schreibendorf über die Reußendorfer Oberförsterei und Schönbach nach Alt-Merzdorf. Östlich von dieser Linie breitet sich ein in seinen höheren Teilen noch z. T. bewaldetes Hügel- und Bergland aus, das im nördlichen Abschnitt vom Rehbach, im südlichen vom Reußenbach und einem kleinen bei Kreppelhof (dicht unterhalb von Landeshut) mündenden Wasserlaufe durchzogen wird. Der erste dieser Bäche entspringt ö. der Reußendorfer Oberförsterei am Hange eines 602 m hohen Hügels, fließt zuerst nach N., dann nach N.O., zuletzt in einer von mehreren kleinen Teichen erfüllten Niederung und mündet unweit des Gutes Nieder-Wernersdorf in den Bober. Der Reußen(dorfer)-Bach hat seine Quelle am Fuße des Scharlach, durchfließt in s.ö. Richtung das gleichnamige Dorf, wendet sich dann nach S., um sich unterhalb von Nieder-Schreibendorf mit der Abs zu vereinigen. Der dritte Wasserlauf endlich kommt ebenfalls aus der Nähe des Quellpunktes des Rehbaches und fließt nach O.S.O. Das Gelände im Gebiet der beiden südlichen Bäche mit seiner Neigung gegen S. und O. stellt ein ziemlich einförmiges Hügelland ohne ausgesprochene Kamm-bildung dar. Es trägt meist Wiesen und Äcker, nur in seinem nördlichen Teile zwischen Reußendorf und Krausendorf liegt ein größerer Forstkomplex, der Antonienwald (höchster Punkt 546 m). Auf der Nordabdachung dagegen finden wir zu beiden Seiten des Rehbaches ungleich kräftigere Reliefformen. Auf dessen linkem Ufer zieht sich in nordöstlicher Richtung auf Nieder-Wernersdorf zu eine scharf ausgeprägte Hügelreihe hin: Eulenhügel, Schafberg, Spitzberg, die ersten beiden noch im geschlossenen Waldrevier; und auch unmittelbar am Bober, wie auf der rechten Seite des Rohnauer Baches geben die vielfachen kleinen Erhebungen der Landschaft einen unruhigen Ausdruck, im Gegensatz zu dem Waltersdorf-Kupferberger Hauptkamm, dessen östliche Flanke gleichmäßig, breit, lang-

sam, z. T. selbst versumpft zum Rohnauer Bach herabsinkt. Östlich vom Rehbach nimmt das Vorland sogar noch einmal Gebirgscharakter an; ein deutlich ausgeprägter Kamm streicht n. vom Antonienwald 3 km lang nach N.N.O., in seinem ganzen Verlauf dicht bewaldet. Er beginnt mit dem Nesselhügel (639 m), senkt sich etwas und erhebt sich im Buchberge (665,5 m), dem w. die Fuchssteine und n. der Beutenberg vorgelagert ist, zu seinem höchsten Punkte. Seine letzten Ausläufer ziehen sich bis an die Bahnstrecke Ruhbank—Merzdorf hin. Nach S.O. senkt er sich ähnlich gleichmäßig, im unteren Teile mit Wiesen und Feldern bedeckt, zur Boberniederung herab wie der Kupferberger Kamm. Nur selten betritt ein Wanderer diese einsamen, von allen größeren Verkehrswegen umgangenen Waldhöhen. Der Hauptzug bildet die linke Hälfte der Eingangspforte, durch die der Bober aus der Ruhbanker in die Wernersdorf-Nieder-Merzdorfer Talweitung gelangt, während die rechte der schon außerhalb unseres Gebietes gelegene, ebenfalls aus Kulmgestein aufgebaute Kregler (687 m) darstellt, den der weite Einsiedel-Wald umhüllt. Wenn auch deutlich ausgeprägt, so ist indes dieses Tor breiter und flacher, daher für den Verkehr leichter zugänglich als der enge Durchlaß, den unterhalb von Rudelstadt der Fluß zwischen den steileren Abfällen des Kupferberger Kammes und der Bleiberge, dem S.-Rande des Bober-Katzbach-Gebirges, durchfließen muß, und der dem Bahnbau erhebliche Schwierigkeiten bereitet hat.

Auch im W. des Landeshuter Kammes läßt sich das Vorland bis hin zur Eglitz und zum Bober in zwei gut unterschiedene Abschnitte zerlegen. Die Grenze zwischen ihnen stellt die in ihren tieferen Teilen mit diluvialen Ablagerungen bedeckte, flach hügelige Fischbacher Talweitung dar. Sie beginnt gut 3 km breit im O. der Eglitz zwischen dem Gneisenau-berg bei Erdmannsdorf und dem Buchberg bei Boberstein und zeigt 3 km weiter o.s.ö. zwischen Fischbach und Södrich immer noch eine Breite von über 2 km. Ihre O.-Grenze zieht ungefähr von der Mitte des ersten Dorfes gegen S. bis an das untere Ende von Bärndorf heran. So weit reicht nämlich der schmale s.ö. Zipfel der Bucht, in dessen W. sich ihm parallel ein zweiter bis über Södrich hinaus erstreckt. Beide werden von einander getrennt durch einen niedrigen Höhenzug, der im

S. beim Langen Berge mit dem Wächterstein (465 m) nahe der Ziegelei in Unter-Bärndorf beginnt und n.-wärts streichend nach 2 km sein Ende bei Mariannen-Cottage (s. vom Schloß Fischbach) und beim Antonstein (423 m) erreicht. Zwei Zuflüsse des Fischbaches entwässern diese beiden Talausläufer. Als eine s.s.ö. Fortsetzung der Fischbacher Bucht kann man auch noch die ziemlich breite, wellige Talweite von Neudorf ansehen, deren Sohle langsam zwischen den Höhenlinien 400 bis 500 m aufwärts führt. Aus dem westlichen Abschnitt der Fischbacher Niederung steigen über den Wasserspiegeln im O., den sumpfigen Torfwiesen im S. zwei kleine granitische Erhebungen auf: der Buchberg (441 m) dicht am „Großen Teiche“ (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Höhe beim Schloß Boberstein) und die Gruppe der mit dem Gneisenauberge durch eine flache (390 m) Schwelle verbundenen Hellberge (427 und 415 m) unweit der Eglitzmündung und des Bahnhofes Lomnitz. N.Ö. von diesen drei Kuppen schlängelt sich die Straße von Schildau nach Fischbach hin.

Im Süden der Fischbacher Bucht ist das Vorland des Landeshuter Kammes ein unregelmäßig angeordnetes hügeliges und bergiges Gelände, das das Dreieck zwischen Nieder-Schmiedeberg, Erdmannsdorf und Ober-Fischbach ausfüllt. Man könnte es nach dem in der Mitte gelegenen Dorfe das Buchwalder Hügelland nennen. Nur an einer Stelle schwillt es über 600 m an, in dem Mittelberg (620 m) dicht w. des Hemmrichs (14) des höchsten Punktes (578 m) der von Hohenwiese nach Bärndorf führenden Straße. Wir stehen hier am Anfang des sog. „Fürstensteinkammes“, der niedrigeren Fortsetzung des unweit der Friesensteine ausgehenden, den „Goldenen Schlüsselstein“ tragenden Nebenkammes. Von dem Mittelberg zieht sich nach W. ein bewaldeter Höhenrücken zwischen dem Schloß Neuhof und Buchwald. Er bildet den Buchenberg, an dessen S.-Hang sich der ausgedehnte Gebäudekomplex der Landesversicherungsanstalt von Hohenwiese (15) anschmiegt, den Großen Berg — 1 km weiter n.w. steht am Hange eines nicht ganz 500 m hohen Berges das Klöber-Denkmal^{b)} (16) — den Birkberg mit dem Riddelfelsen (541 m),

^{b)} Das Denkmal, dessen Tafel leider zerschlagen daliegt, befindet sich in einer niedrigen Grotte. Der Gipfel, zu dem man durch ein kleines aus drei Stein-

und zu ihm ist endlich noch der kleine Ruhberg (463 m) jenseits der Eglitz oberhalb von Quirl hinzuzurechnen. Verfolgen wir von Hohenwiese aus die über den Hemmrich steil ansteigende und niedergehende Straße, die durch eine bequemer angelegte, zurzeit noch im Bau befindliche ersetzt werden soll, nach Bärndorf, so erhebt sich links von uns die Drescher Koppe (545 m) mit dem Hohlen Stein und auf der anderen (n.ö.) Seite des kräftig eingefurchten Tales, in dem das lange Dorf eingebettet liegt, der Mühlberg (535 m). Ungefähr die gleiche Höhe erreichen auch noch die mehr in der Richtung auf Fischbach zu stehenden Berge, der Martinstein (516 m) wie der isolierte weithin sichtbare Kittner (545 m). Westlich der Linie Quirl—Fischbach treffen wir nur noch unbedeutendere Höhen wie den mit einer künstlichen Ruine geschmückten Kesselschloßberg (480 m) n. bei Buchwald, die wenig das sanft gewellte Gelände überragen. Die einzige Ausnahme macht der an den Rand des Gebietes gerückte und daher in einem großen Teile des Hirschberger Tales bemerkliche kurze, meridional streichende, bewaldete Rücken des Ameisen- oder Gneisenauberges an der Eglitz bei Erdmannsdorf (17) mit dem Eulenstein (501 m) und einer Aussichtsterrasse.⁶⁾ An seinem S.O.-Fuße ist die Buchwalder „Abtei“ erbaut, eine der Schöpfungen des Ministers Grafen Reden.

Lagert sich das Vorland im S. der Fischbacher Bucht jenseits der Straße Schmiedeberg—Hohenwiese—Bärndorf—Neudorf in seiner Gesamtheit als ein ziemlich rechtwinkliges Dreieck (mit der Spitze des rechten Winkels bei Schmiedeberg) dem südlichen und mittleren Abschnitt des Landeshuter Kammes vor, so formt die nördliche Hälfte dieses Vorlandes einen im Durchschnitt 2 km breiten, vom Bober in der Mitte durchflossenen, fast 7 km langen rechtwinkligen Streifen. Nach N.W. gerichtet kann er als die Fortsetzung des vom nördlichen

blöcken gebildetes Felsentor gelangt, besteht aus gewaltigen, rundlichen Granitmassen, ähnlich wie der Samuel-Opitz bei Hirschberg. Besonders fallen hier die Erosionsrinnen im Granit auf; merkwürdig ist auch ein mittelgroßes, aber verhältnismäßig sehr tiefes, hufeisenförmiges Witterloch. Über andere Namen in dem erwähnten „Fürstensteinkamme“ vgl. den Dresslerschen Führer S. 125.

⁶⁾ Leider befindet sich die Aussichtswarte in einem recht verwahrlosten Zustande. Der Besitzer würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn er diese stimmungsvolle, von der Erinnerung vergangener Zeiten umwehte Stätte wieder herstellen ließe.

Drittel des Hauptkammes sich abzweigenden Nebenkammes angesehen werden, der den Mariannenfels und den Henningsberg trägt. Er beginnt an der Chaussee, die Fischbach mit Rohrlach-Jannowitz verbindet und w.s.w. von den Edelmannssteinen bis zu 470 m ansteigt. Seine südliche Hälfte nimmt einen ungefähr quadratischen Raum ein, der von der genannten Straße im S.O., dem Bober zwischen der „Seifersdorfer“ Mühle und seiner größten Annäherung an den Rohrlacher Tunnel im N.O., seinem weiteren Laufe bis Boberstein im N.W., endlich durch die von diesem Dorfe nach Fischbach führende Straße im S.W. begrenzt wird. Nicht genau in der Mitte dieses Quadrates, sondern ein wenig nach O. gerückt, erheben sich die beiden kegelförmigen Falkenberge, weithin sichtbar, ein Wahrzeichen für das ganze Hirschberger Tal, die stolzesten Gipfformen des ganzen Gebietes mit steilen Böschungen von 20—30° und darüber. Sie stehen auf einem gemeinsamen, elliptischen Sockel, dessen große Achse meridional verläuft. Im N. ragt der Forstberg (622,8 m) empor, ausgehend in einen w.ö. ziehenden, in dieser Richtung etwas ansteigenden kurzen, scharfen Kamm, der geschmückt wird von einer Reihe hoher, z. T. weit über den Wald emporragender Felsgebilde. Die westliche Gruppe zeigt eine schief pyramidenartige Ausbildung der beiden Hauptgranitmassen, die mittleren Steinblöcke sind mehr gedrungen, unregelmäßig klippenähnlich geformt, die beiden östlichen Felsen endlich steigen als stumpfe, nach oben sich verjüngende Türme hoch über die Wipfel des Fichtenwaldes auf. An dem südwestlichen von ihnen ist eine kühn gebaute, z. T. anscheinend frei in der Luft hängende Treppe angebracht, die zu einer kleinen Felsplattform leitet. (642,3 m.) Von hier erfreut sich der Wanderer bei klarem Wetter einer der prächtigsten, umfassendsten Ausichten auf das gesamte Riesengebirge und die ihm im N. und O. benachbarten Höhenzüge. Der zweite, fast ebenso hohe, von seinem Zwillingsbruder nur durch einen wenige Meter breiten Spalt getrennte, ursprünglich sicher mit ihm zusammenhängende schmalere Turm endet in eine stumpfe Schneide; er ist meines Wissens nur einmal von einer kleinen Gesellschaft kühner Kletterer mit beträchtlicher Anstrengung und Gefahr erklommen worden. Deutlich kann man von dem Aussichtspunkte auf dem s.w. Felsen beobachten, daß die durch die Klüf-

tung des Granits gegebene Achse der einzelnen Steingruppen meist annähernd senkrecht zur Richtung der Firstlinie, also etwa meridional gestellt ist. Auch die Hänge des Forstberges weisen in ihrem oberen Teil noch eine Anzahl von kleineren Felsbildungen auf, die aber meist durch den Hochwald verdeckt werden.⁷⁾ Im S. der 530 m hohen Einsattlung zwischen den beiden Falkenbergen erhebt sich der noch etwas höhere (654 m) Kreuzberg (oder Falkenberg im engeren Sinne). Auf seinem spitzen, von dem Kamm des Forstberges in der Luftlinie nur 650 m entfernten Gipfel, zu dem eine in den Stein gehauene Treppe hinaufführt, steht ein gewaltiges gußeisernes Kreuz. Die Aussicht von diesem Berge ist ähnlich wie die vom Forstberge, wird aber von dessen vorliegender breiter Flanke z. T. gegen das Bober-Katzbach-Gebirge hin verdeckt. An den oberen Hängen gegen W. hin fallen mehrere hohe, spitze Felsgruppen ins Auge, die zurzeit deutlich hervortreten, weil man hier unlängst den Hochwald gefällt hat. Ein schmaler, ziemlich ebener Streifen unterhalb des Gipfelfelsens wird eingenommen von den spärlichen, durch Herrn von Oheimb vor einigen Jahren ausgegrabenen Resten der Falkenburg. (18.) Nach S.W. sinkt der Falkenberg sehr steil, in schroffen Felswänden ab; an der entgegengesetzten Seite erhebt sich über dem unteren Saum der Böschung, dicht an dem Zwischensattel der jäh gegen ihn abfallende „Kutschenstein“, richtiger Gotschenstein (19) (nach dem Grafen Schaffgotsch) zu nennen. Von seiner ziemlich flachen Oberseite, auf der sich ein mit einem eisernen Adler — zum Andenken der Schlacht an der Katzbach — geschmückter Block befindet, genießt man einen guten Überblick über die riffartigen Felsbildungen des gegenüberliegenden Forstberges, deren Formen unwillkürlich trotz ihrer verhältnismäßig sehr geringen Maße an die Dolomiten in Südtirol erinnern. Gegen S.O. hin, jenseits des freundlichen Gasthauses der „Schweizerei“ liegt auf einem Ausläufer der Gruppe die bescheidenere Felspartie des Silbersteines (520 m). Der westliche, sich allmählich erniedrigende Sockel der Falkenberge trägt noch vier

⁷⁾ Freunden einer kleinen Kletterpartie sei der Aufstieg auf den Forstberg bis zum Fuße der beiden großen Türme von O. her empfohlen. Ein Pirschpfad führt bis zu einer durch einen überhängenden Block gebildeten kleinen Höhle; von hier klimmt man gerade aufwärts, indem man die Felswände unmittelbar rechts behält.

kleinere, aber bestimmt im Landschaftsbilde hervortretende Erhebungen. Die beiden größeren steigen, nur einen km von Forstberg und Falkenberg entfernt, dicht nebeneinander auf. Südlicher liegt die Kuppe des Bräuer Berges (525 m), nördlicher der Brauner Berg (c. 500 m), der in ähnliche rifförmige Felsen ausgeht, wie die beiden Hauptgipfel.⁶⁾ Dicht am Bober oberhalb Schildaus und Bobersteins finden wir den mehr runden Buchberg (455,5 m) und endlich an der Nordecke, im Winkel des dort umbiegenden Bobers, den Kahlenberg (480 m), dessen kurzen von S.O. nach N.W. streichenden scharfen Rücken drei Steingruppen krönen. Einen der besten Blicke gegen die ganze malerisch angeordnete Gruppe der Falkenberge und ihrer Vorhöhen hat man von den Ausläufern der Hügel des Grünbusches nahe Nieder-Lomnitz. Von hier aus gesehen legen sich die genannten Vorberge anscheinend ebenfalls paarweise vor das stolze Profil der Zwillingsberge, die in dreieckiger Kontur stolz über ihre Trabanten emporragen.

Das im allgemeinen wenig ausdrucksvolle, meist nur noch auf den Kuppen bewaldete, sonst gut angebaute Hügelland am r. Ufer des Bobers unterhalb des anmutig zwischen felsigen Höhenreihen hingezogenen Dorfes Rohrlach (Mühlberg am oberen Ende 430 m) beginnt mit dem Hummelberge (450 m), den die Bahn Dittersbach-Hirschberg im Tunnel durchfährt, und dem dicht w. dabei gelegenen nur 400 m hohen Eichberge. Im O. und W. des Dörfchens Johannistal, in dessen Umgebung der Wald größere Strecken bedeckt, erheben sich zwei Hügel zu 430 und 439 m, ein dritter noch etwas weiter westlich ebenfalls zu 439 m, der Spitzberg unweit östlich der Eichberger Kirche zu 417,5 m. Bei Maiwaldau steht auf einer (417 m) Erhebung ein Aussichtsturm; endlich am Bober bei dem Vorwerk Rudolphshof ragt am n.w. Ende dieses Gebietes sein höchster Punkt (462 m), der buchengeschmückte Molkenberg

⁶⁾ Im einzelnen bieten die Felsbildungen des kleinen Brauner Berges genug des Sehenswerten. Man kann auf seinem Gipfel etwa fünf verschiedene Steinbauten unterscheiden, die annähernd S. SW — N. NO. angeordnet sind. Die s. und eine der n. Gruppen bestehen aus plumpen, dichtgepackten Granitklötzen; die anderen drei steigen schlanker, nach oben stark verjüngt auf. An den beiden n. von diesen ist das Gestein überwiegend in kantengerundeten Blöcken ausgebildet, an der höchsten s. aber in mehreren schmalen Bänken. Da die Klüftung zwischen den steil gestellten Platten zu der Richtung der ganzen Reihe ziemlich senkrecht erfolgt ist, so sieht diese Gruppe von vornher gesehen breit wie eine Wand, von der Seite her schmal wie ein Pfeiler aus.

auf mit den dürftigen Resten des alten Molkenschlosses. Einen sehr malerischen Anblick gewähren diese Erhebungen vom Nieder-Lomnitzer Bahnhof aus. Sechs flachgewölbte, bewaldete Hügelwellen, die vierte die Nachbarn etwas überragend, fließen rechts der in dunklem Grün geborgenen Eichberger Kirche in der Richtung auf die Bleiberge zu; nach links zieht der bedeutendere Rücken des Molkenberges. Selbst n. von Maiwaldau und Straupitz steigen noch einige vereinzelte Granitkuppen auf. (Fischerberg 435 m.)

IV. Landschaftlicher Charakter des Landeshuter Kammes und seines Vorlandes. (20.)

Der Landeshuter Kamm gewährt von einiger Entfernung aus gesehen das typische Bild eines dicht bewaldeten deutschen Mittelgebirges von der Art des nicht viel höheren, allerdings ungleich ausgedehnteren und abwechslungsreicheren Thüringer Waldes (höchster Punkt Beerberg 982 m), mit mäßig oder schwach auf- und absteigender, ohne scharfe Brechungen verlaufender Firstlinie und meist sanften Böschungen. Stark entwickelte, die mittlere Kammhöhe bedeutend überragende Gipfel fehlen seinem Hauptteile völlig, all die erwähnten Höhen, selbst die bedeutendsten wie Leuschner, Freie Koppe, Ochsenkopf, Scharlach, alles sind nur wenig ausdrucksvolle Anschwellungen mit geringer relativer Höhe über dem Niveau des übrigen Kammes. Nur die Falkenberge machen davon eine Ausnahme.⁹⁾

⁹⁾ Zählenmäßig zeigen folgende orometrische Werte den flachen Verlauf der Kammlinie (Konstanz der Höhen):

Strecke.	Länge in km	Höhe des An- fangs- u. End- punktes, m		Höchster Punkt, m	Tiefster Zwi- schenpunkt, m	Durchschnitts- höhe, m	Differenz zwischen Durchschnittshöhe und:			Mittlerer Winkel d. ober. Kammlinien- entwicklung. (Nach Feaker.)
		höchstem Punkt m	tiefstem Grenzp. m				tiefstem Zwische. p. m			
I. Südl. Drittel.	4 $\frac{1}{2}$	727	808	853	810	812	+ 41	— 85	— 2	
II. Mittl. Drittel.	3	808	730	940	—	861	+ 79	— 131	—	
III. Nörl. Drittel bis Abhang des Ochsenkopfes.	5	730	700	891	850	808	+ 83	— 108	+ 42	
IV. Abfall bis zum Bober.	4 $\frac{1}{2}$	700	390	700	—	560	+ 140	— 170	—	
V. Ganzer Kamm.	17	727	390	940	730	746	+ 194	— 356	— 16	

Weithin kann man daher auf manchen Teilen des Kammes dahinschreiten, ohne an Höhe bedeutend zu gewinnen oder zu verlieren; allein wo an den beiden Enden die Neigung zum „Paß“ und andererseits zum Bobertal erfolgt, sowie an der Schippenlehne und am Ochsenkopf bewegt sich die Firstlinie entschiedener. Große zusammenhängende Bestände von Nadelwald, ganz überwiegend Fichten, vereinzelt nur Kiefern, Tannen, Lärchen, und auch stellenweise Buchen bekleiden den Scheitel und den W.-Hang des Hauptkammes wie die oberen Teile der Seitenäste, unterbrochen meist nur durch die in der Regel annähernd vierseitig begrenzten Kahlschläge, die als hellere Flächen den Bergflanken vom Hirschberger Tal aus gesehen ein eigentümlich geflecktes Aussehen verleihen. Von den sog. „Grenadieren“, einer Anzahl (sieben) alter, hoher, einzeln stehender Fichten auf dem Kammrücken über der Viktoriahöhe, die lange als eine Art Wahrzeichen dieses Teiles des Gebirges angesehen wurden, haben bis heute nur noch zwei — auch schon abgestorben — ausgehalten. Sehr auffällig im Landschaftsbilde ist der Umstand, daß auf der Ostseite der Wald nur den obersten Streifen der Gehänge einnimmt; ihr mittlerer Abschnitt, wo die hochgelegenen Gebirgssiedelungen von Hohenwaldau an bis Waltersdorf sich ausbreiten, ist überwiegend Wiesenland, trägt an einigen Stellen selbst Äcker, und erst in der ostwärts folgenden Zone, wo im S. und in der Mitte die Vorberge sich ausdehnen, und im N. sumpfiges Gelände die unteren Hänge überzieht, herrscht der Wald wieder vor. Fast waldfrei sind auch die beiderseitigen Böschungen des „Passes“ von Ober-Schmiedeberg bis Städt. Dittersbach wie die Kammlanken von hier bis Ober-Haselbach, endlich das nördliche Kammende von Waltersdorf an. Mehr als die einsamen Höhen, die mit Ausnahme weniger Punkte — Friesensteine, Ochsenkopf, Mariannenfels und Scharlach — auch selten eine umfassende Aussicht bieten, locken die in den Gebirgskern tief eingeschnittenen Flußläufe die Mehrzahl der Wanderer an. Zwar die Täler an der Schippenlehne sind einsam und werden selten vom Fuße eines Fremden betreten, aber desto häufiger durchziehen fröhliche Gesellschaften das Schlacken- und das Minztal. Beide führen im Hochwalde allmählich aufwärts, das einförmigere, flachere Schlackental von Jannowitz nach dem

oberen Teile von Waltersdorf und weiter zum Ochsenkopf; das abwechslungsreiche, tiefer und enger eingebettete Minztal, das überragt ist von den Felsen und Mauertrümmern des Bolzenschlosses, der Gruppe der Pfortenklippen und der Edelmannsteine, weiter oberhalb noch von den Kupferberger Steinen und dem Mariannenfelsen, wird, wie schon erwähnt wurde, auch in seinen unteren Hängen nahe seiner Sohle von auffälligen Steinbildungen geschmückt, dem Kuhkeller, Minz-, Backofen- und Rabenstein. Es verbindet Jannowitz mit den südlicheren Gebirgsorten. Die höheren Nebenkämme auf der Hirschberger Seite, der Zug des Goldenen Schlüsselsteines, des Mariannenfelsen, der Saukamm, tragen denselben Charakter; es sind ziemlich einförmige, fast ganz bewaldete, lang gezogene Höhenreihen ohne scharfe Gipfelbildung.

Die niedrigeren Ausläufer aber dieser Nebenkämme wie die unteren westlichen Böschungen des Hauptkammes, die als Ganzes einen der höheren Gebirgszone annähernd parallelen Streifen ergeben, zeigen ein wechsellvolleres, freundlicheres Bild. Die geschlossenen, dunklen Fichtenwälder lösen sich in einzelne kleinere Bestände auf, duftige Wiesen schieben sich dazwischen ein, verschönert z. T. von einzelnen Laubholzgruppen, Felder erscheinen weiter unten, wo der Wald nur mehr auf den zahlreichen, kleinen Kuppen vorherrscht. Umfing auf dem Hauptkamm den Wanderer meist die Einsamkeit des Halbdunkels im Nadelforst, bot ihm nur mitunter ein Felsbau oder eine Lichtung freien Blick, so erfreut ihn hier beim Durchstreifen der Vorhöhen die bunte Abwechslung von stillen Gebirgsdörfern, Nadelwäldern, Laubhainen, Weide, Wiese und manchmal auch Feld; vereinzelt unterbrechen noch kleinere Steingruppen das helle und dunkle Grün. An die Stelle der einen großen, langsam auf- und absteigenden Linie des Kammescheitels treten hier Reihen von geschwungenen Konturen, ebenfalls leise an- und abschwelld, meist ohne tiefe Täler und hohe Wölbungen, selten nur ersetzt durch geradlinige Strecken oder von Stücken, die unter einem bedeutenden Winkel gegeneinander geneigt auftreten. Mannigfach verlaufen die Züge und gesonderten Erhebungen, sich nähernd und entfernend, sich kreuzend und ablösend, hinter- und nebeneinander, sich verdeckend oder überschneidend. Diese Mannigfaltigkeit der Klein-

formen wird dadurch noch stärker hervorgehoben, daß der Landeshuter Hauptkamm mit seiner bedeutenderen Höhe und bei sehr geringen Entfernung den kräftig wirkenden Hintergrund darbietet, der dem Bilde Zusammenhang und Abschluß gewährt. Durch ihn kommt auch das vertikale Moment in der Landschaft zur Geltung. Am vollsten erschließt sich der Reiz dieser Vorberge bei einem Spaziergange von Fischbach über Neudorf und das als echte, ursprüngliche Gebirgssiedelung sich in einem tiefen Tal weit hinaufziehende Bärndorf nach dem Hemmrich, von hier entweder nach Hohenwiese oder mehr links zur „Buche“ und endlich nach Schmiedeberg.

Das niedrige hügelige Vorland, das weiterhin westlich bis an die Eglitz reicht, nimmt den untersten Geländestreifen ein; ihn lernt man in seiner Eigenart gut auf einem Ausfluge von Lomnitz über Fischbach (21), Södrich, Erdmannsdorf, dann über Buchwald und Neuhof nach Schmiedeberg kennen. Hier ist der Bereich fetter, saftiger Wiesen; die Felder geben reicheren Ertrag als auf dem steinigen Boden des oberen Landes; die Waldkulissen bedecken indes nicht nur die höheren Erhebungen, die auch hier noch häufig die Niederung unterbrechen, wie der Gneisenauberg und die Kuppen rings um Buchwald, sondern auch weite sumpfige Strecken im Tale bei Lomnitz und Erdmannsdorf. Wie feucht der Boden stellenweise wegen der schlechten Durchlässigkeit des Untergrundes ist, zeigen die Torfmoore bei Lomnitz. Auf diesem überreichlichen Wassergehalt, der keinen genügenden natürlichen Abfluß findet, beruht das gruppenweise Auftreten der Teiche, wohl des edelsten Schmuckes dieses Vorlandes. Prächtige Eichenbestände gedeihen an deren flachen schilfigen Ufern, grüne, feuchte Wiesenflächen spannen sich weithin zwischen den blinkenden Spiegeln aus, die das Bild der Gegend zurückwerfen, begrenzt durch wellige Hügelreihen. Die Landschaft nimmt hier vielfach schon von Natur aus ein parkartiges Gepräge an und lud frühere Geschlechter, die die sanftere Schönheit des Vorlandes der herberen Größe des hohen Gebirges vorzogen, ein, sich als vornehme Gutsherren niederzulassen und mit geschickter, schonender Hand noch leise Veränderungen in dem Naturbilde vorzunehmen, es weithin umzuwandeln in wohl gepflegte, offene Parkanlagen. Die ganze Gegend um Buchwald

vom Abhange des Gneisenauberges an bis nach der Kesselburg und bis zum Klöberdenkmal nahe am „Großen“ Berge zeigt dieses Eingreifen eines künstlerisch geschulten Geschmacks noch heute; es war Graf Reden († 1815), der diese freundlich lockenden Anlagen mit ihren bequemen, schattigen Promenadenwegen schuf. Ähnlich geht auch der Park von Fischbach, früher ein Besitz der Prinzen Wilhelm (Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III.) und Adalbert, jetzt des Großherzogs von Hessen, ganz allmählich in die Wiesen und Laubgehölze des freien Landes über, besonders nach S. hin, wo noch die Namen Waldemar-Turm, Wilhelm- und Mariannen-Cottage an die alten Zeiten erinnern. Weniger ausgedehnt, aber nicht minder einschmeichelnd anmutig ist die Umgebung des Reußschen Schlosses Neuhof bei Schmiedeberg von seinen Besitzern mit Parkanlagen, besonders seltenen Nadelhölzern, geschmückt worden. In dieser Zone ist es die oft weithin fast horizontale Fläche, die den Eindruck auf das Gemüt des Beschauers bedingt, die Freude an dem ungehinderten freien Blick über eine große, beinahe ebene Flur im Vordergrund, die aber angenehm gegliedert und in ihrer Ausdehnung dem Auge wohltuend abmeßbar erscheint durch die sie unterbrechenden, senkrecht die Horizontale berührenden hohen Einzelbäume und kleineren Haine, die menschlichen Wohnstätten und weichen Hügelwellen. Geschlossen werden die Aussichten nach Osten hin durch die anschwellenden Vorberge, die langsam hinüberleiten vom Mittelgrund zum Hintergrund, und dem als abschließende Umfassung wirkenden Hauptkamm. Von den äußeren Randhöhen nahe der Eglitz schaut man hinein und hinab in diese Weiten, wie in ein Bild, das man in einen nach auswärts stark ansteigenden Rahmen gespannt hat, um ihm eine fesselnde Tiefe zu verleihen.

Ganz anders gestaltet tritt uns das Gebiet der Falkenberge entgegen. Wechselnd ist der Anblick der beiden scharf geformten Zwillingsberge. Von W., von der Lomnitzer Gegend aus, erscheinen sie im Umriß als gleich hohe, scharf zugespitzte Dreiecke, im unteren und mittleren Teil von der Böschung des Landeshuter Kammes, im oberen vom Himmel abgehoben, der linke mit etwas breiterem Fuße, ein wenig schwächer geböschet. Von Rohrlach aus zeigt der Forstberg seine bewaldete, ausgedehnte Flanke; vom mittleren Sattel her oder noch besser von den Gipfeln aus einer zum andern hinüber betrachtet,

stellt sich die Klippen- und Turmreihe des einen und die Felspitze des andern deutlich vor Augen; nach Fischbach ist der steile, vielfach das nackte Gestein entblößende Hang des Falkenberges gewendet. In weiterer Entfernung vom S. her, in der Neudorfer oder Bärndorfer Gegend gesehen, verschwimmen beide Gipfel zu einer anscheinend einheitlichen, längeren, bizarr gezackten Folge von Zacken und Riffen. Den großartigsten Eindruck gewähren sie indes von den Johannisthaler Höhen aus. Bequeme Wege führen teils über Wiesen, teils durch Wald vom Rohrlacher Boberufer, von Boberstein, Fischbach oder Jannowitz aus auf den Sockel, überall bringen die unablässig sich verschiebenden Steingruppen Abwechslung hervor, bis der Sattel zwischen den beiden Spitzen erreicht ist, zu denen steilere Pfade leiten. Landschaftlich ist diese Gegend vielleicht die schönste im gesamten Umkreis des Landeshuter Kammes. Hier prägen nicht mehr flachwellige Kurven dem Bilde ihren Stempel auf; wenn sie auch, nicht ganz verdrängt, in den Umrissen der Vorberge der Gruppe auftreten, so weichen sie doch sehr zurück gegen die energische Form der Hauptgipfel. Steil schräg verlaufen an der Durchschnittsfläche die Geraden ihrer Schenkelpaare, abgehoben von der Horizontalen ihres Fußes und der Kurve ihres Zwischensattels. Nahezu senkrecht ragen die Türme und z. T. auch die Klippen ihrer Gipfelregion wie der des Brauner Berges aufwärts. Alle Formenelemente für ein wirksames Bild sind gegeben und vereinigen sich in harmonischer Verbindung, die Großformen des Mittelgebirges mit den Kleinformen des Hochgebirges.

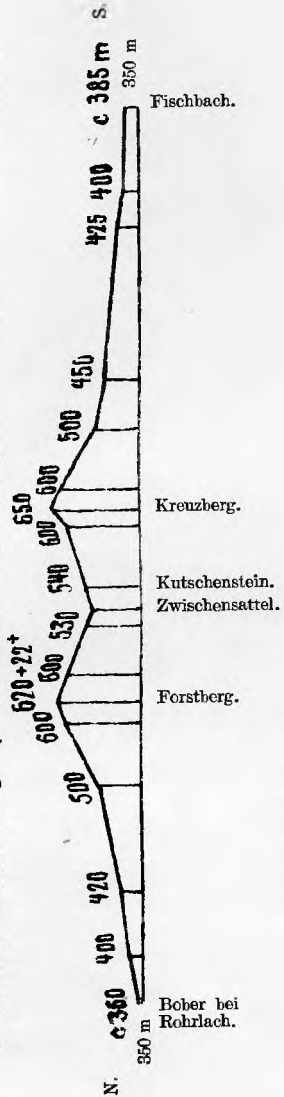
Auf der Ostseite des Hauptkammes jenseits der Zone geringer Bewaldung, auf der sich die hochgelegenen Gebirgsdörfer hinziehen, tragen zunächst die beiden größeren Ausläufer, die Wolfs- und Lauschberggruppe und der Scharlachzug wie die Umgebung des Hedwigsberges einen der Hauptkette ähnlichen Charakter; verlaufen doch ihre Scheitel diesem an Höhe nicht allzusehr nachstehend, längere Strecken ohne bedeutende Höhenunterschiede, meist ohne kecke Gipfelbildung, dicht bewaldet ziemlich eintönig. An sie schmiegt sich kranzförmig ein schmaler Gürtel ebenfalls noch mit Forsten bedeckter niedrigerer Vorberge. Das flachere Vorland ist aber recht abweichend von dem auf der Schmiedeberg-Fischbacher Seite ge-

staltet; es besitzt nicht den vollen Reiz dessen anmutiger Abwechselung. Denn hier bildet nicht der mannigfacher Formenentwicklung günstige Granit den Grund des Geländes, sondern der von den Kräften der Erosion gleichmäßiger und daher eiförmiger gestaltete, schräg geschichtete Kulm. Das Relief ist daher ruhiger, ausgeglichener; wellige Hochflächen, z. T. als breite Streifen ausgebildet, wechseln ab mit flach eingelassenen Flußtäälern, die nur in ihrem Oberlaufe noch echte Gebirgsart zeigen. Wiesen und in den besseren Strichen Äcker überziehen die weitgestreckten Hügel und Niederungen. Der geschlossene Wald verschwindet in dem ganzen Bezirk s.w. der Straße Reußendorf-Leppersdorf fast gänzlich (bis auf einen umfangreicheren Bestand unterhalb von Schreibendorf an der Abs). N. davon nimmt er indes, wo die Kette des Buchberges sich erhebt, wieder einen ungleich größeren Raum ein; er bekleidet nicht nur diese Berggruppe, reicht hinüber bis zu den östlichen und nordöstlichen Hängen des Scharlach, sondern sendet auch noch einen Ausläufer, den „Antonienwald“, nach S. und zieht sich weit nördlich von Rohnau hin.

Den östlichen Abschluß endlich erreichen wir am offenen breiten Bobertal zwischen Landeshut und Merzdorf, den nordöstlichen an der Rudelstädter Talweite unterhalb der Wernersdorfer, vom Kregler und der Buchbergkette gebildeten, Pforte und oberhalb des Kupferberg-Jannowitzer Engpasses, wo sich der Bober nur mit Mühe seinen Weg zwischen dem Ende des Landeshuter Hauptkammes und den Bleibergen gebahnt hat.

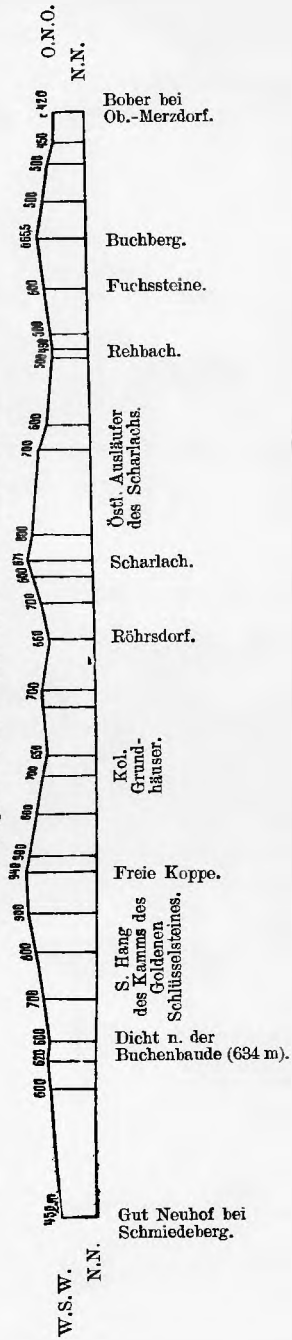
Bis heutigen Tages ist der Landeshuter Kamm und sein Vorland ein Gebiet, das, abgesehen von einigen Teilen um Jannowitz, Fischbach und Schmiedeberg, abseits liegt von dem großen Fremdenstrom, der unser Riesengebirge durchflutet. Das ist gut und möchte auch trotz aller Rufe nach „Erschließung des Ostens“ so bleiben. Nicht allein denen zu Liebe, die gern in unberührter, unverfälschter Natur wandern, denen gerade die beruhigende Einsamkeit von Berg und Wald Bedürfnis und Genuß ist; sondern vor allem der ansässigen, ländlichen Bevölkerung wegen ist meiner Ansicht nach eine Übertragung der großen Fremdenindustrie hierher keineswegs wünschenswert. Man lasse nur einmal ein Stück unseres Gebirges wie es ist: Unberührt und unerschlossen.

Profil der Falkenberge (Ansicht von W.). Längen- und Höhenmaßstab 1 : 25.000.



+ 22 m Höhe der beiden Felstürme.

Querprofil durch das mittlere Drittel des Landeshuter Kammes und seiner Nebenketten. Längen- und Höhenmaßstab 1 : 100.000.



Entworfen und gez. O. Nafe.

Litteraturverzeichnis.

- II. a) Meßtischblätter 1 : 25.000. Blatt: Schmiedeberg, Kupferberg, Landeshut, Ruhbank, Warmbrunn.
- b) Karte des Deutschen Reiches 1 : 100.000. Blatt Waldenburg und Hirschberg.
- c) Kieflings neue Wanderkarte vom Riesengebirge 1 : 40.000. Sektion: Jannowitz, Schmiedeberg, Warmbrunn.
- d) Mittelbach, Neueste Spezialkarte vom Riesengebirge 1 : 50.000. (Umfaßt nur den westlichen Teil des Gebiets.)
- e) Landeshuter Kamm (und Adersbacher Felsen). Höhengschichten - Karte 1 : 75.000. (In Köhlers Führer durch das Riesengebirge.)
- f) Die Reisehandbücher von Meyer, Köhler, Petrak, Dressler.
- g) J. Partsch, Schlesien. Teil I und II. 3. Breslau 1896 und 1911.
- h) Malende, Über Benennung und Einteilung der Sudeten in früheren Zeiten.
- i) R. Fox, Die Pässe der Sudeten. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkeskunde XIII. 1.) Stuttgart 1900.
- j) Führer durch Jannowitz, Kupferberg und Umgegend. (Herausgegeben von Ortsgruppe Jannowitz.)
- k) Eisenmäger: Führer durch Schmiedeberg (u. D. W. i. R. 118/119. 1892. Das Schmiedeberger Tal.)
- l) Patschovsky: Der Landeshuter Kamm („Der Wanderer im Riesengebirge“ Nr. 167. 1896.)
- m) Patschovsky: Das Jannowitzer Tal. (D. W. i. R. Nr. 172 u. 173. 1897.)
- n) Beck: Namenswandlungen und Namensverschiedenheiten im Riesengebirge. (D. W. i. R. Nr. 204. 1899.)
- o) Beck: Die Namen Landeshuter bzw. Schmiedeberger Kamm. (D. W. i. R. Nr. 283. 1906.)
- p) Wobus: Die Landeshuter Pforte (D. W. i. R. 294 ff. 1907.)
- q) K. Peuker: Orometrische Studien im Riesengebirge (D. W. i. R. Nr. 67. 1888.) und dessen Arbeit über Kammlinienentwicklung ebendasselbst Nr. 77 und 78. 1889.
2. Über Schanzen am Paßkretscham. Vgl. D. W. i. R. Nr. 223 (1901) S. 76 und Nr. 226 (1901) S. 124.
3. a) Beyrich, Rose, Roth u. Runge: Geologische Karte von dem Niederschlesischen Gebirge. Sektion Waldenburg. (1 : 100.000.)
- b) G. Gürich, Geologischer Führer in das Riesengebirge. Berlin 1900.
- c) G. Gürich, Der Riesengebirgsgranit und sein Kontakthof. Mit Geolog. Übersichtskarte 1 : 200.000 (in der Festschrift zur Feier des 25jähr. Bestehens der Ortsgruppe Breslau des Riesengebirgs - Vereins.) Breslau 1906.
- d) R. Reinisch, Entstehung und Bau der deutschen Mittelgebirge. Leipzig 1910.
- e) J. Walther, Lehrbuch der Geologie von Deutschland. Leipzig 1910.
- f) A. Sachs, Die Bodenschätze Schlesiens. Leipzig 1906.
- g) E. Dathe, Uebersicht über die geol. Verhältnisse von Nieder-Schlesien. (Sonderabdruck aus den „Verhandlungen des V. Allg. Deutschen Bergmannstages in Breslau.“ 1892.)
- h) H. v. Festenberg-Packisch, Der Metallische Bergbau Niederschlesiens. Wien 1881.
- i) Websky, Über die geognostischen Verhältnisse der Erzlagerstätten von Kupferberg und Rudelstadt in Schlesien (Ztschr. d. D. Geol. Gesellsch. Band 5. 1853.) Mit Karte 1 : 40.000.

- j) G. Berg, Die Magneteisenerzlager von Schmiedeberg im R.-Geb. (Jhb. d. Kgl. Pr. Geol. Landesanstalt. Bd. 23. Berlin 1905.) Mit Karte 1:25.000.
 - k) P. Krusch, Die Classification der Erzlagerstätten von Kupferberg in Schles. (Ztschr. f. prakt. Geol. Bd. 9. 1901.)
 - l) Wutke, Codex Diplom. Silesiae. XX und XXI. Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen. (Vgl. auch Kaufmann, Geschichte des Bergbaus in Kupferberg. D. W. i. R. 279 ff. 1906.)
 - m) Birnbaum, Über den metallischen Bergbau Niederschlesiens, speziell den von Kupferberg (D. W. i. R. Nr. 63. 1888.)
 - n) Birnbaum, Über die Erzlagerstätten und den Bergbau des Schl. Sudeten-Gebirges. (D. W. i. R. 106/7. 1891.)
 - o) Schottky, Beiträge zur Kenntnis der Diluvial-Ablagerungen des Hirschberger Thales. Breslau 1885.
 - p) Über den Rotenzechauer Bergbau vgl. noch „Landeshuter Stadtblatt“ vom 26. Jan. 1911. (Beilage.)
 - q) Kosmann, Über die neuen Marmorbrüche von Rothenzechau und Wüsteröhrsdorf in Schlesien. (D. W. i. R. Nr. 122. 1892.)
 - r) Müller, Der Geol. Aufbau des R.-Geb. (D. W. i. R. Nr. 126/7. 1893.)
 - s) Schneider, Die Minerale des Riesen- und Isergebirges. (D. W. i. R. Nr. 137 ff. 1894.)
 - t) Beyrich, Das R.-Geb. als ein Denkmal der Vorzeit. (D. W. i. R. 184 ff. 1898.)
 - u) F. E. Suess: Bau und Bild der böhmischen Masse. Wien-Leipzig 1903.
 - v) F. Frech, Aus der Vorzeit der Erde. Leipzig 1910.
4. Kuntze, Die Gestalt der schlesischen Steine. (D. W. i. R. Nr. 204 ff. 1899/1900.)
 5. Über eine radioaktive, arsenhaltige Quelle vgl. Kosmann, Die radioaktive Beschaffenheit der arsenhaltigen Juliana-Mineralquelle bei Rudelstadt i. Schl. (D. W. i. R. Nr. 329. 1910.)
 6. Hoeger, Die Übergänge aus dem Landeshuter Tal in das Hirschberger Tal. (D. W. i. R. Nr. 2. 1881.)
 7. Über den Namen der Friesensteine, wahrscheinlich von einem Herrn von Friesen, der ein Gut in Ob.-Bärsdorf besaß, vgl. D. W. i. R. Nr. 69. p. 188. (1888) und ibid. Nr. 347 p. 140 (1911.) Clementinenfels, so genannt nach der Gemahlin des Prinzen Reuß LXXIV auf Neuhof.
 8. Eine Photographie des einen der Witterlöcher von Wencke in Nr. 320 (1909) D. W. i. R.
 9. Beck, Ein Ausflug über den Scharlach. (D. W. i. R. Nr. 202. 1899.) Schirmer, Der Scharlach. (D. W. i. R. Nr. 264. 1904.)
 10. Über den „Spitzstein“ vgl. D. W. i. R. Nr. 286. 1906.
 11. So genannt von der Prinzessin Marianne, der Gemahlin des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs Friedrich Wilhelm III. Prinz Wilhelm besaß seit 1822 Fischbach.
 12. Berg, Die Naturbrücke an dem Rabenstein bei Jannowitz. (D. W. i. R. Nr. 349. 1911.)
 13. Über das Bolzenschloß: v. Rentz, Zur Gesch. des B. und des Dorfes Jannowitz. (D. W. i. R. Nr. 29. 1884.); Bittermann, Aus der letzten Zeit des B. (D. W. i. R. Nr. 181 ff. 1897.); Schubert, Notizen über Burg Bolzenstein. (D. W. i. R. Nr. 286. 1906.) Über die Inschrift unterhalb der Burg an einer Felsgruppe s. ebenfalls D. W. i. R. Nr. 29. 1884. S. 5.

14. Über den Namen Hemmrich s. D. W. i. R. Nr. 181. 1897. S. 172.
15. Müller, Die Sommerfrische Hohenwiese und deren Umgebung. (D. R. W. i. Nr. 320. 1909.)
16. Müller, Das Klöberdenkmal in Hohenwiese. (D. W. i. R. Nr. 262. 1904.)
17. Anlagen auf dem Gneisenauberge s. D. W. i. R. Nr. 48. 1886. S. 7.
18. Die „Falkenburg“ behandeln: Rosenberg, Schubert und Gebhardt. (D. W. i. R. Nr. 279. 1906; Nr. 288. 1906; Nr. 308, 1908.)
19. Über den Namen s. D. W. i. R. Nr. 87. 1890. S. 4. (Scholz, Ein etymologischer Spaziergang im Gebirge.) Der dem Gotschenstein unmittelbar benachbarte kleine Prinzessinsteinstein bietet keinerlei Sehenswürdigkeit.
20. a) Fr. Ratzel, Über Naturschilderung. 3. Aufl. München und Berlin 1911.
b) Schroller, Schlesien. Glogau. Band I.
c) Herloßsohn, Das Riesengebirge und die Grafschaft Glatz. Leipzig 1849. (3. Aufl.)
d) Kölbinger: Wie die führenden Kreise vor 70 Jahren unsere Berglandschaft betrachteten. (D. W. i. R. Nr. 98/9. 1890.)
e) Baer, Das Riesengebirge als malerisches Objekt. (D. W. i. R. Nr. 223. 1901.)
f) Hoppe, Vergessene Dörfer. (D. W. i. R. Nr. 357. 1912.)
g) Mazel, Künstlerische Gebirgs-Photographie (Deutsch von Hegg.) Berlin 1903.
21. D. W. i. R. Nr. 227. 1901. S. 141.



Beifolgende, von mir in diesem Jahre aufgenommene Bilder sollen einige der eigenartigen Gipfel- und Felsbildungen des behandelten Gebietes veranschaulichen. **O. Nafe.**



Clementinenfels. (Friesensteine.)



Mittelgruppe der Friesensteine.



Friesensteine. (Hauptgruppe.)



Die Rabenfelsen (Minzthal).



Gipfel des Mariannenfelsen.



Steinturm auf dem Mariannenfelsen.



Die Pfortenklippen. (Nahe dem Bolzenschloß).



Bolzenschloß.



Blockhalde mit krönender Steingruppe. (Nahe beim Bolzenschloß.)



Der Falkenberg von Norden her.



Forstberg (W. Hälfte).



Der Kutschenstein bei Fischbach.



Forstberg (O. Hälfte).



Westlicher Hang des Falkenberges.



Gipfel des Braunerberges (bei den Falkenbergen).



Der Gipfel des Scharlachs (v. W.).

Zu dem Hiato bei Demosthenes.

Von Oberlehrer Dr. Friedrich Schiller.

Benselers unbestrittenes Verdienst ist es, zum ersten Male die Hiatsfrage im Zusammenhange behandelt zu haben.¹⁾ Da er sich aber wegen der gewaltigen Ausdehnung des Gebietes mit dem einzelnen Schriftsteller nicht genau genug hatte beschäftigen können und außerdem die Fortschritte der Wissenschaft auch für die Behandlung dieser Frage manches Neue brachten, erwiesen sich Einzeluntersuchungen als notwendig.²⁾

Über Demosthenes fehlt eine solche noch und gerade über ihn scheint sie mir besonders nötig, weil Blass in seiner neuesten kritischen Ausgabe der Reden des Demosthenes³⁾ die Ergebnisse der Untersuchung Benselers vielfach für seine Rhythmentheorie nutzbar macht und das Zusammentreffen eines Hiates mit mehreren kurzen Silben als Beweis für Textverderbnis und somit als Grund zur Änderung des Textes — oft gegen alle Handschriften — ansieht. Da es mir hier nicht möglich ist, das aus den ersten

¹⁾ G. E. Benselerus: de Hiato in oratoribus Atticis et Historicis Graecis, Libri duo Fribergae, MDCCCXLI.

²⁾ Folgende Untersuchungen, die mir bekannt geworden sind, erwähne ich, weil sie in der vorliegenden Arbeit öfters angeführt werden:

Arthurus Zerdik: Quaestiones Appianae Kiliae. 1886, p. 49—82.

Fridericus Kaelker: Quaestiones de elocutione Polybiana. Lpz. Stud. III. Bd. 1880, p. 236—261.

Fridericus Kaelker: de hiato in libris Diodori Siculi. Lpz. Stud. III. Bd. 1880, p. 303—320.

Carolus Sintenis: de hiato in Plutarchi vitis parallelis epistula ad Hermannum Sauppium. Programm Zerbst 1845.

³⁾ Demosthenis orationes — — editio quarta correctior curante Friderico Blaß Lipsiae MCMIII.

18 Reden des Demosthenes für diese Untersuchung gesammelte Material vorzulegen, sollen nur einige Fragen, die mir für die Behandlung des Hiates bei Demosthenes wichtig erscheinen, erörtert werden.

Der Hauptfehler, in den Benseler verfiel, war der, daß er, um den Text des Demosthenes möglichst hiatfrei zu machen, zu den willkürlichsten Änderungen seine Zuflucht nahm. Er beachtete Ciceros Worte: *quam (scilic. vocalium concursio) magna ex parte ut vitiosam fugit Demosthenes (orat. 151)* zu wenig. Wenn wir uns auch heute gewiß kaum noch vorstellen können, mit welcher Leichtigkeit die Schriftsteller auf Grund langjähriger Übung den mannigfachen Forderungen der Kunstprosa nachkamen, so hatte doch auch ihre technische Gewandtheit Grenzen. Und so ist es Demosthenes auch nicht immer gelungen, den Hiat zu vermeiden. Am deutlichsten sehen wir das an dem Worte $\eta\delta\eta$. Durch das η am Anfang und am Ende war es recht unbequem. Trotzdem und trotz seines häufigen Gebrauches bei Demosthenes — allein in den echten Reden des ersten Bandes der Ausgabe von Blass kommt es 82 mal vor — ist in sämtlichen echten Reden der Hiat mit $\eta\delta\eta$ vermieden, außer an zwei Stellen, die untersucht werden sollen:⁴⁾

XVI, 30 *τούτους μὲν ἐπάρξει $\eta\delta\eta$ σωθῆναι δι' ἡμᾶς* (Benseler: *ἐπάρξει σωθῆναι*, Blass: *ἐπάρξει[$\eta\delta\eta$] σωθῆναι*).

Voemel⁵⁾ will den Hiat dadurch entschuldigen, daß $\eta\delta\eta$ von *ἐπάρξει* getrennt gesprochen und mit dem folgenden so verbunden wird: „Es wird diesen widerfahren, daß sie jetzt schon durch euch gerettet worden.“ Die Annahme der Pause erscheint mir recht willkürlich. Ich glaube eher, daß Demosthenes den Hiat zuließ, weil er sich in einer gewissen Zwangslage befand; denn $\eta\delta\eta$ konnte höchstens noch hinter *σωθῆναι* stehen. Die hierdurch nötig werdende Elision des *αι* wandte er aber, wie wir noch sehen werden, nur ungern an. Auch an der zweiten Stelle

XXI, 32 *ὅτι τοὺς νόμους $\eta\delta\eta$ ὁ τοῦτο ποιῶν προσυβριζέει* (Blass *$\eta\delta\eta$ [δ]τοῦτο*)

⁴⁾ cf. Preuß: *index Demosthenicus Lipsiae MDCCCXCII. s. v. $\eta\delta\eta$.*

⁵⁾ *Δημοσθένους αἱ δημηγορίαι* ed. Voemelius Halis Saxonum MDCCCLVII.

zeigt sich die Unmöglichkeit, den Hiat durch Umstellung von ἦδη zu vermeiden.

Auch der Hiat in XVIII, 20

οὔτε χρήμασιν οὔτε σώμασιν, οὐτ' ἄλλω οὐδενὶ τῶν ἀπάντων
(Blass οὔτ' ἄλλω[οὐδενί])

ist so zu beurteilen. Voemel⁶⁾ führt zu seiner Entschuldigung an: in simplicitate narrationis iste (scilic. hiatus) non offendit. Derselbe Hiat findet sich noch einmal

XIX, 62 οὐδὲ Θεταλοῖς οὐδ' ἄλλω οὐδενί.

Sonst ist es Demosthenes überall gelungen, bei der Verbindung von ἄλλος und οὐδεὶς den Hiat zu vermeiden, teils durch die Stellung:

XIX, 50 οὐδενὸς δ' ἄλλου
XXIII, 65 οὐδενὸς ἄλλου

teils durch Trennung der beiden Worte:

XIX, 62 οὐδ' ἄλλου τῶν παρόντων οὐδενὸς
XXX, 33 ἄλλω συνοικοῦσ' οὐδενί.

Auch bei Appian finden wir an 7 Stellen einen Hiat, der durch ἄλλος verursacht ist (Zerdik l. c. p. 70). Fälle wie ἄλλω οὐδενί, in denen nicht Demosthenes allein, sondern auch andere Schriftsteller, die auf die Meidung des Hiates Wert legen, den Hiat stehen lassen, zeigen uns besonders deutlich, daß ein Zwang vorliegt. Noch einige andere Beispiele dieser Art seien angeführt:

VIII, 51 ἀνθρώπων μεγίστη ἀνάγκη ἢ ὑπὲρ τῶν γεγενημένων
αἰσχύνῃ (Blass [ἀνθρώπων μεγίστη]).

Nach Voemel ist der schwere Hiat „in proverbii forma“ stehen geblieben. Ob man hier wirklich von sprüchwörtlichem Gebrauche reden kann, habe ich nicht feststellen können.

XVIII, 33 ἦν — — ἐν φόβῳ καὶ πολλῇ ἀγωνίᾳ, μὴ (Benseler,
Blass mit allen codd. außer S: ἐν φόβῳ, μὴ).

XIV, 21 νεῖμαι κελεύω μέρη εἴκοσι.

An diesen 3 Stellen entsteht der Hiat durch Verbindung eines Substantivs mit einem Attribut. Daß gerade bei dieser Ver-

⁶⁾ Δημοσθένους κατ' Αἰσχίνου ed. Voemelius Lipsiae MDCCCLXII.

bindung die Hiatgefahr groß war, ist ohne weiteres klar. Wie oft trat doch der Fall ein, daß das erste Wort auf eine Kasusendung mit langem Vokal oder Diphthong ausging und das zweite Wort mit einem Vokal anfang. Auch aus Diodorus Siculus werden 3 Stellen und aus Appian 13 Stellen angeführt, bei denen der Hiat durch die Verbindung von Substantiv und Adjektiv entsteht (cf. Kaelker l. c. p. 313 und Zerdik l. c. p. 74).

Daß auch der durch Zahlen verursachte Hiat geduldet wurde, wird für Plutarch l. c. p. 8, für Diodorus Siculus l. c. p. 307, für Appian l. c. p. 77 zugegeben. Vgl. zu Demosthenes XIX, 21 μέρη *εἴκοσι* besonders Diodor. Sic. 101, 5 ἔτη *εἴκοσι*.

IV, 44 S: *ποῖ οἶν προσορμούμεθα*, vulg. Blass: *ποῖ δὴ*.

Da *οἶν* völlig guten Sinn gibt, haben wir keine Veranlassung, von der anerkannt besten Handschrift S abzuweichen.

Voemel hält mit Sauppe *οἶν* sogar für besser als *δὴ* und sagt: ‚haec particula sub specie assentientis huic loco multo aptior est quam *δὴ* mirantis‘. Als Entschuldigung für den Hiat gibt er an: ‚hiatum in vulgi sermone reliquit orator‘. Ich glaube eher, daß *ποῖ οἶν*, weil es häufig vorkam, zugelassen wurde. Auch *τί οἶν* war ja durchaus unanstößig. Vgl. auch Appian 822, 10 *πότεροι οἶν* (Zerdik l. c. p. 58).

XIV, 23 *αὐτὸ τὸ πράγμα ἐαντιῷ ἐδρήσει*

A: *ἐαντὸ ἐδρήσει* (Blass).

Beide Lesarten enthalten einen schweren Hiat. Die Annahme einer Pause hinter *ἐαντιῷ* zum engen Zusammenschluß der Worte *αὐτὸ τὸ πράγμα ἐαντιῷ* erscheint mir sehr willkürlich. Ich glaube, Demosthenes hat sich hier ebenso wie XV, 15 *συναγορεύοντι τῇ σωτηρίᾳ αὐτῶν* wieder dem Zwange beugen müssen. Auch bei Appian finden sich 25 Hiata, die durch Formen von *αὐτὸς* oder *ἐαντοῦ* entstehen (Zerdik l. c. p. 71, 72).

Ergibt sich aus den angeführten Stellen mit Sicherheit, daß Demosthenes zuweilen einen Hiat zuließ, weil er ihn nur schwer vermeiden konnte, so werden wir von ihnen aus ein richtiges Urteil über manche andere Stelle (z. B. XVIII, 174 *ἐν Ἐλατείᾳ ὄντα*, XVIII, 240 *περὶ τούτου ἀκριβολογουμένον*) gewinnen und auf

die willkürlichen Änderungen, die Benseler und Blass vorschlagen, verzichten.

Eine besonders schwierige Frage bei der Hiatusuntersuchung ist die, an welchen Stellen zur Entschuldigung des Hiates eine Pause angenommen werden darf. Nur allzuleicht gerät man hier in die Gefahr, willkürlich zu verfahren. Deshalb soll versucht werden, aus dem Demosthenestext selbst Richtlinien für die Entscheidung dieser Frage zu gewinnen. Folgende zwei Stellen scheinen mir hierfür geeignet:

XVIII, 48 *μέχρι τούτου Λασθένης φίλος ὀνομάζετο, ἕως — —
μέχρι τούτου Τιμόλαος, ἕως — —
μέχρι τούτου Εὐδίκος καὶ Σίμος, ἕως — —*

Blass gegen alle Handschriften:

μέχρι τούτου [Εὐδίκος καὶ] Σίμος.

Hinter *τούτου* ist, damit die Figur der *ἐπαναφορά* deutlich hervortritt, eine Pause anzunehmen, und somit ist der Hiatus nicht mehr störend. Daß Demosthenes wirklich hinter *τούτου* eine Pause machte, beweist die Stellung der Eigennamen. Wäre ihm der Hiatus *τούτου Εὐδίκος* anstößig gewesen, dann hätte er ihn sicher durch die Umstellung *Σίμος καὶ Εὐδίκος* vermieden.

IX, 66 *τῶν τὸν μὲν Λασθένη ὑπαρχὸν χειροτονησάντων,
τὸν δ' Ἀπολλωνίδην ἐκβαλόντων.*

Benseler, Blass gegen alle Handschriften: *Λασθένην.*

Hinter *Λασθένη* ergibt sich eine Pause durch die Gegenüberstellung der Glieder *Λασθένη — Ἀπολλωνίδην* und *ὑπαρχὸν χειροτονησάντων — ἐκβαλόντων*. Auch bei Appian wird durch die Gegenüberstellung von Satzgliedern mit *μὲν — δὲ* eine Pause bewirkt und durch sie der Hiatus entschuldigt (Zerdik l. c. p. 69). Vgl. besonders: 798,18 *ἐπὶ μὲν τῇ Καισαρι μόνῃ δόξαν οἴεσθαι τυραννοκτόνων, ἐπὶ δὲ τοῖς φίλοις αὐτοῦ — ἐχθρῶν.*

Die Entschuldigung des Hiates *Λασθένη ὑπαρχὸν*, d. h. die Annahme einer Pause wird ferner durch die Form *Λασθένη* geradezu bewiesen. Wenn Demosthenes auch nach den besten Handschriften den Akkusativ überhaupt nur auf *η* bildet (VIII, 40, XIX, 342), so hätte er doch sicher die Form auf *—ην* gewählt, wenn ihm der Hiatus anstößig gewesen wäre.

Aus diesen beiden Stellen erkennen wir ganz deutlich, daß bei Demosthenes schon die kleinste Sinnespause genügt, um den Hiat unanstößig zu machen. Das muß für die folgenden Stellen festgehalten werden. Zuerst sollen solche behandelt werden, bei denen die Pause zur Hervorhebung eines besonders stark betonten Wortes nötig erscheint.

I, 4 *καὶ ἅμα στρατηγὸν καὶ δεσπότην καὶ ταμίαν
καὶ πανταχοῦ αὐτὸν παρεῖναι.*

Benseler: *πανταχοῦ* oder *καὶ αὐτὸν πανταχοῦ παρεῖναι*

Blass: *καὶ πανταχοῦ [αὐτὸν] παρεῖναι.*

Die Pause hinter *πανταχοῦ* wird nötig, weil *πανταχοῦ* aufs engste zu den Begriffen *στρατηγὸν καὶ δεσπότην καὶ ταμίαν* gehört und *αὐτὸν* „selbst“ als das wichtigste Wort eine besonders starke Betonung verlangt.

III, 17 *εἰ δὲ τοῦτ' ἐποίει ἐκαστος, ἐνίκων ἔν.*

Benseler: *ἐποίουν.*

Blass: *εἰ δ' ἐποίει τοῦθ' ἐκαστος* (nur im kritischen Apparat, nicht im Text).

Der Sinn: „und hätte das jeder einzelne getan, dann hätten sie (alle) gesiegt“, verlangt eine scharfe Hervorhebung des *ἐκαστος*, die durch eine kleine Pause hinter *ἐποίει* gut erreicht wurde.

VIII, 57 *καὶ περὶ τούτου ἡ διαδικασία αὕτη ἐστίν.*

S L, A: *περὶ τούτου* vulg. *τούτων*

Benseler: *περὶ τούτων ἡ διαδικασία*

Blass: „ „ „ „ [*αὕτη ἐστίν*].

Durch den Sinn wird unzweifelhaft *περὶ τούτου* gefordert. Es handelt sich nur um einen einzigen Punkt. Es ist der Streit „mit Bezug darauf, daß sie, die doch eigentlich den öffentlichen Unwillen verdienen, diesen dadurch von sich abzuwenden versuchen, daß sie für möglicher Weise eintretendes Unglück diejenigen, welche zum Widerstande raten, im voraus verantwortlich machen“ (Westermann). Wir würden in der freien Rede doch auch sprechen: „und darum — — dreht sich dieser Streit“.

XV, 26 *τί δή ποτ' ἐν Βυζαντίῳ οὐδεὶς ἐσθ' ὁ διδάξων.*

Demosthenes scheint sagen zu wollen „warum in (diesem so großen) Byzanz kein einziger ist“. Durch die Pause hinter *Βυζαντίῳ*

wird *οὐδείς* diesem scharf entgegengesetzt. Durch sie wird auch der enge Zusammenschluß mit *ἔσθ' ὁ διδάξων* ermöglicht.

XVI, 14 *Ἐν τι καὶ ταὐτὸ βουλομένη αἰεὶ πράττειν.*

Benseler, A: *βουλομένη πᾶσιν αἰεὶ πράττειν*

vulg.: *αἰεὶ βουλομένη*

Voemel, Blass: *βουλομένη[αἰεὶ]πράττειν.*

αἰεὶ kann unmöglich wegbleiben, da es für den Sinn völlig unentbehrlich ist. Der Vorwurf der Wankelmütigkeit wird ja gerade durch *Ἐν τι καὶ ταὐτὸ βουλομένη αἰεὶ πράττειν* zurückgewiesen. Seine scharfe Betonung macht eine Pause wahrscheinlich. Auf keinen Fall aber darf man es wie Voemel u. a. vorschlägt, mit vulg. vor *βουλομένη* stellen, da es aufs engste zu *πράττειν* gehört.

XVIII, 142 SL: *μη̄ τῶν εἰργασμένων ἀντὶ κακῶν ὑποληφθῆ
οὔτος ἐλάττων.*

Blass mit allen übrigen Handschriften: *οὔτος ἐλάττων
ὑποληφθῆ.*

Wenn die letztere Lesart die ursprüngliche wäre, so wäre es nicht zu verstehen, weshalb die besseren Handschriften sie geändert haben sollten. Dagegen ist die Änderung der schlechteren Handschriften durch ihr Bestreben, hiatfreien Text zu bieten (cf. p. 237) erklärt. *ὑποληφθῆ οὔτος ἐλάττων* mit einer Pause vor *οὔτος* scheint mir viel wirkungsvoller zu sein als *οὔτος ἐλάττων ὑποληφθῆ*. Daß gerade an dieser Stelle die Annahme einer Pause willkürlich erscheinen kann, will ich zugeben. Wer sie hier und vielleicht auch an einer der anderen vorhergenannten Stellen nicht billigt, muß annehmen, daß Demosthenes es vorzog, einen Hiat stehen zu lassen, anstatt durch Umstellung oder Veränderung der Worte ihre Wirkung abzuschwächen. Ihm stand selbstverständlich die Klarheit und Schärfe seiner Rede weit höher als die Meidung des Hiates, die doch nur etwas Äußerliches war.

Eine Pause kann auch durch die Satzgliederung gefordert werden, z. B. an folgenden Stellen:

IX, 31 *ἀλλ' οὐδὲ βαρβάρου ἐντεῦθεν, ὅθεν καλὸν εἰπεῖν.*

Blass: *βαρβάρων ἐντεῦθεν.*

Die Pause hinter *βαρβάρου*, die schon Benseler annahm, scheint sich mir beim Sprechen von selbst zu ergeben, da nur durch sie die Entsprechung von *ἐντεῦθεν* und *ὅθεν* zur Geltung kam. Voemel will den Hiat durch Aphaeresis tilgen.

XIV, 41 ἄρχειν δὲ μηθενὸς μήτε λόγου μήτε ἔργου ἀδίκου.

Blass: ἄρχειν δ' ἀδίκου μηθενὸς μήτε λόγου μήτ' ἔργου.

Vergleichen wir die von allen Handschriften gegebene Lesart mit der von Blass vorgeschlagenen, so wird es klar, wie viel schärfer die ursprüngliche ist. Unzweifelhaft steht *ἀδίκου* als das am meisten betonte Wort am besten am Ende. Eine kleine Pause hinter *ἔργου* hob es noch mehr hervor. Durch sie wurde es auch erreicht, daß *ἀδίκου* als nicht allein zu dem ihm am nächsten stehenden *λόγου*, sondern zum ganzen Ausdruck gehörig empfunden wurde. *μήτε λόγου μήτε ἔργου* steht gewissermaßen als Ausführung des *μηθενὸς* in der Mitte, so daß sich folgende Gliederung ergibt: *μηθενὸς—μήτε λόγου μήτε ἔργου—ἀδίκου*.

XVIII, 172 ἀλλ' ὡς ἔοικεν ἐκεῖνος ὁ καιρὸς καὶ ἡ ἡμέρα ἐκείνη οὐ μόνον εἴνουν καὶ πλοῦσιον ἄνδρα ἐκάλει, ἀλλὰ καὶ — —.

Blass: . . ὁ καιρὸς [καὶ ἡ ἡμέρα ἐκείνη] —.

ἡ ἡμέρα ἐκείνη gibt sehr guten Sinn. Außerdem würde durch seine Weglassung der kunstvolle Bau des Satzes zerstört werden. Alle Glieder kommen nämlich doppelt vor: *εἴνουν καὶ πλοῦσιον* | *παρηκολουθητότα καὶ συλλελογοισμένον* | *τίνος εἴνεκα καὶ τί βουλόμενος*. Um die Gliederung des Satzes durch *οὐ μόνον—ἀλλὰ καὶ* hervortreten zu lassen, mußte eine Pause hinter *ἐκείνη* gemacht werden. cf. p. 229 zu IX, 66.

Von der Behandlung der Pause wenden wir uns nun zu der Elision und Aphaeresis. Wie weit diese Mittel zur Beseitigung des Hiates angewendet wurden, ist auch nicht immer ganz klar. Bezweifelt wird z. B. noch die Anwendung der Elision bei der Verbalendung *ᾶ*. Benseler (p. 165) und Voemel (p. 7) leugnen sie ganz. Nach Blass „Ausführliche Grammatik der Griechischen Sprache von R. Kühner“³, p. 238 „sind bei Demosthenes geschriebene und in der Aussprache zu tilgende Hiaten mit diesem *αι* nicht ganz selten, z. B. Chers. 22 sq., 36, 42, 72; andererseits indes auch nicht so häufig, wie das bei einer

völlig legitimen Sache der Fall sein würde, zumal da diese Wortausgänge sehr häufig vorkommen und etwa den vierten Teil aller Ausgänge auf langen Vokal oder Diphthong ausmachen, wenn man die kleinen Wörter wie *καὶ, ἦ, τοῦ* außer Rechnung läßt.“ In „die Rhythmen der Attischen Kunstprosa“ p. 122 sagt er hierüber: „Es scheint — das — *αι* überall gleich irgend welchem kurzen Vokale Elision zu fordern, — —“. In seiner Demosthenesausgabe hat er sie, soweit ich sehen kann, nur an zwei Stellen angewendet: VIII, 72 *ἔσομ' εὐθέως* und IX, 29 *ἀπόλλυθ' ἕκαστος*.

Zur Entscheidung dieser Frage führe ich alle Stellen, die hierfür in Betracht kommen, an. Nach Weglassung aller der Stellen, bei denen der Hiat durch Pause oder sonstwie (IV, 13) entschuldigt ist, sind es folgende:

I, 28 <i>καρπῶνται ἀδεῶς</i>	IV, 37 <i>παρασκευάζεσθαι ἀναλίσκομεν</i>
VI, 20 <i>πιστεῦσαι ὄεσθε</i>	VIII, 35 <i>δύνασθαι ἐπανελθεῖν</i>
VIII, 42 <i>ἐξελέσθαι ἔτοιμοι</i>	VIII, 72 <i>ἔσομαι εὐθέως</i>
IX, 29 <i>ἀπόλλυθ' ἕκαστος</i>	IX, 34 <i>ὑβρίζεται ἐπ' αὐτοῦ</i>
IX, 64 <i>ἤττασθαι ἐνόμιζον</i>	XV, 1 <i>πραχθῆναι ἀπέχει</i>
XV, 16 <i>εὐ φρονῆσαι ἠθέλησαν</i>	XV, 23 <i>ἤττηνται ὑπὸ Λακεδαιμονίων</i>
XVI, 11 <i>κομίσασθαι Ὀρωπῶν</i>	XVIII, 52 <i>εἶναι Ἀλεξάνδρου</i>
XVI, 20 <i>οἶμαι ἑμῶν</i>	XVIII, 111 <i>εἶναι ὁμολογῶ</i>
XVIII, 76 <i>αἰτιᾶται ἐμέ</i>	XVIII, 171 <i>σωθῆναι αὐτήν</i>
XVIII, 114 <i>ἔστεφάνωται ἐφ' ἑμῶν.</i>	

An 19 Stellen also findet sich ein durch *αι* verursachter Hiat. Sollen wir wirklich glauben, daß Demosthenes es vorzog, 19 mal diesen Hiat stehen zu lassen, anstatt die Elision anzuwenden, die bei Homer und den Komikern ganz gebräuchlich⁷⁾ und auch in Prosa durchaus nicht ungewöhnlich war, z. B. bei Plato und Philodem?⁸⁾ Auch bei Polybius⁹⁾ finden sich viele Spuren des Gebrauches der Elision, und für Diodorus Siculus⁹⁾ und Appian¹⁰⁾ ist sie wohl ebenfalls anzunehmen. Mit Recht weist Blass aller-

⁷⁾ Blaß: Die Rhythmen der „Attischen Kunstprosa“ p. 36.

⁸⁾ Blaß: Ausführliche Grammatik p. 238.

⁹⁾ Kaelker l. c. p. 317.

¹⁰⁾ Zerdik l. c. p. 78.

dings I. c. p. 238 auf die geringe Zahl dieser Hiäte hin. Die Elision bleibt trotzdem legitim, nur mied sie Demosthenes, so oft er konnte. Das erkennen wir auch aus dem verschiedenen Gebrauche der Formen *δεικνύειν* und *δεικνύναι*. Letztere Form steht bei ihm nie vor Vokalen, außer, wenn hinter ihr eine Pause ist (cf. XXIV, 61).¹¹⁾ Denselben Gebrauch beobachten wir bei Polybius (cf. Kaelker p. 237).

Wie die Anwendung der gewöhnlichen Elisio, so wird auch die der Elisio inversa oder Aphaeresis noch von einigen bezweifelt. So leugnet sie Benseler. Voemel (p. 13) verteidigt sie und wendet sie in seiner Ausgabe an. Blass sagt I. c. p. 242, Anm. 1: „In der Prosa kommt die Aphaeresis in unzweideutigen Beispielen kaum vor.“ Ein unzweideutiges Beispiel glaube ich aber bei Demosthenes IX, 40 gefunden zu haben. Hier haben alle Handschriften *καὶ πλείω καὶ μείζω ἐστὶ* — — (Benseler: p. 72 *μείζων' ἐστὶ*, Blass: *μείζω[ἐστὶ]*).

Wie wir mit Hilfe des index von Preuss feststellen können, wird *μείζω* nur vor Konsonanten (20 mal), *μείζονα* vor Konsonanten und Vokalen gebraucht. Wenn hier in allen Handschriften *μείζω*, nicht *μείζονα* überliefert ist, so ist das ein Beweis dafür, daß Demosthenes den Hiat *μείζω ἐστὶ* durch die Aussprache beseitigte, d. h. daß er Aphaeresis (*μείζω 'στὶ*) anwandte. Man könnte wohl auch an Krasis denken. Der Name ist gleichgültig. Wichtig ist, daß wir die Beseitigung des Hiates nachweisen können. Auf dieselbe Weise werden folgende Hiäte getilgt.¹²⁾

VIII, 57 <i>αὐτὴ ἐστίν,</i>	IX, 59 <i>δοῦλοι ἔσονται.</i>
XVIII, 113 <i>δικαία ἐστίν.</i>	
IX, 13 <i>οὐ ἐποίησαν,</i>	XVIII, 48 <i>Φιλίππῳ ἐποίησεν.</i>
XVIII, 172 <i>ἡμέρα ἐκείνη,</i>	XVIII, 222 <i>τῇ πόλει ἐπαιρόμενος.</i>

Zum Schluß sei noch auf eine Beobachtung hingewiesen, die, wenn sie sich bei genauerer Untersuchung bestätigt, von Wichtig-

¹¹⁾ Voemel I. c. p. 100.

¹²⁾ Daß auch bei Appian die von Zerdik angeführten zahlreichen Hiäte mit *ἐπί* (p. 60), und dem augmentum syllabicum (p. 63—65) durch Aphaeresis zu beseitigen sind, halte ich für sicher.

keit für die Beurteilung der Handschriften ist. Von folgenden 2 Stellen soll ausgegangen werden:

XVIII, 240¹⁸⁾ εἰ τότ' ἐμοῦ περὶ τούτου ἀριβολουμένου.

S L: περὶ τούτου. F: περὶ τούτου.
ων

Blass schreibt mit den schlechteren Handschriften: περὶ τούτων.

Es handelt sich allein um den einen Punkt der gleichmäßigen Verteilung der Kriegslasten und der Sinn ist: „falls ich es damals hiermit, mit der gleichmäßigen Verteilung der Kriegslasten, hätte genau nehmen, dabei markten wollen“ (Westermann). Ein Grund, von den besten Handschriften abzuweichen, liegt also nicht vor.

VIII, 57 καὶ περὶ τούτου ἡ διαδικασία αὕτη ἐστίν.

S L A: περὶ τούτου. F: τούτων. vulg.: τούτων.
ου

Blass schreibt wieder mit den schlechteren Handschriften: τούτων.

Wieder handelt es sich nur um einen einzigen Punkt, wie schon p. 230 gezeigt wurde.

Auch hier also haben wir keine Veranlassung, von den guten Handschriften abzuweichen. Wie erklärt es sich aber, daß an beiden Stellen die guten Handschriften περὶ τούτου, die weniger guten περὶ τούτων haben? An einen Zufall werden wir kaum denken dürfen. Die Vermutung liegt nahe, daß bei ihnen die gute Lesart τούτου zur Vermeidung des Hiates in τούτων geändert ist. Sie wird uns noch wahrscheinlicher, wenn wir auch an zahlreichen anderen Stellen bei den schlechteren Handschriften Änderungen finden, die derselben Absicht entsprungen zu sein scheinen. Vergleiche folgende Stellen:

I, 28 καρπώνται ἀδεῶς, A Y: ἀδεῶς καρπώνται.

IV, 44 S: ποῖ οὖν, vulg.: ποῖ δὴ.

V, 14 Ἀμφικτύονας ἦν εἶναι, εἰς, Y: εἶναι ἦν εἰς.

VI, 20 S F: πιστεῦσαι, ὄϊσοθε, vulg.: πιστεῦσαι; οὐκ ὄϊσοθέ γε.

VIII 57 s. o.

IX, 13 S: ὄϊσοθε αὐτὸν, οἳ ἐποίησαν μὲν οὐδὲν ἂν κακὸν,

vulg.: ὄϊσοθε, οἳ μὲν οὐδὲν ἂν αὐτὸν ἐδυνήθησαν
ποιῆσαι κακὸν.

¹⁸⁾ Zur größeren Vollständigkeit ziehe ich von jetzt ab noch den kritischen Apparat von Voemel hinzu. Bläß: A = Voemel Aug. 1. Bläß: L = Laur. S.

- IX, 57 S A: ἐπειδή, ἀπαλλαγέντος, vulg.: ἐπειδή γε ἀπαλλα-
γέντος.
- XI, 14 S: καὶ ἀπασῶν, vulg.: καὶ πασῶν.
- XI, 14 S: τὰ κακὰ ἐστὶ τοῖς πολλοῖς.
vulg.: τὰ κακὰ τοῖς πολλοῖς ἐστὶν.
Y: τοῖς πολλοῖς ἐστὶ τὰ κακὰ.
- XI, 15: τὸ ὄλον, Y: ὄλον.
- XI, 15: τέχη ἐστὶ πρὸς, A: τέχη πρὸς.
- XI, 17 S: ἴ' ἀληθῆ οὐδέν, vulg.: ἴ' ἀληθῆς οὐδέν.
- XVI, 14 S: βουλομένη αἰεὶ πράττειν, vulg.: αἰεὶ βουλομένη
πράττειν,
A: βουλομένη πᾶσιν αἰεὶ.
- XVIII, 24: κατεψεύσατό μου οὐδέν, Y: κατεψεύσατο οὐδέν.
- XVIII, 33: ἐν φόβῳ καὶ πολλῇ ἀγωνίᾳ μὴ.
A, F, Y: ἐν φοβῷ, μὴ.
- XVIII, 113: δικαία ἐστὶν τυγχάνειν, A, Y: δικαία τυγχάνειν ἐστὶν.
- XVIII, 138 S L: ἐγὼ ἔτι, vulg.: ἐγὼ νῦν ἔτι.
- XVIII, 142 S L: ὑποληφθῆ οὗτος ἐλάττων,
vulg.: οὗτος ἐλάττων ὑποληφθῆ.
- XVIII, 174: ἐν Ἐλατεία ὄντα, A: Ἐλατεία νῦν ὄντα.
- XVIII, 222 S L vulg.: τῆ πόλει ἐπαιρόμενος λόγους,
A: τῆ πόλει λόγους ἐπαιρόμενος.
- XVIII, 240 s. o.

S, L haben also oft ganz allein, oft auch mit anderen Handschriften Lesarten mit Hiaten. Am meisten frei von Hiaten ist der Text von A und Y.

Andrerseits finden sich aber auch Stellen, an denen S hiatfreien Text hat im Gegensatz zu den anderen Handschriften, z. B.

IX, 46, wo S L allein die Worte von ἵστε—τινος, in denen schwere Hiata sind, weglassen und an folgenden beiden Stellen:

- XVIII, 113 S: αὐτόν φησιν ἐπεύθυνον ὄντα,
L vulg.: αὐτόν φησιν ἢ βουλή ἐπεύθυνον ὄντα.
- XVIII, 274 S A: συγγνώμην ἀντί, vulg.: συγγνώμη ἀντί.

Die Zahl dieser Stellen ist jedoch so gering, daß sie nicht in Betracht kommen.

Sehen wir uns die zuerst angeführten Stellen genauer an, so finden wir, daß die Änderung in den schlechteren Handschriften durchweg Hiäte betrifft, die durch Elision oder Aphaeresis beseitigt werden konnten oder durch Pause entschuldigt waren oder von besonderer Art waren (cf. IV, 44 p. 228, XVI, 14 p. 231, XVIII, 33 p. 227). Das legt folgende Annahme nahe: Die Handschriften außer S und L, namentlich A und Y gehen auf einen Text zurück, der mit Rücksicht auf den Hiät durchkorrigiert war, und zwar von einem Gelehrten, der in das Wesen des Hiates nicht eingedrungen war und ohne Rücksicht auf die Möglichkeit, ihn zu beseitigen oder zu entschuldigen, Änderungen vornahm. Bestätigt sich meine Beobachtung, so ist sie ein neuer Beweis für die Güte des cod. S und L.

